

Alt-Ebingen und seine Markung

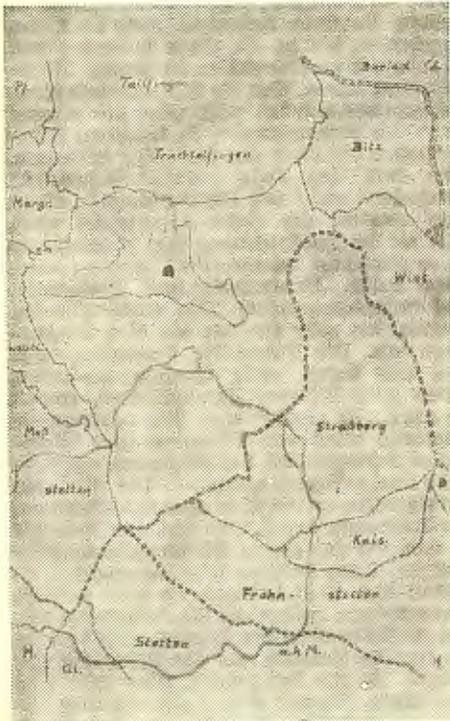
Von Hans Müller

Erst war die Landschaft. Dann kam der Mensch. Ohne Grund und Boden gibt es keine Menschen und somit auch keine Geschichte, ja nicht einmal einen Zeitbegriff.

Eine Markung oder Flur ist ein Stück Landschaft, das einer Gemeinde gehört. Selten hat sie natürliche Grenzen, wie etwa Burgfelden, und dennoch sind die Markungsgrenzen unter allen Arten von Grenzen die beständigsten. Sie gehen über Berg und Tal, so daß bei uns fast jede Gemeinde Talauen, Hänge und Hochland hat.

Die Ebinger Flur, die größte im Kreis, hat sich seit einem halben Jahrtausend nicht mehr geändert. Der letzte Zuwachs war Ehestetten, das 1453 von Ebingen gekauft und mit der Markung verschmolzen wurde.

Wichtig sind die Nachbarn, die man hat.



Die Markung

Um Ebingen herum liegen die Markungen Lautlingen, Margrethausen, Tailfingen, Bütz, Winterlingen, Straßberg, Frohnstetten, Stetten a. k. M. (mit einem Eck bei den drei Bannmarken) und Meßstetten. Die Grenze gegen Tailfingen war noch bis 1934 eine Grenze gegen Truchteltingen, dessen letzter Bürgermeister erst vor kurzem gestorben ist. Aber von 1386 bis 1832 hatte Ebingen noch mehr Nachbarn: Harthausen a. d. Scheer, Neufra-Freudenweiler, Gauselfingen, Burladingen und Tailfingen. Denn Bütz war von den Ebingern um 210 Pfund Heller (etwa 270 Goldmark) gekauft worden. Nach

446 Jahren durfte sich Bütz mit 23 000 Gulden wieder loskaufen.

Es war von einschneidender Bedeutung für Ebingen, daß von diesen vielen dieser Nachbarn zunächst eigentlich nur ein einziger kein Ausland war, nämlich Winterlingen. Beide Orte gehörten zu Hohenberg. Man könnte Meßstetten hinzunehmen, wäre es nicht vorübergehend (1347 bis 1418) tierbergisch gewesen wie Lautlingen und Margrethausen, die es schon um 1250 waren und um 1650 staufenbergisch wurden. Neufra war lange Zeit ritterschaftlich, Straßberg und Frohnstetten gehörten dem Kloster Buchau. Diese Orte kamen zu den zollerischen Orten Burladingen und Gauselfingen hinzu. Da die ehemals mächtigen Grafen von Veringen ihren Besitz an der Lauchert auch an Zollern verloren hatten, war nun Ebingen auf drei Seiten von Hohenzollern umgeben, welches 1848 sogar preußisch wurde, so daß 1866 an der Eselmühle richtiges Feindesland begann! Stetten a. k. M., das erst hohenbergisch, dann Klosterbesitz war, wurde badisch.

Im Jahr 1367 kamen Ebingen, Bütz und Winterlingen an Württemberg. Weitab vom Landesherrn gelegen, bildeten sie eine Exklave, eine Insel, von lauter Ausland umgeben. Aber das war nun gerade der Kern des späteren Kreises Balingen. Erst nach 36 Jahren wurde Balingen mit 12 Ortschaften, darunter Truchteltingen und Tailfingen, und 15 Jahre später auch Meßstetten württembergisch. Noch nach 1806 konnte man ohne Grenzüberschreitung nur über den Vorschwarzwald nach Stuttgart gelangen. Zwei Drittel der Umgebung Ebingens waren noch immer Ausland. Die Straßberger nannten nachweisbar 1817 die Ebinger „Ausländer“ und umgekehrt.

Vielfältige Folgen

Die Folgen dieses Zustandes waren vielfältig. Schon in früherer Zeit mußte Ebingen ummauert und von seinen Bürgern selber verteidigt werden. Bis weit in die Neuzeit herein war für Frachtfuhrleute ein Geleit nötig. Ebingen durfte von den Ausländern Weg- und Brückengeld verlangen. Noch 1822 kam es an der Grenze zu einer Schlägerei, als ein Pfarrer von Winterlingen bei Straßberg Chausseegeld bezahlen sollte. Auf dem Ebinger Markt mußten die Fremden höhere Standgelder geben, soweit sie überhaupt zugelassen wurden. Die Winterlinger waren in zwei Ebinger Mühlen gebannt, weil Straßberg Ausland war. Eine von diesen Mühlen schaffte sich für den Ferntransport einige Esel an, also Eselmühle. Schließlich baute Winterlingen eine eigene Mühle im Ried. Sie wurde teilweise mit katholischem Wasser von der Gemeinde Benzingen betrieben. Einmal sind Ebinger Bierbrauer — es gab deren 51 — bestraft worden, weil sie Bier ins Ausland „exportiert“ hatten. Das auf den Höhen mühsam gesammelte Bohnerz durfte nicht in die näher gelegenen Schmelzen Laucherttal, Thiergarten oder Harras gebracht werden,

nein, es mußte in tagelanger Fahrt nach Ludwigstal bei Tuttlingen geliefert werden. Schmiedeeisen hatte man in Christofstal-Friedrichstal bei Freudenstadt zu holen. 1809 wurde dem Bleicher Jerg seine Bleiche konfisziert, weil er ausländische Tuche dabei hatte. Diese brachten ihm mehr ein, weil er von ihnen höhere Gebühren verlangen konnte. Das sind nur einige von den vielerlei Erschwerungen, die Ebingens Lage mit sich brachte. Zoll und Maut hatte indessen auch manchmal sein Gutes. Nach Einrichtung des Zollvereins spürten die Wirker die preußische, hessische und sächsische Konkurrenz!

Zur politisch-wirtschaftlichen Verworrenheit kam die Ungunst der Lage. Die Straßen waren schlecht, das Gelände verkehrshindernd. Außer den Talstraßen gab es steile Steigen nach Bütz, nach Stetten, nach Schwenningen und nach Meßstetten. Die Frachtfuhrleute, zur Hälfte Gastwirte, wußten ein Lied davon zu singen. Die Post besorgten die Metzger, seit dem 17. Jahrhundert die Grafen von Thurn und Taxis. 1830 ging ein Postbote nach Balingen zu Fuß, und eine Magd trug die Briefe aus. Also sehr groß waren Handel und Wandel noch nicht. Man war noch auf Landwirtschaft angewiesen.

Teil der Landschaft

Ein Überblick im Freien oder eine Höhenlinienkarte (Skizze 2) zeigen, daß drei breite Flußtäler eine bucklige Höhenlandschaft in drei Teile zerlegt haben.

Diese hießen früher Raidenberg, Bitzer Berg und Schwenninger Berg. Zum Raidenberg gehören die Ochsenberge, Glinkenwasen und Kreuzbühle, sowie Rick und Martinskopf. Genaueres darüber findet man in den Heimatblättern 1957 S. 189 und 204. Bitzer Berge heißt heute nur noch ein winziger Teil der Höhen, alles andere ist in viele Namen zerfallen. Der Name Schwenninger Berg erinnert an Beziehungen, die seit 1809 durch den Truppenübungsplatz zerschnitten worden sind. Es kamen die Namen Ebinger Berg und Ebinger Hardt auf.

Wir betrachten nun zuerst die Höhen. Sie sind ein Ausschnitt aus dem kuppigen Teil der Hochalb, die nach SO einfällt, d. h. schräg liegt. Das „stimmt“ auch auf unserer Markung. Wir müssen nur die Erhebungen über 950 m (dunkel schattiert) ins Auge fassen. Die Kuppen sind Felsenkalk (CaCO₃) des mittleren und oberen Weißjura, teils dolomitisch (Ca,MgCO₃) und verwittern sehr langsam. Die hübsche Verworrenheit des Landschaftsbildes wird durch zahlreiche gewundene Vertiefungen vergrößert. Sie sind auf Skizze 2 durch Pfeile angedeutet. Man möchte sie für flache Täler halten, wenn ihnen nur nicht das durchgehende Gefälle abginge. Es bestand aber einmal, nämlich in der Pliozänzeit des Tertiär; es waren tatsächlich Täler, in denen sogar Wasser floß. Man kann noch immer schöne Prall- und Gleithänge erkennen. Diese Bäche sind durch das Sicheinfräsen ihres Vorfluters, der Donau, um 200 m, in die Tiefe versunken. Seither sind die Kuppen zwar langsam noch weiter heruntergewittert, aber ihr Schutt wurde nicht mehr fortgeschafft.



In der Mitte der alten Talsohlen sammelte sich das Feinkörnigste, der Schlufflehm ab. Da ein Abfluß nur noch senkrecht nach unten möglich ist, kann dieser Lehm durch Auslaugen kalkfrei geworden sein. Darunter liegen in verschiedenen Tiefen die Höhlensysteme. Bricht ein Höhlendach ein, so entsteht eine Doline. Der Boden kann aber auch kilometerweit nachsacken; dann gibt es eine Wanne (Skizze 2!) und damit ist das alte Talgefälle unterbrochen.

Die Kuppen sind meist bewaldet, hatten jedoch vor Mitte des 18. Jahrhunderts einen lichten Buchenmischwald, noch früher auch viele Eichen. Die Eicheln und Bucheln dienten der Schweinemast, daher die Waldbezeichnung Eckerich. Die flachen Hänge auf den Höhen waren Weideland. Viele Flurnamen erinnern noch daran: Ochsenberg, Ochsenkopf, Stierkopf, Stierhau, Kuhberg, Kuhfelsen, Kühbuchen(heide), Kälberbuckel. Wo das Vieh in die Wälder getrieben wurde, lichtete es sie zu einem Weidewald oder Hardt. Das Vieh wurde täglich auf dem Kuhweg, am Kühweiher vorbei, hinaufgetrieben und blieb im Sommer überhaupt oben. Es gab drei Auchten auf der Markung; das Wort bedeutet Nachtweide. Auf Raiden waren besonders die Kälber; ihnen gehörte der Kälberbuckel und das Kälberbrünnele, das auch Schafbrunnen war. Auch stand auf Raiden ein Hirtenhäuslein, welches 1720 als Kälberhaus neu gebaut wurde. Am Hainloch gegen Bitz wurde neben einer Hülbe das Galthaus errichtet, für nicht milchgebendes Rindvieh. Ging man den Griesenloch hinauf, so kam man zum Stierhaus. Natürlich standen bis an die Flurgrenzen da und dort Schafhäuser. Manches besteht ja heute noch. Vor 150 Jahren hatten die Ebinger außerdem „nur zu viele Geißen“; 1840 waren es immer noch 255 Stück. Die Geißenkanel erinnert noch daran. Geißen sind immer ein Zeichen von Armut. Um 1853 wurde der Weidebetrieb auf den Höhen aufgehoben. Die Hüllben trockneten aus. — Außer den ganz mageren Strichen, die heute noch Schafweide sind, soweit sie nicht angepflanzten Nadelwald tragen, mußten sich nun die flachen Hänge und die Wannen (z. B. Seelwiesen, Konstanzer Rain) für den Wieswachs bewahren. Weil aber trotz Pferdehaltung der Transport von Mist, der knapp war, auf die Höhen unmöglich war, blieben diese Hochwiesen nur „Einmäher“. Auf den Sohlen der Trockentäler, wo der eingeschwemmte Lehm die gar nicht so schlechten Lixböden bildete, war etwas Ackerbau möglich. Aber es reichte nur für Einzelhöfe, die alle abgegangen sind. Flur-

namen wie Alte Höfe, Höfle, Spritzwang oder Brunweiler, sämtlich auf dem Ebinger Hardt, erinnern noch daran. Mit zunehmendem Wachstum der Stadt mußten auch schlechtere Flächen gerodet und beackert werden, die Stock- oder Reutfelder. Sie wurden 6 bis 12 Jahre lang genutzt und dann 12 bis 30 Jahre in Ruhe gelassen oder als Wiesen behandelt. In neuester Zeit kommt man wieder auf die Bodennutzung der Hochalbe zurück durch Einrichtung von Aussiedlerhöfen, allerdings nur auf dem Bitzer Berg. Der beste Lehm aus den Talrinnen wurde von den Töpfern und Ofensetzern geholt oder an die Zieglhütte geliefert. Es soll sogar weißen Ton gegeben haben.

Tiefe, breite Taleinschnitte

Nun wenden wir uns den tiefen, breiten Taleinschnitten zu. Wo Riffe von ihnen angeschnitten sind, treten diese kühn und steil hervor, — so wie sie einst im Jurameer aus Tiermassen erwachsen sind. Gegen SO kommen sie bis auf 800 m herab. Zwischen ihnen ist viel verwittert und heruntergerutscht, was die geologische Kartierung sehr erschwert. Nur selten, so am Kälberbrünnele, stößt man auf eine mächtig geschichtete Balderusbank. Dann treten wir beim Herunterwandern überall in die Aptychenmergel ein, in denen der Wald in einen Wacholder-Schafweidegürtel übergeht, besonders an den besonnenen Seiten. In diesen Mergeln läuft rings um die Stadt ein Kranz von Ochsen-, Kälber-, Schaf- und Gänsbrünnelein, (man muß sich die entsprechenden Herden dazudenken) am Ochsenkopf in 900 m Höhe beginnend, am Stefansbrünnele in 740 m Höhe im gleichen Mergelhorizont endend, der somit ebenfalls gegen SO schiefer steht. Der Aptychenmergel wäre sehr steril, käme nicht aus den Wäldern herab viel Waldschwarzerde mit Kalkscherben. So haben die Terrassen und flachen Hänge (Staufen, Hörnaiten, Stopper, Degerwang und kleinere) eine milde Humuserde, die ganz natürlich zu Ackerland wurde. Sie ziehen sich bei Ehestetten bis auf die Talsohle herunter. Es wurde außer Getreide, Rüben und Kartoffeln auch ziemlich Hanf und Flachs angebaut und verarbeitet als Vorläufer der Textilindustrie. Über die Verhältnisse am Schattenhang kann man sich in den Heimatblättern 1964 S. 513 unterrichten. Als um 1810 der Nahrungsbedarf für die 3755 Einwohner nicht mehr gedeckt werden konnte, ging man dazu über, die Brache mit anzubauen. Daß die drei Ösche oder Zelgen in die drei Täler hinausreichten, versteht sich von selber.

Das mächtige Riedbachtal ist das Werk der Urschmiecha, die noch Ende Pliozän auf der damals viel größeren Alb von weit herkam. Obere Eyach und obere Schmiecha waren ihre Nebenflüsse. Das läßt sich beweisen. In 900 m Höhe ist das Riedbachtal 1,6 km breit, das der oberen Schmiecha nur 1 km. Das Gefälle des Riedbachs ist auf 4 km nur 25 m, also 0,6 Prozent. Demgegenüber weist die obere Schmiecha 40 m Gefälle auf 4 km auf, also 1 Prozent. Die obere Eyach hat 1,7 Prozent. Heute, und auch schon zur Zeit der ersten Menschen, ist dem breiten Westost-Tal nur ein winziges Rinnsal geblieben, der Riedbach. Je kürzer und damit schwächer die Urschmiecha wurde, um so weniger konnte sie ihre eigenen Ablagerungen wieder selber ausräumen. So entstand über undurchlässigen Impressamergeln eben ein Ried auf nahezu waagrechtter Unterlage. Die Schmiecha hingegen blieb noch wasserreich und gefälls-stark genug, sich wieder eine Rinne zu schaffen. Daher ist sie auf unserer Flur fast gar nicht vermoort, nicht einmal unterhalb von Ebingen, wo die Aptychenmergel ganz flach unter die Talsohle untertauchen, was mancherlei hydrographische Probleme aufwirft. Wir werden noch sehen, wie wichtig die geologischen Verhältnisse für die Stadt geworden sind.

Hangschutt und Flußgeröll sind erdbebenunsicher

Die untersten Hänge aller drei Täler sind da und dort, besonders aber an der Straße nach Truchteltingen, nochmals ziemlich steil. Die Ursache dafür ist, daß die wohlgeschichteten Bankkalke eine Stufe bilden oder es wenigstens versuchen. Sie sind zwar senkrecht geklüftet, aber sehr brüchig und erosionsanfällig. Näheres Heimatblätter 1963 S. 467. Ihr Verwitterungsmaterial rutscht in kleinen, kantigen Scherben, stets in Lehm eingebettet, bis in die Stadt herunter und ist sehr oft an Baustellen in großer Mächtigkeit zu sehen. Wer die Schleppekraft eines Regengusses erleben will, gehe nur einmal durch die Sonnenstraße; da kommen Kiesportionen bis über die Gehwege geflossen. Man darf den ewig herab, kriechenden Hangschutt nicht mit Flußgeröll in einen Topf werfen, die mehr abgerundet sind, weil sie in Fließrichtung der Wasserläufe weite Strecken transportiert worden sind. Aber beide, Hangschutt und Flußgeröll, sind erdbebenunsicher. Das wirkt sich bei Hochbauten sehr fühlbar als eine Finanzfrage aus. Die Talsohlen, besonders auch weil aus ihnen viele Quellen austreten, geben gute Wiesen, „Dreimäher“, soweit sie nicht „zu riedig“ sind. Die schwärzeste Moorerde wird von Gärtnern und Kleingärtnern ausgenützt. Sie gäbe auch wunder-volle Parkanlagen, wenn ... Die stärksten Karstquellen treten über dem Quellhorizont der Impressamergel, also auf der Talsohle da aus, wo das gegen SO einfallende Einzugsgebiet am größten ist, also gegen Ehestetten hin. Dort bringen sie eine größere Wassermenge zutage als die Schmiecha selber. Auffallend ist der linealgerade Verlauf der rechten Talseite von der Truchtelfinger Grenze bis zur Langwatte. Hier geht eine Bruchlinie, die mit dem Zollerngraben zusammenzuhängen scheint. Ein Querbruch verläuft vom Ochsenberg am Kälberbuckel und Steinbruch herüber zum Franzosenloch und von da zu dem jahrtausendealten Erd-rutsch über dem heutigen Lehrlingsheim. Er ist noch nicht zur Ruhe gekommen. Es wird berichtet, 1790 habe sich der Berg „runter versetzt“ und 1789 habe es „zwischen Wald und Acker“ einen tiefen Riß mit Wasser gegeben. Zu Wasserstauungen kommt es jetzt noch.

Ein Flurumgang um das Ebinger Gebiet würde 7 bis 8 Stunden dauern, denn es sind rund 30 km, davon 8 im Truppenübungsplatz. Der Weg ginge tüchtig über Berg und Tal, nämlich bis zu 965 m hinauf

(Raidenkopf) und bis auf 687 m hinab (Eselmühle), also mit 278 m Höhendifferenz, was den Weg noch verlängert. Die sogenannte Reliefenergie ist also auf Ebinger Markung beträchtlich. Dreimal quert die Flurgrenze ein großes Tal: Ried, obere und untere Schmiecha; dazu kommen auf den Höhen die Trockentäler: zwischen Schopfloch und Flinsberg, das Höllschtal, das Pfaffental, das Mauertal, eine Senke auf dem Ehestetter Berg, eine beim Galthaus gegen Bitz, im Steinenlöchle und am Kreuzbühl. Gegen NO umfaßt die Markung den Hainloch (sprich . . . looch = Wald), wo man nach Bitz hineinsieht.

Zu Beginn der Neuzeit waren 95 Prozent der Markung (bei nicht viel über 1000 Einwohnern) Ebinger Privatbesitz oder Allmende, freilich größtenteils in den Händen der „Ehrbarkeit“; das waren Grundherren mit abhängigen Bauern. Die Bürger erhielten das Bauholz kostenlos.

(Soviel für diesmal über die Markung.)

Alt-Ebingen

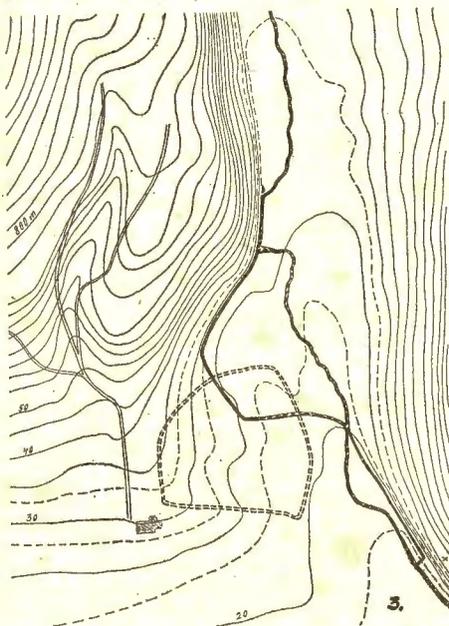
Warum entstand und entwickelte sich Ebingen gerade an der Stelle, wo es nun steht? Man wird sagen: Hier kommen drei geräumige Täler zusammen und seit Römerzeiten führen Straßen vorbei, die man sperren kann. Aber so einfach läßt sich die Frage nicht beantworten. Alle Siedlungen beruhten zunächst viele Jahrhunderte lang auf Landwirtschaft, und dafür ist eigentlich oben mehr Platz als in den Tälern; es gibt genug große Dörfer auf Hochflächen. Die Römerstraßen wurden zuerst aus militärischen Gründen angelegt; ein sehr wichtiger Albübergang war aber bei Ebingen nicht. Gute Straßen, die einmal da sind, werden natürlich zu Handelswegen, zumal das Mittelalter selber nur wenig Straßen baute. So wurde die Römerstraße Laiz bis Sulz zu einer Verkehrslinie bis in unsere Tage. Andere Wege wie der Menesteig nach Burladingen und der Rottweiler Weg von Ehestetten durch den Griesenloch sind nur sagenhaft überliefert. Nach Bitz, Stetten a. k. M., Schwenningen und Meßstetten hinauf gingen nur die mühsamen Alten Steigen, wie sie sich aus der Geländeform ergeben.

Wann hätte Ebingen jemals den Albübergang sperren sollen oder können? Im Gegenteil: es war ja selber abgesperrt durch die Grenzen auf fast allen Seiten seines Gebiets. Ebingen ist nicht wegen sondern trotz seiner Verkehrslage groß geworden. Das untere Schmiechatal war immer wegelos. Der Umweg hinüber zur Lauchert führte zweimal durch buchaisches bzw. zollerisches Hoheitsgebiet, in älteren Zeiten auch durch die damals mächtige Grafschaft Veringen und durch Fürstenbergisches Land. Überdies waren die Straßen sehr schlecht und unsicher. Ebingen wurde zwar von den Grafen von Hohenberg begünstigt, aber in deren Land lag es doch ganz peripher. Was bleibt nun als Hauptzweck der Stadtgründung? Die Selbstverteidigung! Nicht gegen große Kriegsheere sondern vielmehr gegen kleinere Fehdesucher, Schnapphähne, Marodeure und Gesindel. Man kann das zur Genüge nachlesen. Nur einmal wird von einer ernstlichen Belagerung Ebingens berichtet, als Graf Eitel Fritz von Zollern wegen günstiger Gelegenheit die Stadt vergeblich zu gewinnen versuchte; aber der war ja damals auch nur ein Kleiner. Auch von der württembergischen Herrschaft hatte man keine Hilfe zu erwarten. Die Bürger Ebingens mußten sich stets selber verteidigen. Der letzte Hohenberger hat in der Stadt selber Schutz gesucht, geben konnte er ihn nicht mehr.

Aus älteren Ortskernen zusammengewachsen

Es ist kein Zweifel, daß Ebingen aus mehreren älteren Ortskernen zusammen-

gewachsen ist; das war bei den meisten Orten so. Aber wie zusammengewachsen? Ganz zufällig, rein durch Ausdehnung? Nein, offensichtlich mit kluger Planung. Ob diese Planer in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Grafen von Hohenberg oder Ebinger Bürger höheren Standes (mit adeligen Frauen) gewesen sind, ist nicht festgestellt und auch nicht die Hauptsache. Es wäre sehr verwunderlich, wenn sie (zumindest die Grafen) nicht ihr Auge auch einmal auf den Bühl geworfen hätten, denn da war nach den Ansichten der damaligen Zeit eine ideale Verteidigungslage. Ebingen wäre ein Spornstädtchen geworden wie so viele.



Aber das ging nicht, denn die kleine Quelle beim Klarahof hätte als Wasserversorgung nicht ausgereicht, und Tiefenbrunnen von 80 Meter waren eine zweifelhafte Sache. Außerdem lagen ja die Ortskerne schon unten: Das „Dorf“ Ebingen bei der Martinskirche, die „Burg“, die wahrscheinlich schon eine Wasserburg um den heutigen Bürgerturm herum gewesen ist und der womöglich auch schon leicht ummauerte Hundshof, da wo jetzt die Plätze Spitalhof und Im Hof sind. Darauf war die entstehende Stadt Ebingen festgelegt. Rosenfeld z. B. konnte von einem Herrn ganz neu angelegt werden, Ebingen nicht. Aber dennoch ist Alt-Ebingen geplant, und sogar sehr gut: Im Tal und doch hochwasserfrei, mit einem regulierbaren Bach durch die Stadt, mit bewässerbaren Verteidigungsgräben und durchweg in Sonnenlage. Der Stadtbach (auch Stadtwasser, Stadtgraben, Wasserlaite, Gerberbach genannt) war lange Zeit von größtem Wert. An ihm lag im Schutze der Ringmauern die Stadtmühle, Badstube, Waschhaus, mehrere Gerber und Färber; er diente als Roßwette und Viehtränke, in alter Zeit überhaupt als Wasserversorgung und für Brandfälle. Auch konnte aus ihm der Grüngraben mit Wasser gefüllt werden. Ebingen war also doch wohl sehr gut geplant. Wie haben die das gemacht? Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß sie sich das Gelände genau angesehen haben. Und das müssen wir für diese Betrachtung auch tun. Wo liegt Ebingen? Wir brauchen klare Begriffe. Die alte Bezeichnung Raidenberg ist zu ausgreifend. Vom Schnecklesfels, der wie eine Kanzel über der Altstadt thront, bis zum Martinskopf heißt der obere Steilabfall Martinshalde. Weiter hinab sind die Terrassen Hörnaiten, Stopper und Bühl. Das Klaratal trennt den Bühl ab, dessen unterer Steilhang somit die Bühlhalde ist. Da gibt es derzeit noch ein Bühlgäßle. Vom Hohen Steg ab nach N kann man Raiden-

halde sagen. Das alte, ummauerte Ebingen liegt nun am unteren Auslauf der Bühlhalde, von 735 m auf 720 m herab geneigt. Es berührt die Schmiecha, aber nicht den Riedbach! Wie konnte aber ein Teil des Fließchens Schmiecha so günstig durch die Stadt geleitet werden? Dazu müssen wir in eine noch menschenlose Zeit zurückgreifen. Skizze 2 zeigt, daß die einst noch höher fließende Schmiecha beim Widder unter dem Menesboch einen Prallhang hatte. Nach den Strömungsgesetzen wurde sie dadurch auf die Gegenseite gedrängt und formte an der Bühlhalde eine Nische aus. (Auf Skizze 2 und 3 gut zu sehen). Durch die Hangschuttmassen aus dem Klaratal, die bis hinab in den Kirchgraben einen Schuttfächer bilden (im Höhenlinienbild sehr gut sichtbar) wurde sie wieder auf die andere Seite gedrängt und hat an der Mühlsteige (bei Fa. Fischbach) nun einen ganz regelwidrigen Prallhang. Der Riedbach, der zu der Zeit längst keine Urschmiecha mehr war, spielt mit seinem geringen Gefäll und seiner minimalen Schleppekraft fast keine Rolle mehr. Natürlich hat die Schmiecha, wie alle Flüsse, mehrmals ihre Abflußrinne verlegt, so z. B. auch in der Mitte der Talsohle. Die Unruhe der Höhenlinien (Skizze 3 und 4) zeigt das an. Der Hangschutt aus dem Klaratal hat mitgewirkt. Man darf dieses Tälchen in seinen Auswirkungen nicht unterschätzen; es konnte noch in menschlichen Zeiten zuweilen „groß Wasser“ (1783) führen, und alles Gestein, das in diesem Tal fehlt, muß ja unten liegen, zumal der Riedbach nichts davon fortzutragen vermocht hat.

Nun kam also der Mensch

Und er hatte in alten Zeiten die Augen weit offen, wenn es um Naturgrundlagen ging, denn er mußte noch sehr mit ihnen rechnen. Auch er verlegt Flußläufe. Wir sehen (Skizze 3) die Schmiecha erst, bei der jetzigen Luisenstraße, zur Bühlhalde herübergeleitet, dann beim Hohen Steg über ein Wehr (Wehrstraße!) wieder hinüber „in die Wiesen“. Dieses Stück ist jetzt kanalisiert. Der Stadtbach aber konnte vom Wehr aus mit geringem Gefäll in die Stadt gelotst werden. Er ging vor der Stadt durch die Langwatte. Der Name bedeutet aufgeweichtes, zerstampftes, schlammiges Gelände. Der Stadtbach war bei der Stadtmühle umgebogen, wodurch er größeres Gefäll erhielt. Nördlich vom Rosen-gäßle mündete er wieder in die Schmiecha; das ist heute auch kanalisiert. Von hier aus konnte später ein Mühlgraben mit wenig Gefäll am Prallhang entlang zur Spitalmühle geführt werden. (Skizze 3 unten rechts). All diese Möglichkeiten sind den natürlichen Gewordenheiten sehr geschickt abgerungen. — Nun aber der „tiefe“ Wassergraben um die Stadt. Skizze 4 zeigt keine Mutmaßungen sondern einen Ausschnitt aus einer sehr gewissenhaft gestochenen amtlichen Karte von 1864. Die beiden Mauerringe mit dem Zwinger dazwischen zeichnen sich noch deutlich ab; denn die Häuser stehen überall mit einer Wand auf der äußeren oder inneren Stadtmauer. Schon um 1400, also ein halbes Jahrhundert nach ihrer Gründung, hatte die Altstadt die bekannte Hufeisenform angenommen. Zwischen den beiden Umfassungsmauern lag 1864 und liegt heute noch der obere Stadtgraben, der untere Stadtgraben und das vom neuen Rathaus teilweise überbaute Sträßchen „Hinter der Mauer“. Es hieß 1864 noch „Auf der Mauer“ und geht bis hinunter zum Bürgerturm. Außerhalb der Außenmauer liegen die Straßen: Obere Vorstadt, Schütte, Grüngraben, Schweinweiher und Kirchgraben. Schütte kann zweierlei bedeuten und beides trifft hier zu: Von Natur aufgeschüttete Massen (aus dem Klaratal) oder Aushub eines Verteidigungsgrabens. Man sieht bei einem Gang durch die



Altstadt und sogar auf der Skizze 4 noch sehr gut die Geschlossenheit der Hausfronten nach außen hin und die Auflösung in kleine Anbauten und spitze Winkel nach innen hin. Als der Stadtbering zu eng geworden war und außerhalb weitergebaut wurde, orientierte man die idyllischen Abörtchen nach außen hin, nach der Naturseite. Wo der Grüngaben zur Schütte umbiegt, geht man heute noch ein paar Stäffchen hinab in den äußeren Graben und dann wieder hinauf zur Mauer, und die Häuschen, eben weil sie nur mit einer Wand auf der Mauer stehen, hängen nach vorn. Von der Langwatte — zwei Straßen nebeneinander heißen heute so — kam der Stadtbach beim Rappen herein in den Langgraben (auch Landgraben, jetzt Lange Straße). An den „versenkten“ alten Haustüren sieht man, daß das jetzige Straßenprofil höher liegt. Demnach muß die Steigung die Schütte hinauf zur oberen Vorstadt noch größer gewesen sein. Wie konnte dann aber der äußere Wallgraben mit Wasser gefüllt und wie konnte es in ihm festgehalten werden? Wie leicht liest (und schreibt) sich das: ein tiefer Graben, bei Fa. Kündig 20 Fuß tief. Mit Schmiechawasser füllen konnte man ihn von der Langwatte über den Grüngaben bis zum Schweinweiher. Bergauf fließt Wasser nicht. Bergab leider nur zu schnell, so daß man eine Grabenfüllung an der oberen Vorstadt (etwa durch ein Rinnsal aus dem Klaratal) durch Staustufen im Graben hätte festhalten müssen, auch im Kirchengraben; das hätte aber den Verteidigungswert vermindert. Was war also? Gewiß, ein tiefer Graben, aber um die obere Hälfte der Stadt kein tiefes Wasser sondern — Morast! Auch ein Verteidigungsmittel, aber mit der Zeit doch lästig. Um ihm zu Leibe zu rücken, wurde später das Wasser der oberen Brunnen in einer gedeckten Leitung im Kirchengraben zum Schweinweiher und zur Schmiecha geführt. Diese Abwasserleitung ist vor vier Jahren gefunden worden. Obige Erwägungen können zu ihrer Datierung beitragen.

Mehr zur Schmiecha hingerichtet

Wurde schon die befestigte Stadt nicht am Riedbach sondern eindeutig an der Schmiecha angelegt, so ging ihr Wachstum nach dem Überquellen über den Mauerring trotz gelegentlicher Überschwemmungen noch mehr zur Schmiecha: die Langwatte hinaus bis zum Weiher bei der heutigen Luisenstraße, als untere Vorstadt bis zur Uoth und flußaufwärts bis zur Jägerstraße. Diese Gegend hieß „Auf der

Schmiehe“ und „Rosengäßle“. Mit Recht ist schon darauf hingewiesen worden, daß beim Rosengäßle keine Rosen im Spiel sind, sondern schwäbisch Rousene = Runsen, Rinnen, wie sie jeder Fluß, besonders bei Hochwasser, in seine eigenen Ablagerungen einräbt. An der Schmiecha war viel Arbeitsgelegenheit für Gerber (zeitweise 20 Rotgerber, d. h. solche, die mit Lohrinde gerbten), für Färber (es gab Schwarz- und „Schön“färber), für Bleicher und Bierbrauer. Die beiden Gärbergäßle in der Innenstadt waren doch zu eng geworden. Ebingen zählte um 1800 schon 3800 Einwohner. Auf der Schmiehe dürfen wir vorzugsweise die handwerklichen Vorläufer der jetzigen Industrie suchen.

Auf der Karte von 1864 (Skizze 4) sehen wir auch die damaligen Wasserleitungen. Sie bestanden teils aus Ton-, teils aus Holzdeucheln und waren natürlich noch Falleitungen, d. h. sie brauchten kein Pumpwerk, aber natürliches Gefäll. Die Holzdeuchel wurden in einem Deuchelweiher am Bürgerturm gewässert; über ein Wehr ging dann das Wasser in den viel größeren Schweinweiher, der 1819 zugeschüttet wurde. Eine von den Wasserleitungen soll aus dem Giggental gekommen sein. Als Falleitung hätte sie aber den ganzen Staufen umrunden müssen. Wahrscheinlicher ist ihre Herkunft aus den Quellen beim Kälberbrünne (das hoffentlich wieder erste!), denn sie kommt den Pfeffinger Weg herab, also aus dem Riedental. Sie speiste den Vorstadtbrunnen und eine Viehtränke beim Sternen, außerdem eine Tränke im oberen Spitalhof, Schafbrunnen genannt. Vorher muß auch auf dem Ziegelplatz ein Brunnen gewesen sein. Eine zweite Wasserleitung kam als „Brunnenbächle“, das später überdeckt und kürzlich angegraben wurde, den Truchtelfinger „Postweg“ herab. Ob ein Teil ihres Wassers der Schmiecha entnommen wurde, ist nicht ersichtlich.

Zur Stadtmühle in der Altstadt und der Spitalmühle in der unteren Vorstadt kamen noch die Mühlen im wasserreichen unteren Schmiechatal: die Pleuelmühle in der Blüwelwiese (beides dasselbe Wort, auf eine Stampfmühle deutend), die von Ehestetten herüberverlegte Mühle unter der Weißenhalde, aus der das Pumpwerk hervorging, eine Mühle im Hebsack bei Ehestetten und ganz an der Grenze die Eselmühle. Das Wasser als einzige Naturtriebkraft mußte Frucht mahlen, Lohrinde zerstampfen, Holz sägen, Öl pressen, Tuch walken, Hanf reiben und brechen, Gips zerpulvern und Garn spinnen, alles auch

auf Ebinger Flur! Ein weiterer Hauch industrieller Zukunft!

Das Ried wurde von jeher gemieden

Schon von den elf aufgefundenen Alamannengräbern liegt höchstens eines am Riedbach (ungenau Fundangabe „beim Bau der Eisenbahn“). Auch die alte, ursprünglich römische Durchgangsstraße hielt sich überall fünf bis zehn Meter über dem feuchten Moorgrund. Sie lief außerhalb der ummauerten Stadt südlich vorbei und wurde erst später mit einem Knick beim unteren Tor in und durch die Stadt geleitet: Marktstraße, Sonnenstraße. — Das ehemalige Dorf Ebingen vermutet man bei der Martinskirche, die bei der Stadtgründung außerhalb der Mauern blieb. Aber noch auf der Karte von 1864 blickt die Martinskirche gegen S in leeres Gelände! Außer dem Schafhaus und der Ölmühle (heute Ölmühlweg bei der Ortskrankenkasse) und der etwas südlicher gelegenen Jergschen Bleiche — nichts! Anzeichen und Funde deuten darauf hin, daß das Dörfchen Ebingen nördlich der Kirche lag. Als besonders auffallend ist der Wegeverlauf um die Bühlgasse (Skizze 4) empfunden worden. Die Bühlgasse ging als Roßgasse (jetzt Eberhardstraße) bis zur Martinskirche herab, von wo sie keine gradlinige Fortsetzung mehr hatte. Nach N hin aber teilte sie sich, ganz ähnlich wie heute noch, in drei Wege: 1. den Pfeffinger Weg hinauf zum Kälberbrünne und durch die Schlucht zum Kreuzbühleck, 2. einen mittleren Weg am westlichen Hang des Klaraltals steil hinauf zur Martinshalde, 3. eine Abzweigung hinauf auf den Bühl. Also durchweg in landwirtschaftliche Gefilde: Stopper, Hörnaiten, Bühl. Die Ackergrenzen da oben passen sich den Kurven der Höhenlinien an. Die Äcker sind nur noch ganz schmale „Bändel“, deutlich sichtbar aus einst breiteren Flächen geschnitten. Hierüber liegen Forschungen von Prof. K. H. Schröder vor. Auf dem Bühl hingegen war die Allmende: alles in kurze, schmale bis winzige Stückchen zerteilt. (Katasterkarte). Das waren Kraut- und Gemüseländchen, die 1811 als „Gärten“ bezeichnet sind. Die großen Steinbrüche im Betakalk gab es 1864 noch nicht. — An der Bühlgasse liegt auch der Ziegelplatz, auf dem neben dem Brunnen (auch er soll wiedererstehen!) eine der Stadt gehörige Ziegelei stand. Woher der Lehm geholt wurde, haben wir gehört.

Eine auffallend geschlossene Häuserreihe ging und geht an der Außenseite des Kirchengrabens entlang. Außer dem Weg zur Ölmühle, „an der Teufelsmauer“ genannt, bemerken wir nur noch zwei Pfade, die sich im Ried verlieren, sonst nichts! Und das noch vor 100 Jahren. Das Ried wird also absolut gemieden.

Quellen: Chronik des Bleichers Jerg 1771 bis 1825. Medicus Schäffler: Topographie der Stadt Ebingen 1811. G. F. Hummel: Geschichte der Stadt Ebingen 1923. Ernst Louis Beck: Zeitungsaufsätze. Josef Halm: Viele Zeitungsaufsätze. Dr. W. Stettner: Kreisbeschreibung Bd. II; Ortsbeschreibung Ebingen 1961; Kreisbeschreibung Bd. I 1960. Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen 1954 bis 1964. Dr. H. Bitzer: Taiffinger Heimatbuch 1953. Dr. M. König: Die bäuerliche Kulturlandschaft der Hohen Schwabenalb 1958. W. Keinath: Orts- und Flurnamen in Württemberg 1951. W. Meyer: Die Deutsche Burg 1963. Einschlägige Geologie- und geomorphologische Fachbücher. Geologische Karten (auch im Manuskript). Morphologische Karten des Landesvermessungsamts. Mehrere Stadtpläne. Geometer Schall: Katasterkarte 1839, neu rectifiziert 1864. Studium der Landschaft und der Stadt selber im Freien.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Der schwäbische Dialektdichter Matthias Koch (1860-1936)

Von Karl Hötzer

D Kohlraisle blühat wieder,
S ganz Deuffetal ischt blob!
Ond Lüftle streichat drübr,
Dia send so lend ond lob!

Heut send mr na spaziera;
No sait mei' kleine Lies:
„O Vattr, guck, do leit jo
Dr Hemmel uf dr Wies!“

„Kohlraisle“ nannte Matthias Koch seine Mundartgedichte nach den zarten blauen Frühlingsblumen seines Heimattales, den Traubenhyazinthen, die anderswo „Baurebueble“, „Kaminfegerle“ oder „Mausöhrle“ genannt werden. Sie erschienen 1913 in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart, und das war schon an und für sich etwas Besonderes: Dialektgedichte in der Deutschen Verlagsanstalt! Gleich kamen auch in den Tageszeitungen und Heimatschriften lobende Besprechungen, Ludwig Finckh schrieb damals: „Seit Michel Buck haben wir keinen so eigenartig starken Dichter unserer Mundart gehabt. Sein Bändchen „Kohlraisle“ bringt Matthias Koch an eine allererste Stelle in der schwäbischen Dialektgeschichte.“

Die Kohlraisle waren wirklich etwas anderes, als die in den vorhergegangenen Jahrzehnten erschienenen schwäbischen Gedichtsammlungen, und man fragte: „Wer ist dieser Matthias Koch? Und wo spricht man diese Mundart?“ — Außer im „Schwabenspiegel“ hatte man noch nichts von ihm gelesen; doch hatte er schon in den neunziger Jahren im Metzlerschen Verlag in Stuttgart einen Band hochdeutscher Gedichte, „Schlichte Lieder“, erscheinen lassen.

Matthias Koch war, als seine Kohlraisle erschienen, Lehrer in Tübingen. Als bildungshungriger und bildungsfähiger Mann benützte er jede Gelegenheit, seinen Geist zu schulen und zu bereichern und pflegte regelmäßigen Umgang mit Professoren verschiedener Fakultäten der Universität. Sie schätzten ihn alle hoch; denn er war nicht nur ein Dichter, sondern auch ein Denker.

Professor Heyfelder, dessen Vorlesungen über Ästhetik er jahrelang besuchte, überredete ihn, statt wie bisher in der hochdeutschen Sprache, doch in der Mundart seiner Heimat zu dichten. Das könne keiner außer ihm... Zuerst sträubte er sich; das Tieringerische sei zu abgelegen bäurisch, als daß man darin dichten könne, und daß die Gedichte gelesen würden. Doch versuchte er es, und als erstes entstand sein jubelnder Lobgesang auf sein Heimatdorf:

Mei' Diarenga, o mei' Diarenga!
Nei'z uf dr ganze Wealt
Ma'-n i doch so grausenig!
Da bleibst mei' Wamat, gealt?

Des klei', des freu'dle Fleackle
Leit a' seim Bach so nett,
Grad wie wenn s ei'sa Hearrgatt
So liable na'glaht hätt.

So schö isch eaba neana,
Ma'scht gauh', so weit da witt,
Ond gohscht ao übers Bächle:
Wuschst seha, — s gfällt dr it.

Do, wo dr Has fällt, bleibt r;
Isch it so, Vetterma?
Dees waßt do hob jo jedr;
Mach s anderschr, wear s ka'!

Ond wär as denn a Wonder?
Gauh't uf dia Berg so nuf,
Uf Nack ond Bittahalda:
Was sieht ma do it druf!

Deert dearna guckat füre
D Schnaibearg so heall ond gnäb:
Gnaot könnt ma wäger mana,
Daß oar gschwend heargruckt häb.

Ond no — e ei'sam Täle! —
Weam lachat s Hearz it drob, —
Send dura vo Kohlraisle
Äll Wiesa hemmelblob!

Mei' Plätzle dörnt am Bächle —
Wie gnaot be-n i dörnt na!
Bst, still, suscht lauft mr s Wasser
Glei über d Backa ra!

Mei' Diarenga, o mei' Diarenga!
Nei'z uf dr ganze Wealt
Ma'-n i doch so grausenig!
Da bleibst mei' Wamat, gealt? —

Der damals in Tübingen lebende Dichter Martin Lang gehörte ebenfalls zu Kochs Freundeskreis, und auch ihm las er seine schnell nacheinander entstehenden Mundartgedichte vor. Martin Lang schrieb später: „Es galt zwischen dem älteren Freund und mir als ausgemacht, wie der ideale Typus eines schwäbischen Gedichtbuches beschaffen sein mußte. Örtlich begrenzt, rein und richtig gesprochen und so geschrieben die Mundart... Das Buch sollte wie aus Bauernmund gesprochen klingen und den Vorstellungskreis eines einfachen Menschen nicht überschreiten.“

Auf wunderbare Weise hat Matthias Koch diese Aufgabe gelöst, und Martin Lang war so begeistert davon, daß er den Direktor der Deutschen Verlagsanstalt aufmunterte, einmal diese Dialektgedichte anzuhören. Matthias Koch wurde eingeladen, seine Gedichte vorzulesen, und der Verlag entschloß sich, sie herauszubringen. Gewidmet hat sie der Dichter seinen Freunden Professor Heyfelder und Martin Lang.

Liebt eingebettet zwischen hohen Bergen

Über seine Heimat schreibt Matthias Koch: „Auf der Balingen Alb liegt welt-

abgeschieden ein kleines Dörfchen, lieblich eingebettet zwischen hohen Bergen; mein Geburtsort Tieringen. Meine lieben Landsleute machen in ihrer ehrlichen, treuerzigen Art den Eindruck biederer Leute, mit denen gut auszukommen ist. Gegen den Fremden erweisen sie sich stets freundlich und entgegenkommend. Ich bin zeitlebens im Herzen ein Tieringer geblieben; nirgends fühlte ich mich so wohl wie zwischen meinen grünen Bergen und den würzig duftenden Schafweiden.“

In Tieringen ist der Dichter am 11. Juni 1860 zur Welt gekommen und hat dort seine Kindheit erlebt. Da sein Vater schon vor seiner Geburt gestorben war, hatte seine Mutter mit ihren vier Söhnen ein schweres, doch in schlichter Frömmigkeit und Genügsamkeit tapfer und fröhlich geführtes Leben. Durch Vermittlung des Pfarrers kam der begabte, gemütvoll Knabe, der schon als Schüler fromme Verse auf Grabkreuze gemacht hatte, ins Lehrerseminar Lichtenstern. Später wirkte er als Lehrer in verschiedenen Ortschaften der Balingen Alb, so in Oberdigisheim und Winterlingen, besonders aber in Tieringen selber, später in Waiblingen und zuletzt in Tübingen, wo er am 1. Oktober 1936 gestorben ist. Immer schon war es sein Wunsch gewesen, einst in der Mutter Grab in Tieringen zu ruhen, und auch den Verlauf der Begräbnisfeier hatte er selbst bis ins Einzelne genau festgelegt, wie es seinem so lichten Sinne entsprach. Ergreifend war der Abschiedsgruß des Entschlafenen an die Trauergemeinde:

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab ich vollendet,
Lege nun den Wanderstab
Hin, wo alles Irdsche endet,
Lege selber mich hinein
In das Bette sonder Pein. (Arndt)

So war Matthias Kochs letzter Gang wirklich ein Heimkommen in den vertrauten Heimatboden, in dem er verwurzelt war während all der Jahre des Fernseins, und zu schlichten Menschen gleichen Blutes, mit denen er sich zeitlebens innig verbunden gefühlt hatte.

Charakteristik fremder Denk- und Redensweise

Wenn Hermann Fischer, der zu Kochs Zeit in Tübingen am großen Schwäbischen Wörterbuch arbeitete, meinte: „Der Dialekt als Literatursprache kann nur zur Charakteristik fremder Denk- und Redensweise, nicht als direkte Lebensäußerung des Redenden dienen“, so hat Koch das völlig widerlegt. Er war selber nichts anderes und wollte nichts anderes sein, als eben ein Tieringer, und es wird kaum ein zweites schwäbisches Dorf geben, das einen mit seinem Fühlen, Denken und Sprechen so unmittelbar verbunden gebliebenen Dichter gefunden hat wie Tieringen. Er hat für sein Dorf eine eigene Literatur geschaffen.

Das „Pöstle“, sein Geburtshaus in der Tieringer Schweizgasse, schildert er einmal liebevoll: „Die Räumlichkeiten in unserem Häusle sind bald aufgezehrt. Kam man zur Haustüre herein, so betrat man zunächst

das „Kuchele“, das durch ein kleines Fensterchen nur notdürftig erhellt wurde. Vom Kuchele gelangte man in das Stübli, in dem in früheren Jahren ein so großer Webstuhl stand, daß man sich kaum darin umkehren konnte. Das Kämmerle war nur durch einen Vorhang von dem Stübli getrennt . . . Unter dem Stübli war der kleine Keller. Man durfte nur das „Schlägle“ lupfen und hinabhopfen . . . Von der Küche ging eine Tür in das Geißenställe. Wir hatten meist zwei oder drei Geißen . . . An einem Holznagel in der Küche hing ein Leiterchen, an dem man auf die Bühne hinaufstieg. Da droben stand ein buntparlierter Kasten, eine alte Mehltruhe und hart daneben der Heustock. Auch das Holz wurde droben aufbewahrt.“

Es war ein sehr bescheidenes Wohnen, und doch konnte der Dichter später in einem Gedicht sagen:

„Wia glückle send mir alle gsei'
e ei'sam kleine Häusle denne!“

Seine bei aller Armut reiche und schöne Kindheit schenkte dem Dichter einen unerschöpflichen Schatz von Erinnerungen. Tieringen gab dazu seine Landschaft, Halden und Berge der Umgebung, Nack und Bittenhalde und die Lochen, eine Buben-spielwelt ohnegleichen. Hundert Gesichter und Gestalten drängten herzu und wollten Leben und Stimme empfangen, und der warmherzige Poet tränkte sie mit seinem Blut und seinem feinen, edlen Sinn und Geist, im innigsten Gemüt der Mutter zugegen, deren fromme Obhut ihn bis ins Mannesalter begleitet hat. Besonders innig und schlicht sind die Gedichte Mutter und Kind, die der sterbenden und toten Mutter gewidmet sind.

Bhüate Gott!

Mei' Muatr ischt ganz gnäb am End,
Still staut mr do ond faltet d Händ.
Für a Leaba ka' ma nei'z maih Hoffa;
De ander Wealt hät d Tür schao' offe.
D Emma vom Vohtal konnt jetzt rei';
Se hebt da Schuur uf, grennet drei',
Geit no dr Muatr d Ha'd ond sait:
„I wei'sch dr Glück e d Ebigkeit!“

S herbschtal

Übern Böllat gang e schpot;
Wia doch älls so sneall vrgoht!
Küahlr ischt dr Sonnaschei';
S goht a rauhar Luft dorei'.

S Laub a Nack wud geal ond raot,
Ond mei' Müatrl ischt taot;
O, wia ben e so alloa'! —
Ällsgstät gang e wiedr hoa'.

Mit der Erinnerung an die Mutter unverlierbar verknüpft ist das Glück der Jugendzeit, ihre kleinen Freuden und vertrauten Dinge.

Kaiserkrone

D Kaiserkrone guckat raus!
S Büable sprengt zom Garta naus,
Sait s em Michel ond dr Lies
Donna uf dr Bronnawies:
„Holdrio ond hopsasa!
Juchbeidi ond trallera!
D Kaiserkrone gucket raus,
Ond jetzt ischt dr Wei'tr aus!“

D Kaiserkrone gucket raus!
s Müatterle stoh voar am Haus;
s losnat deana Rackr zua,
S freubt se ob seim kleina Bua:
„Holdrio ond hopsasa!
Juchbeidi ond trallera!
D Kaiserkrone guckat raus,
Ond jetzt ischt dr Wei'tr aus!“

Reizend sind die Kinderlieder, von denen einige vertont sind und in den Schulen gesungen werden.

S Kitzle

Guck des Kitzle,
Des weiß Kitzle!

Ischt des Tiarle nett!
Wenn dr Metzger,
Dear wüascht Metzgr
No' koa' Meassr hätt!

Guck, des Büable,
Des klei' Büable
Ma' des Kitzle so,
Schprengt ufs Wiesle,
Ufs grea Wiesle,
S Kitzle schprengt am noh.

Guck dr Metzgr,
Dear wüascht Metzgr
nemmt des Kitzle mit;
uf des Büable,
Des klei' Büable
Hairt dr Metzgr it.

S Kätzle

S Kätzle schleicht da Garta ruf,
Guckat no de Vögl nuf.

So a Stärle, dees wär fei':
Mülle, Mülle, laaß mr s sei'!

D Stora send für di it do;
Gang du deine Mäusa no!

S geit noh gnuag e Feald ond Haus:
Guck, do schprengt a dicke raus!

Natürlich treibt auch der Humor sein Spiel, ein Geist der Heiterkeit und Schelmerel, der nie laut und derb wird.

Poletik

Dr Käs-Kaschbr, dr dick,
Frogat: „Was ischt Poletik?“
Dr Schneidr Meck
Sait „Geh mr a-weg!“
Dr Brose, dr domm,
Hollat sneall sein Lexikom.
Dr Naze duat zom Bläse nom, schiele
Ond sait: „Ontrem Deckele schpiela!“

Dr Teufl

„Jetzt laaß me amol mit dem Teufl en
Rueh, —“
Sait s Pfeifr-Fritzle zum Chrischtabua,
Dea füüchtat no' noh so domme Leut;
„I glaub s amol it, daaß as oan geit! —“
„Hm“, mant dr Chrischtabua ond schmollat;
„Jetzt waart noh a Weile, bis r de hollat!“

S Bachrösle

S Bachrösle ischt a Mädle gsei',
Hät s oar vo weitem gseah,
No hät r gmannt, s könn weit ond broat
Do gar koa Schöners gea.

Sei' Nohbre, d Aiv, hätt aber gsait —
Ma wasst, sie ischt a Bhäbe: —
„S ist älls nei'z, Leut jetzt gauht amol
Ond beshant s au e dr Gnähbe!“

Am Zei'stig z Obed trifft es do
Beim Merz denn e seim Lädle,
No hau-n e däächt: „S ist wäger woahr;
s tuat fernala, des Mädle!“

Die Dorfgemeinde steuerte Anekdoten und Sagen bei. Und sie dankte ihm nach anfänglicher Verwunderung und einigem Mißbehagen, wie es sich auf dem Lande so leicht einstellt, wenn die Leute sich abkonterfeit sehen; z. B.

Dr Bäck

Heut ischt as übermachat hoaf;
D Leut trialat ganz voar lauter Schwoaß.
Dr Bäck schwitzt Dreck, dear guat dick Ma',
Ond hät no' d Hos ond s Hemmad a'.
Dear grausig Duurscht! — dees wud am
z domm;
Dr goht jetzt a' da Bronna nom.
Oa Hosaträger rutschat ra,
Ond lommelig hangat d Äram na.
Jetzt setzt r s Käpple ufs lei'k Aohr
Ond buckt se na ond trei'kt am Raohr.

Dees duat am e dr Gurgl wohl!
Dr trei'kt ond trei'kt ond wut it vol.

Ja, hairt r denn gar nemme uf?
Konnt as am neit a' s Zäpfle ruf! —

Jetzt hät r se vrlabariert;
Dear Trau'k, dear hät a' ganz kuriart.

S ischt am jetzt wohl, ma sieht am s a':
Dr leit voars Haus uf d Stäpfl na',

No langat r sein Globa raus
Ond blosat blobe Rengle naus.

Dr Kirchaduuslr

Dr Görgl ischt Kirchaduuslr gsei';
Sei' Handwerk des hät r verstanda durei'!

Hät r sei' lange Ruat naugstreckt,
Koa gotzigr Bua hätt se no maih verregt,
Na'gsessa send se, dia bschissna Lemmel,
Da häscht doch gmant, s wölle äll en
Hemmel.

Jo wägr, so a'dächtig hau't se tau':
Koar hätt maih a Aug vom Pfarr a-weg
glau'!

Dear hätt a graoße Freud dra' ghätt
Ond gsait, dia Buabe seine so nett;

Da Görgl könn ma it gnuag lobe,
Uf ehn waart sei' Laoh noh em Hemmel
dobe!

Dr Görgl hät se au sölle druff gfreubt
Ond s Fräckle da Buabe noh besser
ausgstäubt;

Vrschlage hätt r s, s ischt währle a Send, —
Ond so hät r s triebe bis a' sei' End.

Dr Pfarr hät deam Ma' no a Leichared tau':
Ufrecht hät r dearfe en Hemmel nei' gauh'!

Nach und nach verwandelte sich die Verlegenheit in Stolz und Freude und im Herbst 1927 hat die Gemeinde Tieringen durch einmütigen Beschluß des Gemeinderats ihren Dichter zum Ehrenbürger ernannt. — In seinem Dankesbrief schrieb Matthias Koch u. a.: „Der Ehrenbürgerbrief mit dem vertrauten Bild von Tieringen und die hübsche Photographie meines Geburtshauses haben mich tief gerührt. — Es hat mir sehr wohl getan, wieder einmal zu sehen, daß mich meine lieben Tieringer nicht vergessen haben, sondern in treuer Anhänglichkeit meiner gedenken. Auch ich hänge an meiner Heimat mit meiner ganzen Seele. Zehn Bändchen wüßte ich noch über mein Tieringen zu schreiben; so vieles lebt in meinem Herzen, das nach Gestaltung ringt und mir keine Ruhe läßt.“

Die Kohlräisle sind jung geblieben

Und manches Bändchen hat er den „Kohlräisle“ folgen lassen, hochdeutsche, mundartlich gefärbte Geschichten, mit denen er auch den Nichtschwaben seine Heimat erschließen wollte: Albleut, Allerhand Kostgänger, In den Bubenhosen, Wo a klei's Hüttle steht, hießen die leider längst vergriffenen Bändchen, von denen Wilhelm Schussen schrieb: „Ein Stück intimster, hocheufreulicher Heimatkunst, das auch literarisch bestehen kann.“ Viel Freude haben auch die 1933 erschienenen „Christkindlesgeschichten“ gemacht, die in Tausenden von Exemplaren verbreitet sind und in vielen Schulen als Lesestoff eingeführt wurden. Sie sind von ganz besonderem Reiz und zeigen unserer Jugend, wie einfach und doch wie „selig“ damals der Christtag gefeiert wurde, als es nicht einmal einen Christbaum gab, und die Kinder doch „voll Glück bis zum Zerspringen am Abend ihre Bettlein aufsuchten.“

Kochs mundartlichen Gedichten gleichwertig sind seine wenig bekannten, meist im „Schwabenspiegel“ veröffentlichten, ganz in Mundart geschriebenen Erzählungen: „D Hemmedhändler, Mei' Ähne ond de schwarz Katz, D Hex, Wia dr Rosel-Mattes mit em Axthalm en Hase gschosse häh“,

und andere, urwüchsige Gestalten und gruselige Begebenheiten aus dem dörflichen Leben. Da ist alles geworden und gewachsen, Form und Inhalt decken sich, und das hinzugewonnene Bildungsgut ist rein aufgelöst in heimatlicher Lebensschauung und Lebensgestaltung, eine Quelle der Freude für alle, die Sinn haben für echtes Volkstum, eine reiche Fundgrube für Volks- und Sprachkundler.

Die „Kohlraisle“, die jahrzehntelang vergriffen waren, sind vor einigen Jahren im Verlag Fritz Schlichtenmayer in Tübingen neu herausgekommen, und beglückt erleben wir die Erfüllung dessen, was Ludwig Finckh 1930 bei Matthias Kochs 70. Geburts-

tag voraussagte: „Die Kohlraisle sind jung geblieben, blühend, bescheiden, bestrickend. Und sie werden noch frisch sein, wenn der Dichter 70 Jahre unter dem Boden ruht. Sie stehen und blühen, und uns bleibt nichts anderes, als zu danken.“

Und der bekannte Tübinger Professor Theodor Haering schrieb am Schluß seiner Betrachtung zu dieser Neuauflage: „Möge manch einer mit Freude dort oben auf den Balingen Bergen gehen mit einem Strauß Kohlraisle in der Hand und Matthias Kochs dabei in Liebe gedenken, dieses Mannes, dessen Leben zwar in engsten Grenzen verfloß, und der doch wußte, daß das Kleinste immer ein Sinnbild des Größten ist.“

Unser Albtrauf im Wechsel der Zeiten

Von Fritz Scheerer

Jeder Mensch, jede Stadt, jedes Volk hat eine Geschichte. Vor unseren Augen vollzieht sich das Auf und Nieder der Völker. Eine völlige Umwälzung kann während eines Menschenalters eintreten. So kann der einzelne Mensch als Augenzeuge Geschichte schreiben. Urkunden geben ihm dann aus entlegenen Zeiten Kunde, bis schließlich weiter zurück das Dunkel mehr und mehr um sich greift, Welt- und Erdgeschehen ineinander übergehen.

Am großen Werden und Vergehen, am gewaltigen Erdgeschehen, hat auch jede Landschaft ihren Anteil. Ihre Geschichte spielt sich auch vor unseren Augen ab, nur lebt sie in ganz anderen Zeitmaßen, so daß den meisten Menschen unsere Landschaft als etwas Stattes, Gleichbleibendes erscheint und nicht als ein gesetzmäßig Gewordenes und sich Entwickelndes. Nur das geschulte Auge sieht auch hier eine stetige Wandlung.

Zeiten - raschestens Erdgeschehens sind heute bei uns die der Wolkenbrüche, der Schneeschmelze und des Hochwassers. Wandern wir nach einem Hochwasser oder nach einem Wolkenbruch an unseren Bächen oder Flüssen, so sehen wir manche Veränderung. Da ist ein Stück Wiese weggerissen, dort ein Haufen Sand und Kies liegen geblieben. Da hat der Bach eine tiefe Furche gegraben, dort sind mächtige Felsblöcke abgestürzt. Und blicken wir von einer unserer Brücken die tiefen Fluten an, die bei Hochwasser im Flusse talab ziehen, so denken wir selten darüber nach, wieviel sie aus unserem Bezirk an festen Stoffen mit sich nehmen, teils schwebend, teils gelöst. In einem Acker hat ein einziger Wolkenbruch einen tiefen Graben gegraben.

Das Landschaftsbild hat sich, wenn auch nur wenig, verändert. Der Meißel der Zerstörung hat aber Arbeit geleistet. Wir sehen im Geiste, die Täler sich allmählich eintiefen und weiten, die Berge zusammenschumpfen, kleiner und niedriger werden und schließlich - in nebelgrauer Ferne - eine Verflachung und Verebnung unserer Landschaft eintreten. So könnten wir uns ein Bild der künftigen Landschaft entwerfen. Schauen wir rückwärts, so müssen wir überall Stücke ansetzen, die Täler anfüllen, die Berge verbreitern und auch erhöhen. Doch wir wollen unserer Phantasie keinen freien Lauf lassen, sondern aus vielen kleinen Beobachtungen uns ein Bild machen, wie aus dem Einst das Heute wurde und in dem Heute schon das Morgen wandelt. Aus jeder Furche im Antlitz unserer Heimat wollen wir ihre Geschichte lesen. Damit wir aber nicht auf schwankendem Boden stehen, wollen wir uns zunächst nach den „Urkunden“ von heute umsehen.

Der Albtrauf heute

Wer unsere Alb vom Westen oder Norden betrachtet, dem erscheint sie als hohe, blaue Mauer. Als mächtige Steilstufe erhebt sie sich über das Vorland. Kommt der Wanderer näher, so leuchtet der weiße Felsenkranz aus der grünen Waldverbrämung;

dann löst sich der geschlossene Zug auf in einen vielerschnittenen Trauf, in den die Flüßchen tiefe, enge „Talzinken“ hineingerissen haben. Die Felsen verhüllen ihren Fuß und scheinen aus dem Walde emporzuwachsen. Durch zahllose Vorsprünge, Berghalbinseln, edel geformte Einzelberge und Streifen von dichtbewaldeten Vorbergen, die sich zwischen die Albberge und das offene Vorland schieben (Hirschbergerrücken), ist besonders in der Balingen Gegend der Albsaum lebhaft gegliedert und zerfrant. Über der Talbucht der Schlichem halten Schildwacht der Ortenberg mit seinen mächtigen Rutschen und die breitgelagerte Tafel des Plettenbergs, dem sich der kleinere Rücken des Schafbergs anschließt, über der Talbucht der Eyach die felsgürtete Kuppe der Lochen, das benachbarte Hörnle, der Felsklotz des Gräbelesbergs und die Felsrippe der Schalksburg. Die breite Bastei der Burgfelder Platte mit Heersberg und Böllat wird von verschiedenen Seiten angegriffen, wie auch der gratige, verzweigte Hundsrücken, während am Irrenberg eine fast ebene, wie mit dem Messer zugeschnittene Randplatte die Stufenstirn bildet.

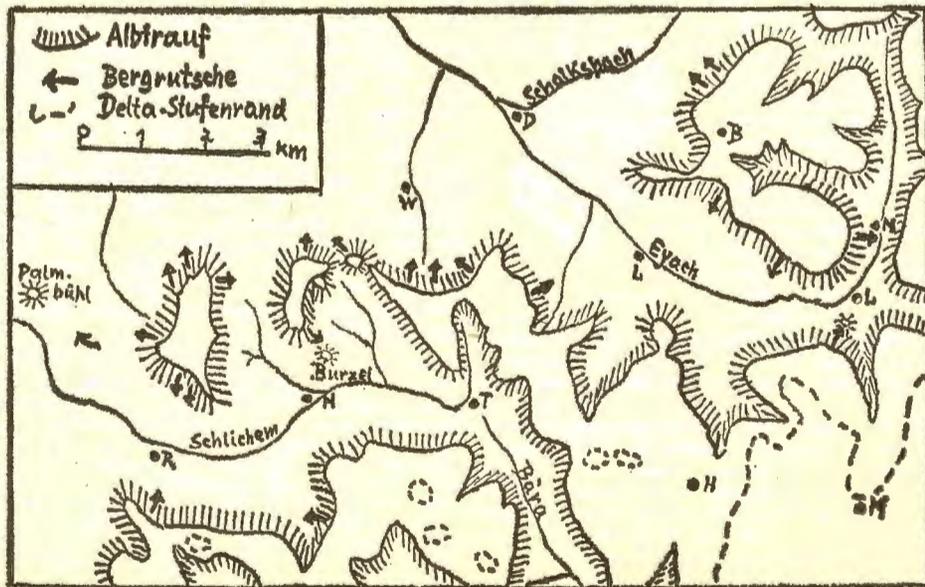
Ganz anders ist das Bild für den, der vom Innern der Alb herkommt und auf eines der frei vorspringenden und schroff abstürzenden Felsenhäupter des Steilrandes hinaustritt. Er kann seine Blicke nach Westen schweifen lassen über die weite und reich gegliederte Landschaft zu seinen Füßen, über die gesegneten Fluren des Unterlandes, über den „Teppich vor dem Thron“ (G. Wagner), bis zu den dunklen Waldbergen des Schwarzwaldes. Hinter sich hat er die ernste Stimmung des Hochlandes und hier den Ausblick auf das

lachende Tal in üppigem Grün, reich bewässert und reich bebaut, mit alten Städtchen und heimeligen zwischen Obstwäldern versteckten Dörfern.

Nach Osten und Südosten erhebt sich auf der Hochfläche in einem Abstand von einigen Kilometern eine zweite Stufe, teilweise bis 80 Meter hoch. Sie zieht vom Heersberg und der „Burg“ bei Margrethausen über das Kugelwäldle zum Braunhardsberg, Nank und Hochberg, springt zum Raichberg nach Norden vor und weicht am Ostrand des Zollerngrabens bis Hermannsdorf zurück, um den Starzelausraum im Hintergrund zu umrahmen. Ihre Waldkuppen heben sich von den Feld- und Wiesenflächen deutlich ab. Dieser Stufenrand ist meist in flachgeböschte, breite Kuppen aufgelöst, die jedoch an der Basis zusammengewachsen sind und richtige Hügelreihen (Wildentierberg, Wachtfels, Ochsenberg) oder abgetrennte Kegelberge (Baienberg westlich Hossingen, Braunhardsberg und „Burg“ bei Tailfingen) bilden. Der Anstieg erfolgt also bei uns nicht in einer einzigen Stufe, sondern in zwei. Die eine ist die dicke Platte der Wohlgeschichteten Kalke, die den eigentlichen Trauf bildet. In einem Abstand von 5 bis 7 Kilometern erhebt sich dann eine zweite Stufe, die der Quader- bzw. Massenkalke.

Der Bauplan unseres Traufes zeigt einen nach Nordwesten steilen Abfall mit Ton- und Mergellagen und Kalkbänken. Tone und Mergel kann das rinnende Wasser leicht zerfurchen und mitnehmen. Dagegen wird es ihm schwer, mächtige Kalkfelsen zu bezwingen. So kommt es, daß an den Hängen die „widerständigen“ Kalkbänke als harte Treppenstufen heraustreten, manchmal senkrecht abfallend, während die „weichen“ Tone und Mergel die schräge Böschung darunter bilden. Die mächtigen Kalkfelsen bilden daher die Albkante, den „Felsenkranz“ der Alb, den Albtrauf. An Lochenstein, Hörnle, Grat, Gräbelesberg usw. sind diese Kalke noch verschwammt. Echte Riffklötze steigen hier auf und bilden als gewaltige „Felsnasen und schroffe Abstürze die weitvortragenden Schildwachen des (Eyach)-Tales“ (Engel) und halten länger Stand als die gewöhnlichen Kalkfelsen.

In Steinbrüchen und Anrissen sieht man diese Schichten wohl geordnet und übereinander lagern. Wer nun mit offenen Augen im Vorland, an den Hängen oder auf ihrer hangzugewandten Seite durch die wieder Versteinerungen: Muscheln, Schnecken, Ammoniten und Belemniten (Teufelsfinger), Seelilien, Seeigel, Schwämme usw. Es handelt sich fast nur um Tiere des



Meeres, die eindeutig für das Jura-Weltmeer sprechen.

Wie wurden aber aus dem alten Meeresboden 1000 m hohe Berge? Kräfte des Innern haben die mächtigen Schichtpakete gehoben und schief gestellt. Die Wohlgeschichteten Kalken, die die Platte des Plettenbergs bilden (1005 m), liegen bei Beuron in der Sohle des Donautales, also auf 20 km Entfernung um 400 m tiefer: die Schichten fallen um 2 Prozent nach Südosten ein.

Wie kam es aber zum Steilabfall im Nordwesten und zur Mannigfaltigkeit der Formen unseres Traufes? Zerstörende Kräfte, vor allem das Wasser, haben einen großen Teil des Abgelagerten abgetragen und eine vielgestaltige Landschaft herausmodelliert. Dabei ergibt sich die weitere Frage: Wie kann aber das Wasser mit den hohen Bergen fertig werden? Die Antwort auf diese Frage soll an Beispielen gezeigt werden.

Die Verwitterung

Wer im Frühjahr wandert, der weiß, daß es gefährlich ist, sich unter Felswände zu wagen, weil sich Brocken lösen können. Schilder warnen an Straßen und Wegen: „Vorsicht, Steinschlag!“ Überall sind der Fuß der Felsen und die Hänge von kleinen Gesteinsscherben von Straßenschottergröße bedeckt. An der zackigen Oberfläche der Felsen sehen wir, woher diese Scherben stammen. Hier hat die Verwitterung, der Spaltenfrost, gearbeitet. Das Wasser sickert in die Gesteinsritzen ein und gefriert. Dabei dehnt es sich um etwa ein Zehntel aus und drückt damit die Fuge auseinander. Das wiederholt sich bei jedem Frostwechsel, bis schließlich in 10 oder 50 oder gar 100 Jahren das vordere Gesteinsstück so gelockert ist, daß es beim nächsten Tauwetter herunterfällt. So bildet sich am Fuß jedes Felsens im Laufe der Zeit eine Schutthalde von feinsplittigem Kalkschutt, dem sog. „Bergkies“, der oft in Gruben als Wegschotter abgebaut wird.

Wie schnell solcher Bergkies hangabwärts wandert, spürt nicht nur der Fuß des Wan-

derers, sondern auch die karge Pflanzenwelt, die sich in diese „Wüste“ wagt. Das Maiglöckchen wird oft während der kurzen Blütezeit von den wandernden Scherben geknickt, Stämme krüppelhafter Buchen auf ihrer hangzugewandten Seite durch die Bewegung der scharfkantigen Steine tief verwundet. Bei starken Regengüssen wird der Schutt weiter bergab verfrachtet; je feiner er ist, desto weiter. Wie ein ausgebreiteter Teppich, wie ein Mantel, umhüllt er das anstehende Gestein. Rechnet man diese Schuttmassen zusammen und fügt sie an den heutigen Albrauf an, so lassen sie uns greifbar das Wandern des Stufenrandes, das „Rückschreiten“, miterleben. Doch es kommt noch mehr hinzu.

Bergstürze und Berggrutsche

Es geht nicht immer so sachte! Wandern wir am Albrauf entlang, so sehen wir immer wieder ein Stück eines einstigen Fußwegs, das in die Tiefe gestürzt ist, so daß man den alten Weg abschränken und verlegen mußte. Die Wegwarte des Albvereins wissen ein Liedlein davon zu singen. So müssen im Frühjahr am Albvereinsweg von Frommern zum Hörnle, wie an vielen andern Wanderwegen am Steilhang, öfters Ausbesserungen vorgenommen werden. Oft werden auch an den Talhängen und Stufenkanten hohe Felsen durch Auswittern oder Auswaschen der darunter lagernden Mergel unterhöhlt, bis sie nachbrechen und als Felssturz zu Tal gehen. Am Fuße des Tailfinger Schloßes liegt ein mächtiger Block von Massenkalk, dessen Abbruchstelle um viele Meter höher liegt. Ähnlich ist es am Grat, am Gräbelesberg, am Schafberg usw.

Noch gefährlicher wird aber das eingesickerte Wasser, das in den Spalten auf der Hochfläche versinkt und dann auf den darunter liegenden, undurchlässigen Mergeln zum Austritt gezwungen wird. Durch dieses werden die Mergel aufgeweicht und schmierig. Sie können unter der Last der mächtigen Felsen ausgequetscht werden, so daß eine schiefe Ebene entsteht. Der Fels kippt langsam gegen den Hang, er wird schief

gestellt, wird zum „Hangenden Stein“, der schließlich das Übergewicht bekommt und kopfüber als Felssturz zu Tal geht, so erst 1879 am „Hangenden Stein“ um 1943 am „Backofenfels“. Auf der Hochfläche reißen durch das Auseinanderrücken breite, klaffende Spalten auf („Gespaltener Fels“ am Schafberg), die „Höll-Löcher“ genannt werden. Wo, wie an den Balingen Bergen, die Wohlgeschichteten Kalken verschwammt sind, stellen sich am Trauf bei den Kalksteinen häufig Bergstürze ein. Man sieht dann jahrzehntelang die Wundstellen hell herausleuchten. Die großen Felsenmeere an Plettenberg, Lochenhörnle, Hangendem Stein sind deutliche Beispiele dafür.

Es kann aber auch vorkommen, daß die Mergel so aufgeweicht werden, daß sie mit den Felsen in Bewegung geraten und beide den Hang hinabrutschen, der Mergel voran, der Fels hinterdrein. Die zahlreichen Rutschungen zeigen, wie oft das in jüngster Vergangenheit geschehen ist. Über Ratshausen sind am Trauf des Plettenbergs noch die Stellen offen, an denen einst die Kalkfelsen an- und nachbrachen, als unter ihrem Druck die durchfeuchteten Mergel und Tone 1851 nachgaben und niedergingen und erst am „Netzenbohl“ über Ratshausen zum Stillstand kamen und dabei 300 Morgen Feld und Wald verwüstet hatten. Schon 1774, 1787 und 1789 waren gewaltige Berggrutsche am gegenüberliegenden Ortenberg niedergelassen. Sie alle sind höchst anschauliche Beispiele für das „Rückschreiten des Albraufs“, das auch in der Gegenwart weitergeht. In Ratshausen findet bis heute eine Bittprozession statt im Gedenken an die gleitenden Stamm- und Schuttmassen. Die Rutschungen bedingen oft eigenartige Vertiefungen am Berghang, kleine Wannen, in denen sich Wasser sammeln kann, wie am Tailfinger Schloß oder am Plettenberg, wo die Blöcke bergwärts hängen und unter dem Bersturzschutt sogar Quellen zutage kommen, die das Wasser fördern, das sich im Schutt gesammelt hat.

Am Raichberg, wo der Trauf der Wohlgeschichteten Kalken und der Massenkalken durch den Zollerngraben heute nebeneinander gelegt sind, lösen sich die sonst in Stockwerken getrennten Erosionstypen einander in horizontaler Richtung ab. Dort ist im „Kohlwinkel“ einstens ein Bergsturz mit hausgroßen Felsblöcken auf die Gamma-Mergel niedergelassen. Die Verwerfung, die hier an der Auslösung des Bergsturzes völlig unbeteiligt war, bringt die Formen der verschiedenen Trauftypen und -etagen in die gleiche Höhe.

Das Felsenmeer am „Hangenden Stein“ ist groß, und die „Höll-Löcher“ reichen dort tief hinab (Mackensenhöhle). Die Bergspalte selbst bereitet einen großen Bergsturz vor. An dem Steilhang, der mit dem Streichen der Verwerfung zusammenfällt, herrschen heute die Erosionsformen des oberen Traufs. Der unterste Weiße Jura, die Impressamergel, die längs der Störung hoch am Hang gegen den Trauf hinausgreifen, dürften diese Stürze nicht beeinflußt haben. Ehe die Erosion die Verwerfung erreicht hatte, waren die bis dahin den Trauf bildenden Wohlgeschichteten Kalken (β) auf den unterlagernden Tonen des Braunjuras abgeglitten. Vermutlich liegen am Hangfuß unter dem Schutt der Massenkalken noch ältere Beta-Schollen da und dort verborgen. Die Verwerfung des Zollerngrabens mag zwar die Erosion noch gesteigert haben. Wir haben daher hier eines der größten Felsenmeere.

Fortsetzung folgt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiechä-Zeitung“.

Die Felsenhungerblume

(*Draba aizoides*)

Auf dem Scheitel und an den Flanken altersgrauer Felsen unserer Berge, in Ritzen und Spalten, auf Vorsprüngen und Bändern erwartet uns schon um die Zeit, wo der Haselstrauch seine ersten Blütenwürstchen öffnet, Ende Februar oder Anfang März, die lieblichste Frühlingsüberraschung, die goldgelben bei aller Zierlichkeit doch geradezu üppigen Blütensträußchen der Felsenhungerblume. Neben an einer Mulde oder am Fuß des Felsens liegt noch Schnee. Aber ihre schon im Herbst in allen Teilen ausgebildete Blüte schlummert in der Knospe und hat buchstäblich nur auf den Kuß der Frühlingssonne gewartet.

Diese freundliche Frühlingsverkünderin auf den rauhen Kalkfelsen, deren blattloser Stengel nur 5–10 cm hoch wird, ist an ihrem freien, sonnigen Standort Wind und Wetter ausgesetzt. Sie muß sich in den Ritzen und Spalten mit einer dünnen Humusschicht begnügen, die durch die lauen Märzwinde leicht ausgetrocknet werden



kann. Doch durch eine dichte, gepolsterte Rosette mit steifen linear-lanzettlichen, smaragdgrünen Blättchen, die auch im Winter erhalten bleiben, wird die Wurzel Erde vor Vertrocknung bei knapper werdender Wasserversorgung geschützt. Gleichzeitig ist diese Blattrosette an diesem luftigen Standort eine Stützvorrichtung, durch die der im Wind schwankende Blütenstengel einen sicheren Halt bekommt. Von dem dünnen Boden hat unser zierlicher Kreuzblütler seinen eigentlichen Namen bekommen.

Die eigentliche Heimat der reizenden Felsenhungerblume ist das Hochgebirge. In den Walliser Kalkalpen steigt sie sogar über die Waldgrenze, bis 2300 m hinauf. Von den Kalkalpen muß sie in den Eiszeiten über den Jura bei uns eingewandert sein. Sie ist somit ein ehrwürdiger Zeuge eines längst versunkenen Weltalters. Ein Glück für dieses Relikt, daß es nur an Standorten vorkommt, wo Menschen nur schwer hinkommen können, denn der Kampf mit Sturm und Wetter und der Trockenheit übersteht es glücklicher als den mit der Unvernunft und Herzlosigkeit der Menschen.

Fritz Scheerer

In den Frühlings- und Sommermonaten soll immer wieder ein anderes unserer seltenen Pflanzenkinder etwas näher beschrieben werden. Die Kunstwerke der Natur wollen wir aber nur da in Ehrfurcht bewundern, wo sie gewachsen und am allerschönsten sind. Hin und wieder muß dabei aus begrifflichen Gründen auf genauere Standortangaben verzichtet werden. Umso größer wird dann die Entdeckerfreude sein, wenn man irgendwo auf eines dieser Kleinode stößt.

Hundert Jahre Biogenetisches Grundgesetz

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

„Untergang, Dämmerung, Ende“, sagte Prof. O. Veit 1947 in seinem Werk „Die Flucht vor der Freiheit“ — „das sind die Schlagworte, die in keiner kulturgeschichtlichen Abhandlung fehlen“. Und Oswald Spengler hatte im „Untergang des Abendlandes“ geschrieben, daß „Tatsachen wichtiger als Wahrheiten“ seien, und demgemäß aus welthistorischer Schau unsere als Organismus mit begrenzter Lebensdauer zu betrachtende Kultur nun bald am Ende sei. Dieser pessimistischen Betrachtungsweise stehen aber schon lange Auffassungen gegenüber, die den Menschen zu grundsätzlichem Fortschritt berufen und das Leben im Laufe der geologischen Entwicklung zu immer höheren Anpassungs- und Erkenntnisformen gelangend sehen. Hegel verstand unter Fortschritt ein wesentliches Prinzip des Weltgeschehens, und für den Dialektischen Materialismus gipfelt der Fortschrittsglaube in einer durchrationalisierten Technik und damit Naturbeherrschung.

Nicht ohne Kritik

Als der Naturforscher Ernst Haeckel 1866 sein gewaltiges Werk „Generelle Morphologie der Organismen“ veröffentlichte, wollte er, wie es der Untertitel zum Ausdruck bringt, „Allgemeine Grundzüge der organischen Formenwissenschaft, mechanisch begründet durch die von Charles Darwin reformierte Deszendenztheorie“ darstellen. Diese Arbeit ist nicht ohne Kritik geblieben, wie ja auch das Für und Wider die Abstammungslehre heute noch nicht endgültig entschieden ist. Bedeutungsvoll wurde aber ein Grundgedanke Haeckels über die Stammesgeschichte von Pflanze, Tier und Mensch, der als das sog. „Biogenetische Grundgesetz“ seine Formulierung fand. Es besagt „Die Ontogenese ist nur eine kurze Rekapitulation der Phylogenese“ oder, ohne Fremdwörter, „die Einzelentwicklung ist nur eine kurze Wiederholung der Stammesentwicklung“.

Nach Haeckel zeigen sich also etwa beim menschlichen Embryo Entwicklungsformen, die früheren Tierstufen entsprechen; oder, anders ausgedrückt, die Ausformung des Individuums geschieht in kurzer Zeit durch gleiche oder abgewandelte Formenreihen hindurch, zu denen der Stamm, die Vorfahrenkette, Jahrtausende gebraucht hat. Bei den Wirbeltieren weisen die Entwicklungsstufen Fisch, Lurch, Kriechtier, Vogel und Säugetier auf einen gemeinsamen Grundplan hin, auf den die sog. homologen Organe zurückgehen, die ihrerseits sich teilweise rückbilden können: So entspricht etwa der Pferdekopf einer ursprünglich fünffingerigen Hand. „Analog“ nennt man Organe, die nicht den gleichen Bauplan haben, jedoch aus gleichartiger Lebensweise sich erklären: So sind etwa Dahlienknollen verdickte Wurzeln, während Kartoffelknollen verdickte Stengel sind; beide speichern unterirdisch Reservestoffe. „Rudimentär“ nennt man Or-

gane, deren überstarke Rückbildung zur Funktionslosigkeit geführt hat, z. B. der Wurmfortsatz des Blinddarms. Beim Menschen stellte man über 100 rudimentäre Organe fest, und man betrachtet sie als starke Stützen der Abstammungslehre. Darwin, der die Natur als in steter Entwicklung erkannte und den „Kampf ums Dasein“ und die damit verbundene Auslese bei Untergang oder Erhaltung der Arten als entscheidend betrachtete, zollte Haeckels Werk Beifall, hielt diesen aber als zusehr „von der Wahrheit seiner eigenen Schlüsse überzeugt“.

Ergötzliche Fehldeutungen

Aus der Geschichte der Paläontologie, der Lehre vom urweltlichen Leben, sind ergötzliche Fehldeutungen bekannt, die man auf fossile Funde anwandte. So gab 1726 der Züricher Arzt Scheuchzer die Reste eines großen Salamanders als „das Beingerüst eines armen Sünders“ aus, der bei der Sintflut ertrunken sein soll; der Philosoph Leibniz sah in einem Mammutstoßzahn das Horn eines „Einhorns“. Bei der „Lückenhaftigkeit der fossilen Überlieferung“ — vergleichsweise alle hundert Seiten eines Buches ein paar Buchstaben — gab es in der Folgezeit manche Schwierigkeiten, die Besonderheiten des stammesgeschichtlichen Formenwandels und dessen Triebkräfte zu erkennen; aber schon Haeckels Studien über Vererbung und Anpassung verhalfen zu immer deutlicheren Vorstellungen. Die Biologen wissen heute zahlreiche Tatsachen aus der Geschichte des Lebens, aus Bau und Lebenserscheinungen, aus Keimesentwicklung und Verbreitung der Lebewesen als Stützen der Abstammungslehre anzuführen. Lamarcks Theorie der unmittelbaren Anpassung stand Darwins Theorie der natürlichen Zuchtwahl gegenüber. Hinsichtlich der Sonderstellung des Menschen im System betonte man seinen aufrechten Gang, die Umbildung seiner Vordergliedmaßen zu Greifwerkzeugen, die Rückbildung des Haarkleides, die Entwicklung seines Gehirns und damit Verstandes, der auch zur Moralität und damit Geistigkeit führt.

Schon Karl E. von Baer hatte um 1835 darauf aufmerksam gemacht, daß das organische Leben unbewußt zielstrebig sei und daß Rhythmen das menschliche Leben durchziehen. Bezüglich der Ontogenese wies er darauf hin, daß ein Menschenembryo in keiner Phase vollständig z. B. einem Fisch entspreche, sondern seinem Spezialtypus folge. Andererseits erwies sich aber die mit dem Biogenetischen Grundgesetz ausgesprochene Repetitionsregel doch insoweit als richtig, als man dadurch Hinweise auf das Vergangene erhielt. Haeckel selbst sah ein, daß auch bei starker Abkürzung nicht die ganze Stammesgeschichte durchlaufen werden konnte und daß überdies mögliche Störfunktionen das Bild veränderten; er sprach deshalb

von Caenogenese. Dies sind abgewandelte Neubildungen, die freilich der Phantasie hinsichtlich der wahrscheinlichen Vorfahren viel Spielraum lassen. Nach R. Steiner waren die Lebensbedingungen der Vorzeit so sehr von den heutigen Verhältnissen auf der Erde verschieden, daß es keiner Umdeutung bei den die Stammesgeschichte wiederholenden Embryoformen bedarf: Diese wären als unmittelbare Zeugen zu nehmen, und aus der Mikrokosmogonie gewinnt man das Spiegelbild der Makrokosmogonie. Haeckels Biogenetisches Grundgesetz würde dadurch eine grandiose Ausweitung erfahren, weil nämlich dann der Mensch Repräsentant des ganzen Kosmos ist.

Gemeinsame Wurzel für Mensch und Affe

Forscher wie Edgar Daqué vertraten die Auffassung, daß der kosmisch zu fassende Mensch gleichsam der gemeinsame Lebensstamm ist, aus dem sich die Tierespezialisten heraussetzten, der Fisch als Wassertier, der Vogel als Flugtier, der Affe als Klettertier. Der Mensch spezialisierte sich nicht auf diese Art und konnte deshalb weiter aufsteigen. Die viel umstrittene Frage, ob der Mensch vom Affen abstamme, erledigt sich also mit dem heute auch von der Wissenschaft anerkannten Hinweis, daß beide auf eine gemeinsame Wurzel zurückgehen. Diese Wurzel umschließt aber nicht nur körperliche, sondern auch seelisch-geistige Eigenschaften. Wie immer man sich die Vererbung vorstellt, das Biogenetische Grundgesetz bezieht sich auch auf das Seelische, wobei es nicht so sehr um biologischen Zwang als um Analogien etwa auf kulturellem Gebiet geht. Man kann hier an den Lernvorgang denken: Daß die Benzolformel C_6H_6 heißt, kann heute ein Schüler nebst den notwendigen Erklärungen über Ringbildung in fünf Minuten übernehmen; die Wissenschaft brauchte dazu über 150 Jahre. Das erweiterte Biogenetische Grundgesetz charakterisiert also in der Praxis die ungeheure Abkürzung des Wegs für das Individuum.

Der echte Kulturträger birgt Jahrtausende in sich. Und wenn „Biogenese“ die Entstehung nicht nur körperlichen, sondern auch geistigen Lebens bedeutet, dann wird angesichts der „individuellen kurzen Wiederholung“ die Zeitraffung immer stärker. Die voranstürmende Technik beweist uns dieses Entwicklungstempo, und es ist dann die Aufgabe des Menschen, auch moralisch Schritt zu halten. Haeckel ging noch von der Materie und Primitiv Anfängen aus, eine tiefere Schau zeigt uns die geistige Welt als die ursprüngliche und künftige Heimat des Menschen. Auf sie hin ist die sich steigende Frequenz gerichtet, die Zeitlichkeit wird zum Symbol, das nach Form und Inhalt auf das Ewige hinweist. Dessen Wellenschlag hebt die Menschheitsentwicklung über das Biologische hinaus und macht die vom Biogenetischen Grundgesetz angesprochenen Schöpferkräften zu Urkräften, deren göttlichen Charakter zu erkennen und zu achten die Aufgabe des dem Metaphysischen erschlossenen Menschen ist.

Unser Albtrauf im Wechsel der Zeiten

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Auch in den Mergeln selbst kann es zu Rutschungen kommen. Besonders gefährlich sind die obersten Schichten des Braunjura, die Ornatentone, dann aber auch die Gamma-Mergel von Weiß-Jura. Wer Wald oder Wiesen in diesen Schichten besitzt, kann entsprechende Erfahrungen sammeln. Werden die Tone und Mergel stark durchfeuchtet, so dehnen sie sich aus und quellen auf. Der Druck der überlagerten Schichten preßt die plastisch gewordenen Tone zusammen, und diese können dann nur an den frei ausstreichenden Schichtköpfen nachgeben. Tritt gar noch darüber eine Quelle aus, so daß die Durchfeuchtung besonders stark ist, so kommt der ganze Hang in Bewegung. Die Rasendecke legt sich in Wülste und Falten; der ganze Hang wird sehr unruhig; die Bäume hängen schief; Wasserleitungen die nicht genau im Hanggefälle laufen, werden abgedrückt. So kam es zu Rutschungen über dem Ebinger Schwimmbad, auf der Nordseite des Taifinger Schlosses und in Geisental, wo die Wasserleitung einen Hang schräg angeschnitten hatte. Dieselben Beobachtungen können wir schon in den Mergeln des Schwarzen Jura machen, wie nach dem Wolkenbruch im Sommer 1953 am „Heuberg“ bei Balingen. Besonders eindringlich wurden diese Verhältnisse in dem nassen Herbst und Winter 1912 bei Margrethausen. Im tief eingeschnittenen Eyachtal kamen hier, stellenweise etwa 12 m mächtige, vorwiegend aus Weißjura-Schutt bestehende Schichten, auf den Ornatenton an verschiedenen Punkten der Talhänge ins Gleiten und bedrohten Teile des Ortes, in Feldern und Gärten großen Schaden anrichtend. Erst eine ausgiebige Drainagearbeit leitete die Wasserfülle ab und brachte den Erdbewegungen ein Ende.

Ältere Schollen vor dem heutigen Trauf

Vor dem Albtrauf liegen eine Reihe kleiner Bergkegel, die eine Weißjura-Kappe tragen. So erhebt sich über dem Schlichemtal nordöstlich von Schömberg auf der Ebene der Posidonienschiefer ein fast kegelförmiger Waldschopf, der Palmbühl, der in weitem Umkreis sichtbar ist. Er besteht aus der untersten Schicht des Braunen Jura, den weichen Opalinustonen. Diese Tone sind gegen die Abtragung wenig widerstandsfähig. Der Palmbühl müßte daher bei der geringen Entfernung von der Schlichem (500 m) und ihrem starken Gefäll im Laufe der Jahrtausende längst der Abtragung zum Opfer gefallen sein. Doch er trägt ein schützendes Dach aus Weißjura-Schutt (Name: Barm = Balm = vorgermanisch Fels). Diesem verdankt er seine Erhaltung, denn die harten Kalke leisten der Abtragung länger Widerstand als die weichen Tone, wie deutlich die 38 m tiefe Senke in den Tonen östlich des Berges zeigt.

Der Palmbühl ist rund 2 km vom heutigen Trauf entfernt und seine Weißjura-Kappe liegt um 200 m tiefer als die wohlgeschichteten Kalke, die in dem Steinbruch des Zementwerkes auf dem Plettenberg abgebaut werden. Wie kam nun der Weißjura-Schutt in diese tiefe Lage und so weit vor den Trauf? Der Steilabfall des Plettenbergs muß um einige 100 m weiter westlich gelegen und vor einigen 100 000 Jahren ein gewaltiger Bergsturz niedergegangen sein, von dem der Schutt des Palmbühls stammt. Das Landschaftsbild muß dann bei Schömberg ungefähr so gewesen sein, wie wir es heute bei Ratshausen im Schlichemtal haben.

Ein ähnliches Beispiel haben wir weiter östlich, hinter dem Plettenberg und Schafberg, in der Wiesenweitung um den Oberhauser Hof, in dem „Burzel“ (Name!). Auch

dieser trägt eine Kappe aus wohlgeschichteten Kalken und dazu noch aus Schwammfelsen, nur 100 m tiefer als auf dem benachbarten Schafberg und ohne Verbindung zu diesem, vielmehr 400 m von seinem Rand entfernt, während die harten widerstandsfähigen Schwammstotzen des Wenzelsteins noch die Verbindung zum Schafberg haben. Der Burzel ist der letzte Rest der einstigen Südostecke des Schafbergs. In einem gewaltigen Bergrutsch ist ein Teil des Schafbergs auf dem tonernen Sockel in Bewegung geraten und abwärts gewandert, wie auch der riesige Felsklotz unterhalb der „Nußhecke“ am Heersberg, der im Mittelalter eine kleine Burg der Tierberger trug. Durch die verschwammte Weißjura-Kappe war der Burzel vor Abtragung geschützt, so daß er heute noch mit seinem Waldschopf 40 m die Umgebung überragt und einen Durchmesser von 250 m hat.

Weitere Beispiele in unserer engeren Heimat sind in der Talflanke der Eyach der „Bühl“ (Name!) südlich Lautlingen, eine abgerutschte Scholle des Tierbergs, im Starzeltal vor dem Himberg das „Bürgle“ (Ruine Affenschmalz) und „Hohenjungingen“ südöstlich Jungingen. Die „Alteburg“ bei Bronnweiler westlich Reutlingen mit ihrer Weißjura-Kappe liegt sogar 4 km vor dem heutigen Albtrauf. Das abtragende Wasser konnte mit den harten Felsmassen bei all diesen Bergkegeln weniger rasch fertig werden als mit den daneben anstehenden weichen Mergeln, so daß alle diese Hügel als kleine Kuppen vor dem Trauf über ihre Umgebung „emporwachsen“.

Zeugenberge

Wir sehen, immer wieder sind am Albtrauf Felsstürze und Rutschen niedergegangen. Die Erosion stand und steht am Albtrauf nicht still. Je steiler die Hänge, desto rascher arbeitet das Wasser. Da die Südwestalb die höchsten Höhen hat, hat hier die Schollengleitung zuerst begonnen und ist der Trauf am stärksten aufgerissen worden. Der Schutt ist von den Flüssen fortgeschafft worden. So ist verständlich, daß besonders hier die Flüsse den Albtrauf am raschesten zurückgetrieben, daß sie tiefe „Talzinken“ in die Albtafel getrieben haben. Eyach und Schlichem greifen heute tief in das Gebirge, während zwischen ihren Tälern die Albtafel in Randberge (Plettenberg, Schafberg, Lochen) oder Inseln (Burgfelder Bergstock) oder sogar in einzelne Vorposten als „Auslieger“ oder „Zeugenberge“ aufgelöst ist. Vor der Front des Albtraufs liegen in unserer Gegend der Zoller, Oberhohenberg, Lemberg, Karpfen und Lupfen. Sie alle bestehen aus demselben am Meeresgrund entstandenen Weißjura wie die Albtafel. Besonders breit ist die Gosheimer Platte, in der die widerständigen Oolithe der obersten Braunjuraschichten an der „geköpften“ Gosheimer Bära weit nach Westen vorstoßen, aber im sogenannten „Millionenloch“ schon zahlreiche Rutschungen aufweist, die einstens den Bahnbau gefährdeten.

„Zeugenberge“ liegen auch vor dem zweiten Stufenrand in der Taifinger und Hossinger Gegend (siehe oben). Wie von kunstgeübter Menschenhand geformt liegt 2 km vor diesem Rand der Kornbühl mit der Salmendinger Kapelle. Er trägt eine Weißjura-Delta-Kappe und erhebt sich über der weiten, schief gestellten Betafläche, die sich vom Dreifürstenstein bis zur Pforte ostnordöstlich Ringingen um über 100 m senkt und die größte Ausräumungsfläche auf Weißjura (β) bildet. Die Ausräumung erfolgte durch den zweiten Quellbach der Lauchert; die alten Trockentäler sind nur wenig eingetieft. Zwischen ihnen haben sich Kornbühl und Bühlberg erhalten. Die Platte

des Farrenbergs ist von den rheinischen Bächen schon abgetrennt, während die des Dreifürstensteins noch durch einen schmalen Hals eine Verbindung hat.

Weißjura-Schutt im Vorland

Die Balinger Berge, das Burgfelder Plateau, Hunds Rücken, Irrenberg und viele andere sind von einem fast lückenlosen Schuttmantel des Weißjura umgeben, der nur einzelne Bergnasen oder isolierte Braunjuraflächen freiläßt. In Bergnischen, Schluchten und Wasserläufen greift er teilweise sogar bis in die Schwarzjuraebenen. So sind bei dem Bau des Hochbehälters auf dem „Binsenbohl“ bei Balingen in 600 m Höhe mächtige Weißjura-Schuttmassen angeschnitten worden. Zahlreiche Hügel im Vorland haben sich nur erhalten, weil sie vor der Abtragung durch eine Weißjura-Schuttdecke geschützt sind. Mächtige Gehängeschuttströme ziehen abseits der Talkerben, besonders vom Plettenberg, bei Roßwangen und Weilstetten, abwärts und verzahnen sich bei Frommern und Edingen mit den Schottern im Eyachtal, die von dem Flüschen abgelagert wurden. Die Bachrisse in der Umgebung des „Storchenbühls“ westlich Weilstetten, der solche Schuttreste trägt, haben sich in den weichen Tonen bis 20 m eingegraben, der Schalksbach zwischen Zillhausen und Dürrwangen bis 30 m. Reste alten Schotters haben sich über dem Schalksbach nördlich Dürrwangen in 570—580 m Höhe gehalten.

Die Erosionswirkung der Eyach und ihrer Nebenbäche ist so stark, daß der Schuttmantel, der einmal bis Balingen reichte, bis in die Gegend von Laufen zurückgedrängt ist. Oberhalb Laufen ist aber die Schutttzufuhr so bedeutend, daß er nicht mehr restlos durch den Fluß weggeführt werden konnte und daher beide Talflanken fast lückenlos überkleidet. Beim Bahnbau wurden auf der Wasserscheide am Riedbach 12 m Schotter angeschnitten, ohne auf den Untergrund zu stoßen. Darunter waren Gesteine der oberen Weißjuraschichten, die im heutigen Einzugsgebiet des Baches nicht mehr anstehen.

Westlich Zillhausen finden wir am „Witt-hau“ auf der Höhe 766,8 m auf oberstem Braunjura als völlig isolierte Insel Weißjura-Schuttmassen, die entweder vom Hunds Rücken oder vom Böllat stammen müssen. Sie zeigen uns, wie auch die Fließerden am Binsenbohl (siehe oben), daß früher auf dem Hirschberggrücken noch ein Aufbau aus Weißjura bestand, daß der Hirschberg ein Randberg der Alb war und daß damals Böllat und Schalksburg ein merkliches Stück weiter nach Westen reichten. Je mehr wir in die Vergangenheit zurückgehen, desto näher kommen die Berge dem Büttelbach-Schalksburgtal, es füllt sich, und wir kommen dann in eine Zeit, wo es noch nicht bestanden haben kann. In gewaltigen Zeiträumen haben die Eyach und ihre Nebenbäche das Zillhauser Tal geschaffen. Wieviel Jahrhunderte hierzu nötig waren, können wir einigermaßen beweisen.

Wie weit ist nun der Albtrauf zurückgewandert?

Nach all dem bisher Angeführten steht außer Zweifel: 1. daß der Albtrauf auch heute noch abbröckelt und 2. daß die Albmauer weiter nach Westen gereicht haben muß. Zurückschauend müssen wir die Berge verbreitern und erhöhen. Ebenen Fußes gehen wir dann vom Böllat zum Hunds Rücken, Lochenhörnle und Schalksburg reichen sich die Hände, vom Plettenberg schlagen wir die Brücke zu den Deilinger Bergen.

Zum Beweis all dieser Behauptungen haben wir zum Glück auch ein Dokument, das uns ziemlich genaue Werte liefert, den Vulkanschlöt bei Scharnhausen auf den Fildern. In seinem Tuff kommt noch Weiß-

jurasschutt vor. Als er ausbrach, muß es also dort noch Weißjura gegeben haben. Die Alb reichte mindestens 23 km weiter nach Norden als heute. Er beweist, daß vor 10—12 Millionen Jahren der Albtrauf noch in der Stuttgarter Gegend lag. Damit bekommen wir ein Maß für die Abtragung der Alb: in 1000 Jahren ein „Zurückwandern des Albtraufs“ um 2 mm, eine Abtragung eines Schichtstoßes von 600 m, also in 20 Jahren 1 mm Dicke.

Wir können nun berechnen, wieviel cbm/km Gestein aus unserer Heimat von dem fließenden Wasser seit dem Ende der Jurazeit, als sich das Meer vor 150 Millionen Jahren enzurückzog, talab verfrachtet wurde. Am Anfang war es weniger, weil das eben aus dem Meer entstiegene Land zu niedrig war. Je mehr unsere Landschaft aber emporgehoben wurde — insgesamt über 1000 m — desto mehr Gefäll hatte das Wasser, desto rascher konnte es ausräumen.

Unsere Schmiecha (Riedbach) und Bära waren einmal größere Donauzuflüsse, denn sie liegen in breiten, tiefen Tälern, deren Talboden von der Eyach bzw. Schlichem zerschnitten wurde (siehe Heimatkundliche Blätter 1962, Seite 427). Sie haben ihren Oberlauf verloren, wurden „geköpft“ bzw. „angezapft“. Das sehen wir besonders schön bei der Gosheimer, Deilinger und Tieringer Bära, bei der Schmie bei Ebingen und am „Stich“. Als die Schmiecha weiter draußen, etwa 300 m über Balingen, ihre Quellen im obersten Braunjura hatte, war der Zillhauser Bach ein Nebenfluß, und der Albtrauf lag weiter im Norden.

Nun wird uns auch verständlich, warum die Donau in die Alb hineinfließen kann, anstatt weiter südlich auszubiegen. Denn die Alb reichte früher weiter auf den Schwarzwald hinauf; die Donau floß auf ihr. Durch Abtragung hat sie die Alb auf dem Schwarzwald zerstört und so erst mit ihren Zuflüssen den Albtrauf geschaffen (Feldbergdonau, Eschach usw.). Die harten, weißen Felsenkalke, die uns heute von der Stirn der Alb entgegenleuchten, boten schon damals der Verwitterung we-

sentlich länger Trotz als die weichen Mergel darunter. So mußten Absätze, Stufen in der Landschaft entstehen. Die stärkste Änderung brachte im Tertiär vor rund 50 Millionen Jahren der Einbruch des Rheintalgrabens. Das Donaunetz erlitt Verluste, denn alle Neckarzuflüsse drangen wegen ihres stärkeren Gefälls in unserer Gegend erobernd vor. Die Wasserscheide wie auch der Albtrauf wanderten langsam nach Südosten.

Doch auch die jüngste Phase der Erdgeschichte, in der wir heute noch leben, hat zur Ausgestaltung unseres Landschaftsbildes Erhebliches beigetragen. Einem kräftigen Anstieg des Gesamtlandes entsprach das weitere Einschneiden der Gewässer. Im eiszeitlichen Klima entfiel der nicht zu unterschätzende Schutz gegen alle Ausräumungsarbeit durch Pflanzen- und Wurzelwerk und Grasnarbe. Wenn schon unter den heutigen Klimabedingungen Rutschungen ein starkes Ausmaß annehmen, so wird man ermessen können, um wieviel stärker dieser Vorgang während der Eiszeiten wirksam gewesen sein muß.

Wir sehen, der Steilrand in seiner heutigen Gestalt dürfte im wesentlichen ein Gebilde der letzten Eiszeiten, der Würmeiszeit, sein. Seit der Rißeiszeit können wir stellenweise ein Zurückweichen von rund 1 km annehmen. Die kleinen Bergkegel, die im Vorland liegen wie der Palmbühl, haben ein höheres Alter als die großen Hangabsätze, die terrassenförmig vorspringen. Die erosive Verschiebung des Albtraufs ist aber seit dem Tertiär eine Tatsache.

Die großen Massen von Weißjurasschutt vor dem Trauf, im Vorland und in den Flußtälern, die vor dem Trauf liegenden „Zeugenberge“ und Schollen beweisen uns, daß der Trauf früher weiter im Westen und Nordwesten lag. Am Albtrauf verstärktes Niedergehen von Bergstürzen, Bergkiesbildung, Hangschuttdecken und Flieblehmdecken sind Zeichen dafür, daß der Trauf noch nicht zur Ruhe gekommen ist. Das Rückschreiten unseres Albtraufes geht auch in der Gegenwart unentwegt weiter.

edle Frau wird in einer überirdischen Vollkommenheit verehrt und besungen, und der Ritter versucht durch diesen Frauendienst sein Wesen zu einem vorbildlichen Charakter zu läutern, um damit die Gunst des Lächelns oder einer freundlichen Geste seiner geliebten „vrouwe“ zu erlangen. Diese Form der Minne ist zu vergleichen mit der Treue des Lehensmannes zu seinem Lehensherrn, und sie ist Ausdruck einer Abhängigkeit, einer Dienstverpflichtung. Ein Hochziel der höfischen Gesellschaft war dabei neben Treue, Stetigkeit, Zucht und hohem Mut das Maßhalten. Walther von der Vogelweide, der genialste der Minnesänger, der mit seiner Spruchdichtung auch in das Weltgeschehen eingreift und seiner Erregung und seinem Unwillen mit Kraft und Sicherheit Ausdruck verleiht, findet auch zwischen der hohen und der niederen Minne, die dann zu Beginn des 13. Jahrhunderts literaturfähig wird, den Ausgleich:

„Alles Edelswertes Bildnerin,
das seid ihr in Wahrheit, Frau Maße!“

Der Ritter verdient sich durch die Hingabe in die Gnade Gottes, durch Gebet und durch den Schutz, den er den Witwen und Waisen gewährt und damit ihre Not lindert, Gottes Huld.

Nicht nur Ritter, sondern auch Fürsten, Könige und Kaiser gehörten zum Kreis der Minnesänger, und in Deutschland waren es vor allem drei Fürstenhöfe, die sich der Pflege dieses lyrischen Gesanges annahmen: der babenbergische Hof in Wien, der thüringische Hof des Landgrafen Hermann, der schwäbische Hof der Staufer. An allen drei Höfen hat auch Walther seine Lieder gesungen. — Die Blütezeit des Minnesangs liegt in der Zeit zwischen 1190 und 1220.

Albert II. von Hohenberg (1258—1298), der ausgezeichnete Staatsmann, beehrte Feldherr und Schwager Kaiser Rudolfs von Habsburg, der bedeutendste hohenberger Graf, gehörte schon der ausklingenden Epoche dieser Lyrik an, aber sein edler Geist und sein tugendhafter Charakter lassen in seinen Strophen nochmal die hohe Minne aufklingen wie in der Blütezeit. Johann von Würzburg lobt gerade ihn besonders und fordert alle reinen Frauen auf, in dieses Lob einzustimmen. Leider sind uns nur zwei Strophen seiner Gesänge in einem Nachtrag der Manessischen Handschrift erhalten (in freier sinngemäßer Übertragung lauten sie):

„Ist es jemand in der Welt wohler
als einem, der sein treues Lieb
mit Armen ganz hat umschlossen?
Traut sie ihm in Wahrheit ohn allen Haß,
das ist besser als ein Minnedieb,
ihn hat der langen Nächte nie verdrossen.
Er fürchtet nicht die Angeber,
auch nicht ihren Haß,
er liegt gar ohne Sünde,
und ohne Furcht und ohne Schande:
Tät jemand aber treulose Minne,
die niemand in Wahrheit erkennt,
der der Frauen Laster ihre Ehre vorzieht:
Von solcher Art kehre ich meine Sinne.“

Verbotene Wasser sind besser
als offener Wein, das hör' ich
von den Leuten sagen,
die mit Sünde befangen sind.
Auch haben mir dies Jünckerlein bewiesen,
ich hab dies selbst teilweise gesehen,
der Welt Art ist nichts als ein Gelüste:
das kaum Gewonnene dünket gut.
Was man aber ohne Furcht hat,
das leidet sehr:
Wo geheime Liebe die Lust erhöht,
wo immer man freundlich in Liebe verstrickt
und mit Armen ganz heimlich umschlossen liegt,
da ist es niemand wohler:
die Rede ist unläugbar.“

Beispiele und Bilder schwäbischer Minnesänger

Auch Albert II. von Hohenberg war Minnesänger / Von Kurt Wedler, Ebingen

Im 12. Jahrhundert blühte als erste Kunstform eines weltlichen Standes die mittelalterliche Lyrik auf, die wir mit „Minnesang“ bezeichnen. Der Ritterstand der Stauferzeit ist es, der diese Lyrik pflegt. Es sind fahrende Sänger, meist aber Ritter selbst, die fähig geworden sind, ihre seelischen Regungen ins Bewußtsein zu erheben und ihnen künstlerischen Ausdruck zu verleihen. Die provenzalischen Troubadours waren wohl Anreger für sie, aber der stauferische Geist und das Bewußtsein eigener Fähigkeiten war der stärkere Antrieb. Ihre Lieder zeugen für den hohen Wert eigener schöpferischer Kraft.

Wie schön klingen die Zeilen des namenlosen Minnesängers, die er in seinem „Herzesschlüssel“ geformt hat:

„Dû bist mîn, ich bin dîn;
des solt dû gewis sîn.
Du bist beslozzen
in mînem herzen,
verloren ist daz sluzzelin:
dû muost och immer darinne sîn.“

Mit dem Untergang der Staufer und damit dem Ende der hohen Ritterzeit geht auch die Bedeutung des Minnesangs zurück. Man beginnt am Ende des 13. Jahrhunderts in den ritterlich gesinnten Patrizierkreisen von Konstanz und Zürich die erreichbaren Minnelieder zu sammeln. Diese romantisch-historische Haltung ist ein deutliches Zeichen für den Ausklang und das Ende dieser ritterlichen Epoche. Nachfahren, wie Hugo von Montfort (1357—1423), Oswald von Wolkenstein (um 1377—1445) und einige

andere, konnten die hohe Kunst des edlen Minnesangs nicht mehr erreichen, es setzte ein Formenverfall und eine realistische Manier ein.

Die Manessische Handschrift

Wir sind aber vor allem dem Züricher Ratsherrn Rüdiger Manesse (gest. 1304) und seinem Sohn Johannes sehr zu Dank verpflichtet, daß sie diese nach ihnen benannte, größte von verschiedenen Sammelhandschriften niederschreiben ließen. 140 Dichter der mittelhochdeutschen Lyrik sind darin vereinigt und sie sind mit 137 ganzseitigen Miniaturen versehen von einem Künstler, der zwar einige Zeit später gelebt hat und deshalb schon der Gotik verhaftet war, dessen Bilder aber Schöpfungen von höchster künstlerischer Qualität in Form und Farbe sind. Die Manessische Handschrift kam auf unbekanntem Wege 1490 in den Besitz des Kurfürsten von der Pfalz auf das Schloß Heidelberg, 1657 nach Paris und 1888 im Austausch wieder zurück. Seither ist sie in der Universitätsbibliothek in Heidelberg zu sehen.

Vielfach wird das Wesen des Minnesangs verkannt. Es ist auch nicht einfach, sich in den vielen und verschiedenen Ausprägungen dieser Lyrik zurechtzufinden, die vielfach auch in derb sinnliche Form abgesunken ist. Der ritterliche Minnesang in seiner Hochform, in der sogenannten „Hohen Minne“ ist Ausdruck höfischen, mittelalterlichen Geistes und als solcher auch ein wesentlicher Teil ritterlicher Erziehung. Die

Er tadelt darin die niedere Minne, wenn er auch die Schwäche zu ihr zu verstehen sucht. Auch ein Bild zeigt uns den edlen Grafen in seinem Todeskampf gegen die Mannen des Herzogs von Niederbayern im Jahr 1298 wahrscheinlich bei Leinstetten (siehe Heimatkundliche Blätter Jahrgang 1960, Nr. 4, Seite 306).

Heinrich VI., der Sohn Barbarossas, 1191 zum Kaiser gekrönt, war ein kühler, manchmal sogar brutaler Realpolitiker. Seine kühne Konzeption eines staufischen Weltkaisertums konnte wegen seines frühen Todes nicht verwirklicht werden. In seiner „Kronprinzenzeit“ aber war auch er, wie alle Stauer, dem Minnesang verpflichtet. Seine Lieder, von denen in der Heidelberger Handschrift drei erhalten sind, gehören zu des „Minnesangs Frühling“, wie man die Anfänge der ritterlichen Lyrik bezeichnet.

„Ich grüße mit Gesang die Süßen,
die ich nicht meiden will noch mag,
daß ich sie persönlich begrüßen konnte,
ach, das ist lange her...“

so heißt es in dem sogenannten Königslied. Als erster erscheint er in der Manessischen



Kaiser Heinrich VI.

Handschrift, und entthront wie ein Pantokrator in den byzantinischen und romanischen Kirchen als gestrenger Richter und Herrscher von Gottes Gnaden. Er hält das Szepter in der Hand, aber auch die Schriftrolle, die ihn als Minnesänger kennzeichnet.

Friedrich von Hausen, der manchmal dem Geschlecht der Edlen von Hausen im Oberen Donautal zugerechnet wird, war Rheinpfälzer und gehörte dem Kreis Heinrichs VI. an. Er war auch ein vertrauter Freund Barbarossas und ist auf dem dritten Kreuzzug am 6. Mai 1190 in dem Gefecht bei Philomelion in Kleinasien gefallen.

Konradin, der letzte der Stauer, der auf so tragische Weise im Jahr 1268 sein junges Leben mit 16 Jahren in Neapel aushauchte, erscheint in einem ansprechenden Bild, wahrscheinlich mit seinem Freund Friedrich von Baden, auf der ritterlichen Falkenbeize. Der Maler hat die letzten Zeilen seines zweiten, erhaltenen Liedes in diesem Bild mit zum Ausdruck gebracht:

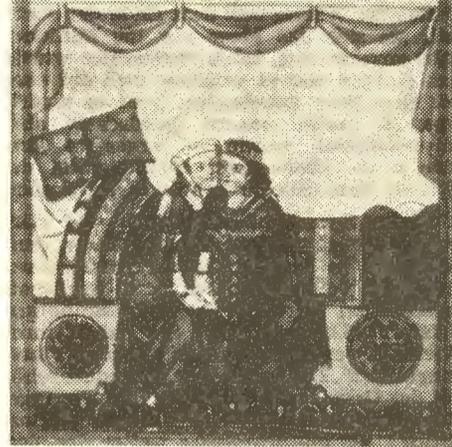
„... Ich weiß nicht, Fraue, was Minne ist,
mich läßt die Liebe sehr entgelten,
daß ich der Jahre bin ein Kind.“



Konradin, der letzte Staufer

Hug von Werbenwag, der gesicherte Minnesänger des Donautales von der stolzen Felsenburg Werbenwag, war der Liebling des Staufenkaisers Friedrich II. Urkundlich nachgewiesen lebte er in den Jahren 1258 bis 1292. Sechs Lieder erscheinen nebst

einem Bild in der Sammlung. Das, was der Sänger in seinen Liedern bedauert und worüber er sich bei Kaiser und Papst beklagen will, nämlich über das nicht erlangte, erhoffte Liebesglück (=Lächeln und Trost), das gibt ihm der Maler recht freigebig. Aber es geschieht in Verkenntung der hohen Minne, die in dieser Zeit allerdings schon stark im Abklingen war und der niederen Minne Platz gemacht hat. Er beklagt sich auch über die Reserviertheit der schwäbischen Ritterfrauen und lobt das Entgegenkommen der fränkischen.



Hug von Werbenwag
(Schluß folgt)

Der Frühlingsenzian

(*Gentiana verna*)



Blume unserer Heimat kann sich hierin auch nur annähernd mit ihm messen.

Der Frühlingsenzian ist eben ein Kind einer lichtfroheren und farbenfroheren Gegend. Seine Heimat sind die Wiesen des Berggürtels der Alpen, auf welchen er über 1500 m hinaufsteigt. Nur in diesen dunstfreien, luftverdünnten Höhen konnte ein so wunderbares Blau entstehen. Zwar übertreffen ihn einige seiner Artgenossen in der Größe der Blüte und des Wuchses, wie der bei uns im Juli blühende Gelbe Enzian; an Kraft der Farbe und des inneren Aufbaus kommt ihm aber keiner gleich.

Mit niedrigem Wuchs, wie wenn der Frühlingsenzian so rasch wie möglich zur Blüten- und Fruchtbildung schreiten wollte, sitzen die Blüten über den grünen Blattrosetten, die zu den blauen Blüten mit den leuchtend weißen Sternen im Schlund einen prächtigen Untergrund bilden. Die Blüte ist nur bei Sonnenschein geöffnet. Kaum wird sie von den Strahlen der aufgehenden Sonne getroffen und erwärmen sich ihre Blättchen, so erwacht sie. Die Kronlappen beginnen sich langsam in der Richtung des Uhrzeigers zu drehen. Sie rollen sich auf und biegen sich nach außen. Verschwindet aber die Sonne hinter einer Wolke, so schließt sich die Krone wieder,

indem sie ihre Zipfel in umgekehrter Richtung dreht.

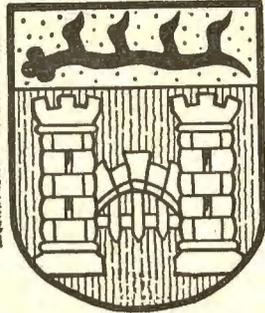
Der Honig sitzt in der Kronröhre sehr tief. Weder Bienen noch Tagfalter können ihn mit dem Rüssel erreichen. Nur die allertüchtigsten Blumenbestäuber der schwäbischen Insektenwelt, die fluggewandten Taubenschwänzchen, können ihn mit ihrem langen Rüssel schlürfen. In pfeilschnellem Flug sausen diese sicheren Flieger wie gespenstische Schatten durch die Luft, um über einer Blüte schwebend und rasch die Flügel schlagend, in wenigen Sekunden den Nektar zu trinken. Binnen weniger Minuten werden so Hunderte von Enzianen besucht. Die Hummel vermag trotz ihres langen Rüssels auf normalem Weg den Honig nicht zu erreichen. Mit ihren scharfen Beißzangen durchschneidet sie die Kronröhre und raubt die Blüte aus. Oft findet man auf größeren Flächen keine einzige Blüte, die unbeschädigt geblieben ist.

Dieses niedliche Pflänzchen vermag auf den feuchten Enzianwiesen nur wenig Wasser aufzunehmen, da ihm die Wurzelhaare fehlen. Es muß deshalb mit seinem Wasservorrat recht sparsam umgehen und die Wasserströmung in den Blättern auf ein Mindestmaß herabdrücken. Zu diesem Zweck bildet es beim Stoffwechsel keine Stärke sondern Zucker. Der Zellsaft löst ihn auf und hält mit erhöhter Kraft das Wasser fest, und damit wird die Wasserabgabe eingeschränkt.

Mit Pilzen hat der Enzian eine Lebensgemeinschaft geschlossen, die ihm die Gewinnung der Nahrungsstoffe abnehmen. Dafür erhalten sie vom Enzian die Produkte der Assimilation zurück. Dünger ist sein größter Feind. Wo dieser in größeren Mengen gestreut wird, geht der Enzian zugrunde. So ist er heute an vielen Stellen fast ganz an die Weg- und Grabenränder zurückgedrängt. Wir aber wollen mithelfen, ihn zu schützen, wo es nur möglich ist.

Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Vom Aussehen und Auftreten der Kelten

Von Dr. Walter Stettner

Im Dezember 1965 hat Hauptkonservator Dr. Zürn vom Staatl. Amt für Denkmalpflege in Stuttgart vor der Heimatkundlichen Vereinigung einen inhaltsreichen Vortrag mit vielen sehr schönen Lichtbildern über die Kelten gehalten. In der Aussprache blieb jedoch die Frage nach dem körperlichen Erscheinungsbild der Kelten, die im letzten halben Jahrtausend vor Christi Geburt auch unsere Heimat bewohnten, offen, und so sei darüber noch einiges nachzutragen.

Recken mit struppiger Mähne

Der Grieche Diodor, der aus dem Werk des bedeutenden Naturforschers Poseidonios schöpft, beschreibt das Aussehen der Kelten folgendermaßen: „Sie sind von schöner Körpergröße, aber ihr Fleisch ist fast krankhaft weichlich und weiß. Ihre Haare sind nicht nur von Natur blond, sondern diese Besonderheit der Haarfarbe heben sie noch durch die Behandlung. Sie reiben die Haare ständig mit Kalklauge ein, und sie streichen sie von der Stirn auf den Kopf und bis in den Nacken. Von dieser Behandlung werden die Haare dick, so daß sie sich von der Mähne der Pferde nicht unterscheiden. Manche rasieren sich, manche lassen den Bart mit Maßen wachsen. Die Vornehmen rasieren die Wangen glatt, lassen den Schnurrbart aber lang herabwachsen, so daß ihr Mund verdeckt ist. Wenn sie essen, hängt ihnen der Schnurrbart in die Speise; wenn sie trinken, fließt das Bier gleichsam durch eine Reuse.“

Diese Beschreibung entspricht, wie J. Moreau („Die Welt der Kelten“ 1958) schreibt, genau dem idealisierten Bild der Kelten oder Galater, das von den pergamenischen Bildhauern verewigt wurde. Da stehen vor uns die hochgewachsenen Recken mit struppiger Mähne, mit Seife dick bestrichen, mit dem hängenden Schnurrbart, geschmückt mit einem dicken Halsring.

... und tiefer Stimme

Diodor berichtet ferner: „Sie sind erschreckend anzusehen, ihre Stimme klingt tief und ist ganz rau. Bei ihren Zusammenkünften sind sie kurz von Rede, sie sprechen in Rätselform und Andeutungen. Vieles drücken sie in Übertreibungen aus, wobei sie sich vergrößern, die andern verkleinern. Sie drohen gern, reden hochfahrend und theatralisch. Sie sind in ihrer Kombinationsfähigkeit sehr scharf und zum Lernen recht gut fähig.“

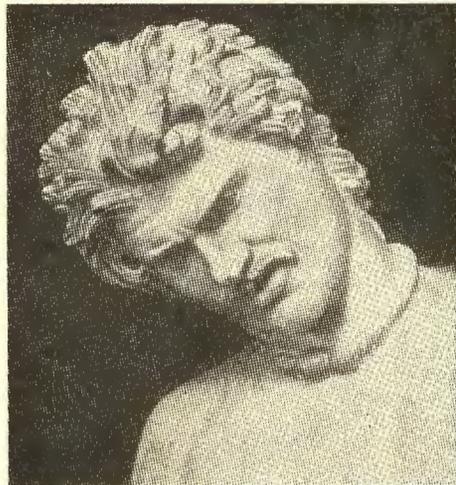
Ein anderer Grieche, Strabo, der sich ebenfalls auf Poseidonios stützt, berichtet über ihr Auftreten: „Das Volk, das man jetzt gallisch oder galatisch nennt, ist in seiner Gesamtheit kriegswütig und hitzig und rasch beim Kampf, doch im übrigen aufrichtig und nicht böseartig. Wenn man sie reizt, wie, wo und aus welchem Anlaß man will, findet man sie gleich bereit zum Kampf, obgleich sie außer Kraft und Kühnheit keine Eigenschaften besitzen, die ihnen

im Kampf förderlich wären. Wenn man sie aber durch gütliches Zureden zu gewinnen sucht, lassen sie leicht mit sich reden, so daß sie auch für Bildung und Wissenschaft empfänglich sind. Ihre Kraft aber hat ihren Ursprung in ihren mächtigen Leibern.“

Viel Ähnlichkeit mit den Germanen

Eine solche Beschreibung hätten wir vielleicht eher von den Germanen erwartet, und tatsächlich hebt Poseidonios die auffallende Ähnlichkeit zwischen Kelten und Germanen hervor: „Die Germanen unterscheiden sich von dem keltischen Stamme nur um ein wenig durch das Übermaß an Wildheit, Größe und Blondheit, im übrigen sind sie ihm ähnlich an Gestalt, Naturanlage und Lebensgewohnheiten. Ihrer Natur und ihren staatlichen Einrichtungen nach sind sie einander ähnlich und verwandt und bewohnen ein nur durch den Rhein getrenntes Land, das sich in den meisten Dingen gleicht.“ Man wird daher die in manchen Teilen des Schwarzwaldes stärker als im sonstigen Süddeutschland auftretenden dunklen und kleinen Körperformen nicht auf keltischen Ursprung zurückführen dürfen.

Fügen wir noch einiges über die Kleidung der Kelten hinzu (wieder nach Diodor): „Sie besteht aus gefärbten Chitonen, die in allen Farben strahlen, und Hosen, die sie Brakes nennen. Mit Schnallen befestigen sie darübergestreifte Mäntel, im Winter aus wolligem, im Sommer aus glattem Stoff, der mit kleinen, sehr bunten Rechtecken gemustert ist.“ Den Griechen und Römern fielen besonders die Hosen auf, die bei ihnen nicht getragen wurden. Zu Caesars Zeiten waren die Hosen der Kelten breit



Sterbender Gallier (Statue in Rom)

und weit, die der Germanen dagegen eng anliegend.

Biologische Uneinheitlichkeit

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Skelettreste des keltischen Friedhofs von Nebringen, aus dem Dr. Zürn eine Reihe von Schmuckstücken gezeigt hat, anthropologisch untersucht wurden. Es ergab sich, daß die Körpergröße der dortigen Kelten (3. und 2. Jahrhundert vor Christi) etwa der der heutigen Bevölkerung Süddeutschlands entsprach, aber etwas unter der germanischen Reihengräberbevölkerung (6. und 7. Jahrhundert nach Christi) lag. Ihrer Schädelform nach gehören die Funde verschiedenen Menschenrassen an, womit die biologische Uneinheitlichkeit der süddeutschen Kelten in vorrömischer Zeit bestätigt wird.

Beispiele und Bilder schwäbischer Minnesänger

Auch Albert II. von Hohenberg war Minnesänger / Von Kurt Wedler, Ebingen

(Schluß)

Burkhard von Hohenfels, urkundlich nachgewiesen zwischen 1216 und 1242, gehörte zum Kreis Friedrichs II. und Heinrichs (VII.). Seine Burg stand über Sippelingen am Bodensee, dicht unter dem Haldenhof, der einst Wirtschaftshof der Burg war. Ansehnliche Reste sind noch erhalten. In der Handschrift finden wir 18 Lieder, die besonders Kühnheit, Sicherheit und Lebenslust zum Ausdruck bringen:

„Wunder kann ich euch am Schnürchen, fliegen kann ich und kann schwimmen, ich kann alle Ritterschaft!

An die Sterne kann ich greifen, jagen kann ich, pirschen, schießen; dichten kann ich und hab Kraft: das gibt Übermut mir ein.“

Wundert man sich über diesen Übermut des Sängers, der in einer solchen Landschaft aufwuchs, die alles zu bieten hat?

Hartmann von Owe, dessen Lyrik sich von der Minne zum Kreuzzug hinwandte,

war zugleich auch der erste Epiker der Stauferzeit. Er stammt aus einem schwäbisch-alemannischen Geschlecht der Freiburger Gegend. Seine Verwandtschaft mit den Freiherrn von Ow in Wachendorf ist nicht nachgewiesen. Er besuchte eine Klosterschule und beteiligte sich am dritten Kreuzzug Barbarossas. In seiner Minnelehre beschäftigt er sich mit den seelischen und sinnlichen Mächten der Minne. Als Wegbereiter der höfisch-epischen Dichtung vertritt er einen ritterlichen, idealisiert-überhöhten Lebensstil. Seine eigene religiöse Lebenskrise findet in seinen Dichtungen einen deutlichen Niederschlag („Erec“, „Gregorius“, „Armer Heinrich“, „Iwein“). Auf dem Bild der Handschrift galoppiert er mit Speer und Schild, die sein Wappen tragen, und dem übergestülpten Topfhelm zum Turnier. Episch-lyrisch rankt sich ein Gewächs mit Blumen ins Bild hinein, so gibt der Maler dem kriegerischen Ritter das dichterische Attribut.



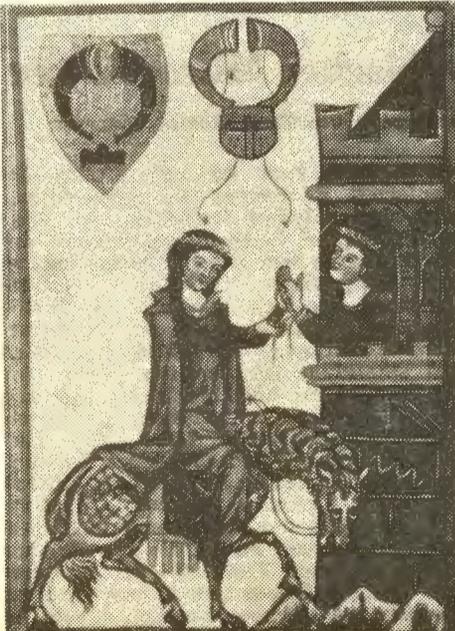
Hartmann von Owe

Auch auf der Felsenburg des Hohenneuffen lebte ein Minnesänger, der Freiherr **Gottfried von Neifen**, der urkundlich zwischen 1234 und 1255 nachgewiesen ist. Er war, wie Burkhard von Hohenfels, ein treuer Anhänger Heinrichs (VII.). Seine Lieder sind formgewandt und zeigen eine hohe Beherrschung der Sprache:

„Sol ich disen sumer lanc
bekumbert sîn mit kinden,
sô waer ich vil lieber tôt,
des ist mir mîn fröide kranc.
sol ich niht zen linden
reien, owê dirre nôtl
wigen wagen, gugen gagen,
wenne wil ez tagen?
minne, minne, trûte minne,
swic, ich wil dich wagen.“

Es ist überliefert, daß die besungene vrouwe Gottfrieds in der Burg zu Winnenden lebte, die damals denen von Neifen zugehörte.

Ulrich von Lichtenstein, der etwa 1200 bis 1276 lebte, ist nicht Schwabe, sondern Steiermärker. Seine Burg ist also nicht unser Lichtenstein. Es gibt viele solchen

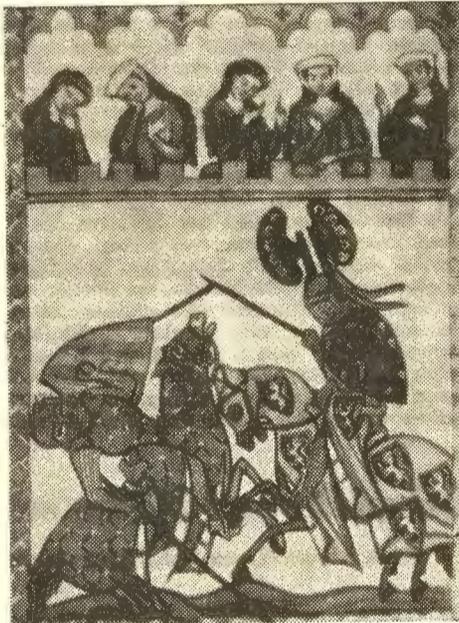


Bruno von Hornberg

Namens im deutschen Sprachraum. In seinem „Frauendienst“ (1255) erzählt er die Abenteuer seines Lebens, in die viele hochwertige Gesänge eingestreut sind. Einer vrouwe zuliebe läßt er sich den Mund operieren, einen Finger abschneiden, er macht Streifzüge in Verkleidung als Frau Venus, und er zieht aus, um den König Artus zu finden. Das sind Auswüchse einer ritterlichen Form, die das Ende dieser Epoche andeuten.

Im Gutachtal, oberhalb der Schwarzwaldstadt Hornberg, in der das „Hornberger Schießen“ stattgefunden hat, liegt die Ruine Alt-Hornberg, die als Burg schon im 11. Jahrhundert genannt ist. Im Jahr 1276 erscheint im Gefolge Rudolfs von Habsburg ein **Bruno von Hornberg**, der wahrscheinlich der Minnesänger der Handschrift ist, von dem vier Lieder erhalten sind. Sein Wappen, zwei Hörner über dem Dreieck, hat heute auch die Stadt, nur sind sie in ihrem Wappen nach außen geschwungen. In seinen Liedern ist Bruno stolz auf das Liebesleid, das ihm seine vrouwe bereitet, und er sagt, daß die Minnestricke seiner Herrin ihm Trost seien, und daß er davon — wie der Maler es zeigt — gar nicht erlöst sein will.

Der Spätzeit des Minnesangs gehört auch **Walther von Klingen** an. Als Thurgauer war er ein Freund Kaiser Rudolfs. Die Freiherrn von Klingen hatten Besitz am Hochrhein und im Schwarzwald, und von 1267 bis 1300 gehörte ihnen auch der Hohentwiel. Urkundlich wird unser Minnesänger Walther im Jahr 1256 in einer seiner



Walther von Klingen

Schenkungen genannt, die er dem Kloster Häusern (im Elsaß) in Wehr Kreis Säckingen machte. Er starb im Jahr 1286. Der Maler der Handschrift zeigt Walther, wie er seinen Turniergegner aus dem Sattel wirft. Von der Zinne aus schauen fünf Frauen teilnehmend dem Kampfe zu. Die mittlere wird die Gebieterin sein und die beiden rechten gehören zu ihrer Partei, während die linken den Sturz des Gegners bedauern.

Ein wenig bekannter Minnesänger, der sogar das Amt eines Kanonikus und Domherrn innehatte, war **Ulrich von Winterstetten**, der aus dem schwäbischen Ministerialengeschlecht der Schenken von Winterstetten stammt und 1241 bis 1280 bezeugt



Rudolf von Ems aus seiner Weltchronik: Joseph bei Potiphars Weib

ist. Neben dem höfischen Minnelied sind Tanz- und Spottlieder von ihm überliefert.

Zum Schluß sei noch eines Sängers gedacht, der seine formvollendete Sprache an Gottfried von Straßburg geschult hat. Es ist **Rudolf von Ems**. Er ist vor allem durch seine „Weltchronik“, die er auf Veranlassung Konrads IV. verfaßte, bekannt geworden. Dies ist ein unvollendetes Werk, das sich mit dem göttlichen Wirken von der Welterschöpfung bis Salomo befaßt und das auch illustriert ist. Das Bild zeigt in realistischer Art Joseph und Potiphars Weib, das ihm bei seiner Flucht den Mantel abreißt. Andere Werke von ihm sind „Wilhelm von Orleans“, „Barlaam und Josaphat“, „Der gute Gerhart“ und der „Roman von Alexander“. Neben Konrad von Würzburg ist er der bedeutendste Epiker der späthöfischen Zeit. Die Ritter von Ems waren reichsunmittelbare Grafen bis ins 16. Jahrhundert. Ihre mächtige Burg stand auf einer senkrechten Felswand über dem heutigen Schloß von Hohenems südlich von Dornbirn. Neben den Handschriften Rudolfs, der um 1254, vielleicht im Gefolge Konrads IV. in Italien gestorben ist, wurden dort die Nibelungenhandschriften A und C aufbewahrt, die im Jahr 1800 veräußert wurden. Diese Schriften („Weltchronik“, Nibelungenhandschrift C) sind heute zum Teil in der fürstlich-fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen zu sehen.

Außer der Manessischen Handschrift, die auch die große Heidelberger Liederhandschrift genannt wird, sind uns erhalten:

Die kleine Heidelberger Liederhandschrift, die aus dem Elsaß stammt, mit 34 Dichtern aus dem Ende des 13. Jahrhunderts.

Die Weingartner Liederhandschrift mit 31 Dichtern und 25 Bildern aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Sie ist in Konstanz entstanden, kam im 17. Jahrhundert nach Weingarten und befindet sich seit der Säkularisation in der Landesbibliothek in Stuttgart.

Die Heidelberger Liederhandschrift und Die Jenaer Liederhandschrift, die beide Melodien und vorwiegend Spruchdichtung enthalten.

Die Benediktbeurer Handschrift, die die lateinische Vagantendichtung der „Carmina Burana“ aus dem 13. Jahrhundert mit mehr als 300 Liedern enthält.

Der Wasserburger Codex, das sogenannte Donaueschinger Liederbuch in Donaueschingen.

„Am Neckar, am Neckar . . .“

Von Hans Müller

...da ist es nicht nur wunderschön, sondern da geht es auch sehr kurios zu. Schon an der Quelle ist der Neckar nicht reinrassig schwäbisch. Er kommt bekanntlich aus dem Schwenninger Moos. Aber wo? Auf mehr als vier Kilometer ist ein ebener Grundwasserspiegel in 710 m Höhe, und davon ist die größere Hälfte badisch. Bald schleicht die stille Musel, die bei Bad Dür rheim durch den Salinensee fließt, mit Neckarwasser zur Donau. Bald macht es der Neckar mit badischem Wasser ebenso. Überdies wird er selber unterhalb Schwenningen noch zweimal badisch. Kein Wunder, daß er sich im Unterlauf bei Haßmersheim besinnt und — wie es Sebastian Blau so schön gesagt hat —:

„Was aber tuet dr Stromer?
 'r goht schnurstracks ins Badisch nei
 ond deet, vor lauter Joomer
 versäuft 'r se em Rhei!“

Der Neckar ist bis Rottweil charakterlos, von da ab romantisch, unterhalb Rottweil wird er akademisch, dann hat er ausstudiert und wird ab Nürtingen indu-

striell, von Ludwigsburg an wird er ein württembergischer Bauer und Weingärtner mit fränkischem Einschlag, verdient sich um Heilbronn das Salz in die Suppe und wird bei Neckarelz zum zweiten Mal in seinem Leben romantisch. Denn auf den vielen Bergnasen an den Flußkrümmungen durch den Odenwald saßen die Ritter und sahen auf die Bauern und Händler herab, von denen sie lebten. In Heidelberg studiert unser Neckar nochmals, aber nun auf Badisch und schon als bemoostes Haupt. Dann verliert er sich charakterlos in der weiten Rheinebene wie ein Pensionär, der mit dem Leben nichts mehr anzufangen weiß. Dieses ist ja auch so schmutzig, und er — auch.

Wanderung

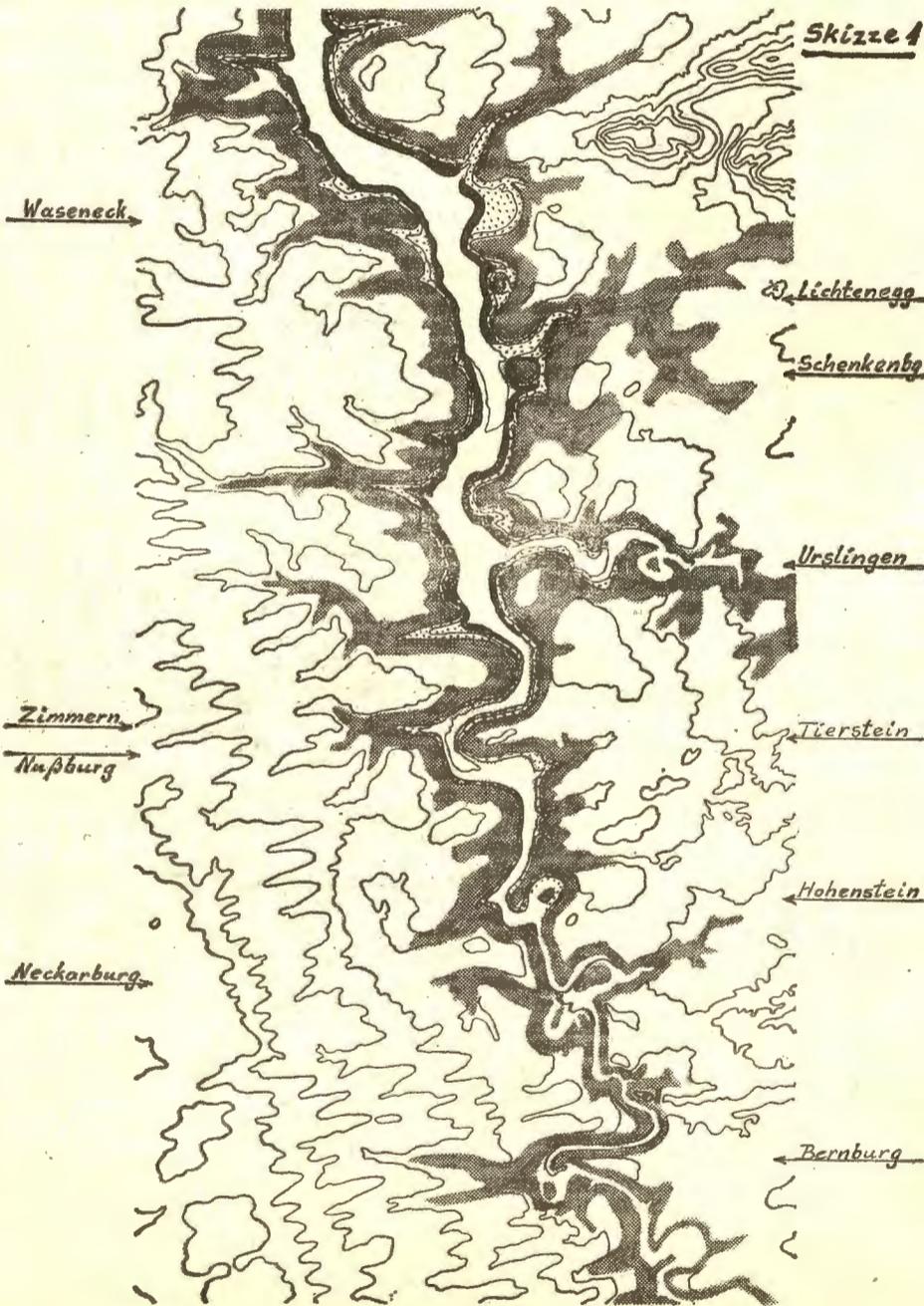
Diesmal versuchen wir, die erste Romanantik des Neckars von Rottweil bis Sulz zu erleben. Das geht nur auf einer Wanderung. Wir stehen auf der Hochwacht am ehemaligen Stadtrand der Reichsstadt Rottweil, außerhalb und höher als der einstige Stadtbereich. Da hebt sich immer noch die Alt-

stadt ab, und jenseits von ihr treibt der Neckar sein Versteckspiel zwischen den oft senkrechten Mauern des Muschelkalks. In einer alten Flußschlinge verbirgt sich die frühere Pulverfabrik der Brüder Duttenhofer. Auf der jenseitigen Bergnase liegt die Ruine Berrburg. Dann breiten sich weite Ackerfluren bis zum Anstieg der Keuperwälder, hinter denen zum Greifen nahe die Alb emportaucht. Mit alledem ist das Thema der Wanderung gegeben. Es folgen die Variationen.

Wir steigen vom hohen Turm herab, folgen ein wenig dem äußeren Wallgraben und kommen durch eine unfertige Stadtrand-siedlung. Bei der Diebssteige stehlen wir uns von der geräuschvollen Landstraße weg und folgen schönen Wald- und Feldwegen.

Meilensteine und Ausrufezeichen

Drüben über dem völlig verborgenen Neckartal liegt die Domäne Tierstein, zu der auch einmal eine Burg gehörte. Auf einmal bleiben wir gebannt stehen: Wie ein Amphitheater rundet sich unter uns in vollendetem Oval eine alte Neckarschlinge mit einem wohlgeformten Umlaufberg in der Mitte. Junge Menschen haben auf seiner Spitze ein weithin leuchtendes Zeit errichtet. Abwärts schreitend genießen wir die schöne Rundung des Weges, der an einem Bauerngut vorbei, über die kurz auftauchende Bahn hinweg, zu einer Holzbrücke über den Neckar führt. Der Albverein hat sie neu errichtet. Eine sehr schöne Neckartalschlinge, in die von Dietingen her der Wettebach mündet, lockt zum Weitergehen. Aber wir müssen hinauf zu den beträchtlichen Mauerresten der Neckarburg mit der malerischen Michaelskapelle dahinter. Jenseits senkrechte Kalkwände, ähnlich wie an der Donau. Nun kommt ein kühler Waldrandweg, immer mit dem Neckar zur Seite. Da! Hoch oben im hellen Licht das stattlich wirkende Schloß Hohenstein und davor wieder so ein fein ausgerundeter Umlaufberg. Ein weiterer Umweg, der natürlich für den Wanderer keiner ist, führt mitsamt dem Fluß um den Sporn herum, auf dem einst die Burg Hohenstein war. In einer schönen Talweitung verlassen wir den Neckar, steigen hinauf zur Ruine Nußburg und wieder hinab zur Stammruine der Herren von Zimmern, dicht unter dem Ort Herren-Zimmern. Den Schloßbach hinab gelangen wir bei Talhausen wieder an den Neckar. Auf der andern Höhe liegt die Ruine Tierstein. Nun müssen wir den Waldrandweg rechts des Flusses benutzen, um dem Verkehr zu entgehen. Da tut sich rechter Hand der weite Trichter des Schlichemtales auf, nicht ahnend, daß nur eine gute halbe Stunde talaufwärts eine enge Klamm entstehen konnte. Eine vom Fließchen abgeschnittene kleine Umlaufstrecke mit dem Burgberg der Ruine Irslingen hat zur Vertiefung der Klamm beigetragen. Über senkrechter Kalksteinwand gegenüber liegt die Domäne Ramstein. In Epfendorf sehen wir uns die Gipsgewinnung an und nehmen einige Brocken mit. Wir wandern weiter. Hoch über der Einmündung des Schenkenbachs, der weiter oben Trichtenbach heißt, verstecken sich die Wälle der Schenkenburg im tiefen Wald. Es lohnt sich ein knapp halbstündiger Gang den Bach hinauf zum noch bewohnten Schloß Lichtenegg. Man kann dann über die Höhe bequem nach Altoberndorf gelangen. Den Neckar querend, steigen wir aber gleich links vom Fuß die Lange Steige zur Ruine Waseneck hinauf. Wenn wir im Dickicht auch nur noch ein paar moosbedeckte Mäuerchen antreffen, so sehen wir doch an den Gräben, daß es eine starke Burg war. Ein Umweg über die Höhe, von der man wieder einen prächtigen Blick bis zur Alb hat, führt an einer Viereckschanze vorbei, tief hinunter nach Oberndorf. Wir erklimmen, des schönen Überblicks wegen, die Schillerhöhe und bleiben oben bis zu den Boller Felsen, wo wir nach



Aistaig hinunterblicken; da war über dem heutigen Staubecken die Burg Aichstaig. Das Flußtal ist immer noch eng, und über die Höhe kommen wir besser voran. So erreichen wir die große Ruine Albeck und endlich Sulz. Wir nehmen natürlich ein Handstück vom „Salzgebirge“ mit. Auf der Höhe ist an den Bodenformen ein Römerkastell zu erkennen, auf welches linealgerade die Römerstraßen von Rottweil und vom Häsenbühl hinführen.

Was haben wir auf unserer Wanderung alles „mitgenommen“? Eine schöne Flußstrecke, Talauen, Hangwälder, oben die Ackerebene, einige Ortschaften (und Wirtschaften), gesunde Waldesluft, Ruhe, Freude, unaufdringliche Anregung und eine ganze Anzahl zerfallener Burgen! Sie sind die Meilensteine und Ausrufezeichen auf unserem Wege. Sie fordern auf zu einer andern, einer historischen Wanderung, die sich nicht über zwei Tage, sondern über zwei Jahrtausende erstreckt.

Geschichtliche Wanderung

Wollte man alles erwähnen, was über unsere Neckarstraße in Büchern steht, es gäbe wieder ein Buch! Wir beschränken uns daher auf die Burgen und betrachten auch da nicht die vielen adeligen Namen und Verwandtschaftsbeziehungen, Besitzteile und deren Veräußerung, sondern nach Möglichkeit, was zum Charakter der verschiedenen Epochen geführt hat.

Die römischen Kastelle bei Rottweil und bei Sulz mit den zuführenden und den verbindenden Straßen sind Wehrbauten einer Militärregierung, der zeitlich längsten, die wir jemals gehabt haben. Sie liegen auf den offenen Höhen. Schon deshalb wurde das Neckartal hier auch im Mittelalter kein wichtiger Fernweg.

In alemannischer Zeit entstanden die vielen -ingen-Orte, ebenfalls auf den fruchtbaren Höhen. Nicht ein einziger unten am Neckar! Ortsadel ist nachgewiesen in Aichstaig (Aistaig) und Talhausen um

1100, in Epfendorf 1222, in Bochingen bis ins 14. Jh. und war gewiß auch in den übrigen Orten vorhanden. Von den Dorfburgen dieser werdenden Ritter dürfen wir uns keine übertriebenen Vorstellungen machen. Es waren wehrhafte Bauernhöfe, manchmal ein Turm auf einem niedrigen Erdhügel mit einigen Vorratsschuppen. (A. Schahl).

In fränkischer Zeit wurden hier besonders viele befestigte Königshöfe angelegt, in denen Freizinser und Königsfreie wohnten. H. Jänichen hat die -zimmern- (lat. cimbra) und -dorf-Orte in Verdacht, eine Art Postenkette gegen die noch alemannische Alb gewesen zu sein. Im Bereich unserer Betrachtung liegen: Zimmern ob Rottweil, Herrenzimmern, Marschalkenzimmern; Gölldorf (Geroldsdorf), Epfendorf, Beffendorf, Oberndorf. Auch Rottweil-Altstadt war ein Königshof.

Wenn eine neue Epoche beginnt, ist es ja nicht so, daß der Büttel ausschellt: „Ab morgen fängt das spätere Mittelalter an!“. Vielmehr gehen die Dinge fließend, stoßend, drängend ineinander über, und erst im Rückblick kann man sie charakterisieren und in Epochen einteilen. Freilich hat auch schon mancher Machthaber eine „Neue Ära“ proklamiert; aber dann war es eben gar keine. So kommt es, daß man in Epfendorf zu einer Zeit noch von Ortsadel spricht, wo schon längst Höhenburgen mode waren, und in Aistaig ist sogar noch später die Rede von einer Burg im Ort. Die Familie derer von Bochingen (auch mit einer Burg im Ort), später Dienstmannen der Hohenberger Grafen, ist erst 1397 erloschen!

Bergburgen waren eine Notwendigkeit

Allerdings waren die Bergburgen viel mehr als nur eine Mode, nämlich eine strategische Notwendigkeit in politisch labiler Zeit. (W. Meyer). Aber in diesem Rahmen haben sie ja auch einen Baustil, durch den der Erbauer seine Anschauun-

gen und seinen Prestige-Drang hinausposaunt und — die Unterdrückten blicken untertänigst zu der Burg und damit zu ihm hinauf! Wie stolz die Neckarburg da stand, erkennen wir heute noch an den hohen Mauerresten. Die Michaelskapelle dahinter deutet auf hohes Alter. Das Gut am Fuße des Umlaufberges war einst ein Weiler. Die Zimmersche Chronik (als Quelle im folgenden an der alten Rechtschreibung erkennbar) schreibt die Neckarburg einem sehr alten Geschlecht zu, — von den Römern abkommen. Aber schon 1111 kam sie an die Grafen von Sulz, wechselte nachher oft den Besitzer; 1411 war dies Rottweil und im 19. Jh. die Reichsgrafen von Bissingen-Nippenburg.

Ein Gegenbeispiel: Von der Burg Thierstein auf der andern Seite des Näckers, ein großer Fels (bei Talhausen) sind noch greben zu sehen. (1566!). Es gab also auch schon vor 400 Jahren Ruinen und so manchen Burgstall! Von einigen existiert nur noch der Name: Tiefenberg die veste, die dem amptmann zu Rosenfeld gehörte und Untrewes Zil, ein site (Sitz) nahebei; eine Burg Wildeck auf Flur Irslingen; Werstein mit den Freiherren gleichen Namens; endlich eine Sigburg vor dem Schwarzwald am Negker. — Die Grafen von Sulz waren große Herren und herrschten lange. Eine Viertelstunde von Sulz entfernt liegt, wie wir sahen, 110 m über dem Tal die Burg Albeck und dahinter das Gut Geroldseck. Im Bauernkrieg belagerte der „Haufe vor Wald“ (Schwarzwald) diese Burg. — Ein bewegtes Familienschicksal hängt mit der Irslinger Ruine an der Schlichem zusammen. Die Burg hieß Ramstein (Rabenstein) wie heute noch das große Gut über der Felswand gegenüber und wie die Ramsteiner Mühle. Die Irslinger oder Urslinger, mit den Zimmern verschwägert, standen in staufischen Diensten. Sie wurden 1177 Grafen von Assisi und 1187 Herzöge von Spoleto, dann Reichsverweser in Sizilien und Unteritalien; eine war Erzieherin des Staufers Friedrich II. Schon vor dem Zusammenbruch der Staufer ging es mit ihnen rasch abwärts: 1327 verloren sie dann die Stammburg an der Schlichem; einer trieb sich nachher als „Feind Gottes, des Mitleids und Erbarmens“ (völliger Zusammenbruch des ritterlichen Ethos!) im Lande umher; der letzter seines Stammens und namens ist zu Flurn (Fluorn) in aim schlechten Haws gesessen und 1446, vielverklagt und vielverurteilt, gestorben. Schon 1411 kam Irslingen von den Grafen von Sulz an Rottweil, 1490 haben die edel-leute vom Stain, genannt von Stainneck, das schloß Urslingen, genannt der Ramstein, ingehabt. Im 19. Jh. kam er an die Freiherrn von Bissingen-Nippenburg (falls damit nicht der Ramstein bei Schramberg gemeint ist).

Die Schenkenburg auf einem hohen, isolierten Durchbruchberg am Neckar an der Mündung des Schenkenbachs sah schon vor 994 die Herzogin Hadwig von Schwaben (die keine Schwäbin war) öfter als Gast. Diese Burg war im 14. und 15. Jh. der Sitz der Brunnschenken von Schenkenburg, denen auch Hohenzimmern (= Marschalkenzimmern) gehörte. 1312 wohnten sie mit noch mehreren Adligen in dem Städtchen (damals) Herrenzimmern, also unter dem Schutz der Zimmern. 1490 haben die edel-leute vom Stain (Stainneck) das schloß (Schenkenburg) ingehabt. Auch diese Burg kam 1527 zusammen mit Epfendorf an die Reichsstadt Rottweil.

Fortsetzung folgt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Die Küchenschelle

(*Anemone pulsatilla*)



Um die Osterzeit, zeitlich ebenso veränderlich wie dieses Fest, erblühen an sonnigen Abhängen, auf Felsen und Schafweiden die Osterglocken oder Küchenschellen. Die großen, aufrechten, violetten Glocken, innen mit zahlreichen gelben Staubbeutelchen, sind außen mit seidigem Pelz verbrämt. Zwischen den dünnen Grashalmen,

tief am Boden, sind sie das Entzücken jedes Beschauers, ein rechtes Bild des sieghaften Frühlings, des sieghaften jungen Lebens in einer Pracht und Vollkommenheit, wo ringsum noch alles tot scheint. Erst nach dem Verblühen streckt sich die Pflanze, um die geschwänzten Flugfrüchte gehörig dem Wind auszusetzen.

Den Namen Küchenschelle hat diese Frühlingsbotin von der Form der Blüte. Er heißt eigentlich Kuhshelle, weil die dunkelblauen Blüten den Schellen der Kühe gleichen. Die Verkleinerungsform des Namens „Kühchenschelle“ wurde dann fälschlicherweise zu Küchenschelle.

Die Blätter, die erst nach der Blüte erscheinen, sind in haarfeine Zipfel aufgelöst. Oft sind am Stengelgrund vom letzten Jahr noch abgestorbene Blattfasern und Blattscheiden stehen geblieben, die sich während der heißen Tagesstunden bei starker Sonnenbestrahlung wie eine „Tunika“ schützend um den Stengelgrund legen. Der Winterknospe hat diese Tunika einen gewissen Schutz gegen Vertrocknung gewährt. Um sich bei Trockenzeiten mit genügend Wasser versorgen zu können, besitzt sie eine mächtige, bis metertiefe Pfahlwurzel. Dies ist auch der Grund, warum in den seltensten Fällen eine in den Garten verpflanzte Küchenschelle fortkommt, da ihr immer die Pfahlwurzel abgerissen wurde. Und selbst, wenn sie im Garten anwächst, wird sie nach wenigen Jahren verkümmert sein und farblos werden, bei weitem nicht mehr an ihre Farbenpracht auf unsern Bergen herankommen. Wir bewundern sie daher in der freien Natur, wo sie gewachsen und am aller-schönsten ist.

Fritz Scheerer

Aus der Geschichte Südtirols

Von den Anfängen bis zu den Tagen Maximilians / Von Kurt Wedler

Südtirol ist ein Land, das wie kein anderes den Menschen immer wieder in seinen Bann zieht, ein Land, das eine magische Anziehungskraft ausübt auch auf den, der es nur von Bildern kennt. Es ist das Land der Berge und Gletscher, ein Bauern- und Weinland und ein Land der vielen Burgen. Von den sieben Städten haben Sterzing, Bruneck, Brixen, Klausen, Bozen Meran und Glurns jede ihr eigenes Gepräge. Außerdem gibt es noch 13 Märkte, und drei Hauptflüsse, die Etsch, der Eisack und die Rienz durchströmen das Land. Südtirol umspannt den Raum zwischen dem Reschenpaß, dem Ötztaler Alpen und Stubai Alpen, dem Brenner und den Zillertaler Alpen im Norden, dem Defregan Gebirge und der Lienzer Klause im Osten, den Dolomiten, einer einmalig großartigen Landschaft, der Salurner Klause, die zugleich Sprachgrenze ist, und der Brenta-Gruppe im Süden und schließlich der majestätischen Ortlergruppe und dem Engadin im Westen.

Es soll im folgenden ein kurzer Abriss der Geschichte dieses Landes, die mit der Geschichte ganz Tirols zusammengehört, gegeben werden. Wer ein Land besucht, der wird vieles, was er erlebt und schaut, nur dann richtig erkennen, wenn er auch die Grundzüge der Geschichte dieses Landes kennt. Es bestehen innere Zusammenhänge zwischen Land und Volk. Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Religion und Kultur der Gegenwart lassen sich nur aus der Vergangenheit heraus deuten.

Die Geschichte Tirols und speziell die Südtirols ist auf das engste mit der schwäbisch-bayrischen und damit der deutschen Geschichte verknüpft: Alemannen und Bayern besiedeln das Land, die Habsburger sind ein alemannisches Geschlecht, die Mütter Konradins heiraten einen Tiroler Grafen. Konrad von Teck führt eine Zeit lang die Regierungsgeschäfte in Tirol, ein Zweig der Welfen gründet Welsberg (Welfsberg).

Von den Anfängen bis zum Ende des 8. Jahrhunderts

Aus der Altsteinzeit fand man bis heute keine Siedlungsspuren im Land. Wie der Schwarzwald, so wurde wahrscheinlich auch dieses Gebirge von den ersten Menschen gemieden. Jungsteinzeitliche Funde tauchen dann in erster Linie in den großen Tälern der Etsch und des Inn auf. Man zählt in Südtirol rund 550 vorgeschichtliche Siedlungsplätze, davon etwa die Hälfte aus der Eisenzeit. In dieser frühen Zeit waren es Stämme der Veneter, die mit den Illyrern verwandt sind, dann der Etrusker, vor allem der Kelten, und wenige der Ligurer und Italiker. Nachdem die Kimbern und Teutonen um 100 v. Chr. die Römer bedrohten, eroberten diese, als sie ihre Feinde vernichtet hatten, die Alpenländer und besetzten sie. Es entstand Norikum im Osten und Rätien im Westen mit den zwei Zentren in Chur und in Augsburg. Das Gebiet südlich von Bozen kam zu Trient. Die Via Claudia Augusta führte von Trient über Bozen, Meran, Reschen, Pontlatzer

Brücke (Pons Latii), Landeck, Imst, Fernpaß nach Augsburg (Augusta Vindelicorum). Der Saumpfad über den Brenner wurde erst 200 n. Chr. unter Kaiser Septimus Severus ausgebaut. Im Pustertal, in der Nähe von Bruneck gründeten die Römer Sebatum und bei Lienz Aguntum, das durch eine Naturkatastrophe zerstört wurde.

Bis in die Gegend von Bozen (Baudianum, Eppan = Appianum, Terlan = Taurelianum) wurde Südtirol romanisiert. Aber die rätoromanische oder ladinische Sprache, die sich aus dem Illyrischen entwickelte, hat sich in Abwandlung bis in die Gegenwart erhalten im Grödner- und Gadertal, in Enneberg und Buchenstein, im Fassa- und Ampezzotal. Als Nachkommen von Flüchtlingen der Ostgoten aus der Hunnenzeit oder aus der Zeit des Untergangs der Ostgoten gelten die blonden Sarnen, Passeirer, Ultener und Schnalser. Sonst treffen wir in Südtirol Nachkommen der Bajuwaren, Alemannen, Langobarden und im Osten des Pustertales der Slawen an. Im Obervinschgau sprach man teilweise noch bis ins 17. Jahrhundert romanisch. Die „Walchen“ (Walchensee), wie die Romanen von den Bajuwaren bezeichnet wurden, sind von diesen teilweise beseitigt oder vertrieben worden. Sie verdrängten auch die Slawen aus dem Pustertal. Namen wie Toblach, Gödnach und Vierschach sind slawisch, Pustertal bedeutet „ödes, verwüstetes Tal“. Der Raum um Bozen—Meran kam von 650 bis 765 von den Langobarden an die Bajuwaren.

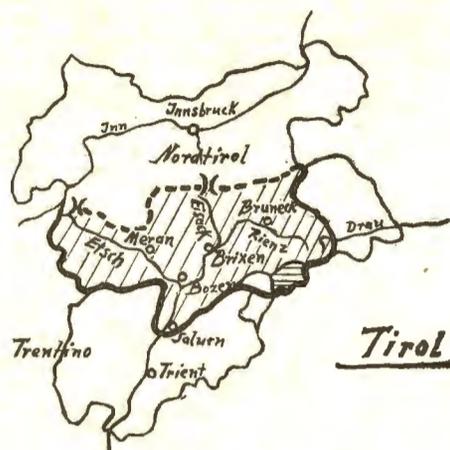
Tirol im 9. und 10. Jahrhundert

Schon im 9. Jahrhundert waren die Germanen in der Überzahl, obwohl die Langobarden im Süden romanisch wurden. Das bajuwarische Herzogtum der Agilolfinger umfaßte auch Tirol. Der Widerstand des letzten Herzogs Tassilo III. gegen Karl den Großen ist bekannt. Er wurde 788 ins Kloster gesteckt und Karl schuf die Ostmark, aus der dann später Österreich entstand.

Das Christentum kam durch die Nähe Roms schon viel früher ins Land als in den Gebieten nördlich der Alpen. Von Süden kam um 300 der Glaubensbote Kassian, der Bistumspatron von Brixen und Landespatron ist. Im Raum Trient wirkte Vigilius um 400. Er wurde zweiter Landespatron und fand den Märtyrertod im oberen Sacratal. Valentin wirkte um 450 als Deutschtiroler im Vinschgau und in Meran. In Mais wurde er begraben und ist später nach Passau gebracht worden. Bistümer entstanden in Trient, Aguntum und, nicht auf römischem Boden, in Säben. Der Bischof Ingenium von Säben ist heute noch Bistumspatron von Brixen. Im 10. Jahrhundert wurde der Bischofssitz von Säben nach Brixen verlegt. Die älteste Urkunde Tirols, die in Bozen angefertigt wurde, ist die Gründungsurkunde des Klosters Innichen vom Jahr 769 durch Tassilo III. von Bayern.

Entstehung der Grafschaft Tirol

Im 11. Jahrhundert erhielten die Bischöfe von Trient und Brixen durch Schenkungen



Heinrichs II. und Konrads II. die Grafschaften gleichen Namens, die damit aus dem Verband des Herzogtums Bayern ausgeschieden. Damit waren die beiden Bischöfe zugleich Reichsfürsten. Dazu kamen später die weltlichen Herren, an die die Grafschaften als Lehen vergeben wurden. Die mächtigsten von ihnen waren die Grafen von Eppan und die Grafen von Tirol. Über die Herkunft der letzteren ist nichts bekannt. Ihr Name taucht seit dem Jahr 1140 auf. Sie sind seit 1150 Vögte von Trient und Inhaber der Grafschaft Vinschgau. Diese Grafschaft ist im 10. Jahrh. aus dem Verband von Churrätien ausgeschieden und mit ihr das untere Engadin. Die Grafschaft Bozen wird von den Grafen von Tirol und dem Bischof von Trient gemeinsam verwaltet. In ihrem festen Charakter, dem stetigen und sparsamen Sinn sind sie am ehesten mit den württembergischen Grafen zu vergleichen. Als erster Landesherr von Tirol wird Graf Albert III. angesehen, der nach 1190 sein Erbe zu vergrößern suchte auf manchmal nicht ganz einwandfreie Weise. Er übernahm die Grafschaften Bozen, Trient und Brixen und erbt im Jahr 1248 auch die andechsische Grafschaft. Damit wird er der mächtigste Graf des Landes. Aber schon im Jahr 1253 stirbt er als der letzte männliche Vertreter seines Geschlechtes und als Begründer Tirols. Das ganze Gebiet wird nun „Grafschaft und Herrschaft Tirol“ genannt und das Zeichen der Grafen, der rote Adler, wurde das Wappen des Landes. Ihre Stammburg Tirol über Meran gab dem ganzen Land den Namen.

Tirol unter den Grafen von Görz

Im Jahr 1254 wurde Tirol unter die Schwiegersöhne Alberts geteilt. Den Norden erhielt Gebhard von Hirschberg, den Süden Meinhard von Görz. So ging die Herrschaft Südtirols schon sehr früh an das Geschlecht der Grafen von Görz über. Im Jahr 1263 erhielt Meinhard II. auch Brixen und die meisten Besitzungen des Inntales. Interessant ist, daß dieser Meinhard II. die Witwe des Staufers Konrad IV., also die Mutter Konradins heiratete. Die Tochter Meinhard's, eine Elisabeth, heiratete den Sohn Kaiser Rudolfs, Albrecht, den Habsburger und hier bahnt sich schon die spätere Vereinigung Tirols mit den habsburgischen

Landen an. Meinhard II. wird als Verweser und schließlich 1286 als Lehensherr von Kärnten und Krain eingesetzt. Er starb als Herzog im Jahr 1295. Sein Sohn Heinrich erhielt Böhmen im Jahr 1308 als Albrecht von Habsburg von seinem Neffen Johann Parricida in Königsfelden ermordet wurde. Sein erster Sohn Otto regierte dann in Tirol sehr verschwenderisch. Um seinen Finanzen aufzuhelfen, gründete er 1303 die Stadt Hall, 1304 Glurns und gab Sterzing Vorrechte städtischer Art. Das gab für ihn besondere Einnahmen. Meran wurde zur Hauptstadt erhoben, seine Münze aber verpachtet. Nach Ottos Tod im Jahre 1310 übernahm sein Bruder Heinrich das Land Tirol. Ihm wurde das Königreich Böhmen von Kaiser Heinrich VII., dem Luxemburger, genommen, um es seinem eigenen Sohn Johann vorzubehalten.

König Heinrich, ein Gefühlsmanisch von wenig festem Charakter, führte eine verschwenderische Hofhaltung. Er übergab die Verwaltung an zehn Landesherren, die die Finanzen in Ordnung brachten. Dann übernahm er selbst die Regierungsgeschäfte, konnte es aber nicht verhindern, daß seine Ministerialen, die er mit besonderen Aufgaben betraute, immer mehr die Nutznießer des Landes wurden. Durch die Verlobung seiner Tochter Margarete mit dem Luxemburger Johann von Böhmen sollte dieses Land später wieder mit Tirol vereinigt werden. Als Margarete zwölf Jahre und Johann zehn Jahre alt war, wurde im Jahr 1330 die Hochzeit gefeiert. Nach dem Tode König Heinrichs 1335 erhielten die Habsburger nach dem Vertrag von Augsburg, der im Jahr 1330 mit Kaiser Ludwig abgeschlossen wurde, Kärnten und den Süden Tirols, den Norden Tirols behielt sich der Kaiser selbst vor.

Tirol unter Margarete Maultasch

Aber die Tiroler hielten treu zu Heinrichs Tochter Margarete Maultasch (Herkunft dieses Beinamens ungewiß). Es kam zum Kampf mit den Habsburgern, in den sich auch der ältere Bruder Johanns, der spätere Kaiser Karl (1346—1378) mit Erfolg einschaltete. Die Habsburger verzichteten 1336 im Vertrag von Enns auf das Land. Die Tiroler aber hatten ihren Willen durchgesetzt und nochmal die Selbständigkeit ihres Landes retten können. Aber Feuersbrünste, Heuschrecken und Überschwemmungen verheerten weite Gebiete. Dem Widerwillen der Tiroler gegen den Luxemburger Johann kam die aufkommende Abneigung Margaretes gegen ihren Gemahl entgegen, und sie sahen es nicht ungern, als sie ihm eines Tages im Jahr 1341 den Zugang zu Schloß Tirol sperrte. Seine Hofbeamten wurden verjagt und er irrte zunächst im Lande umher. Kaiser Ludwig benützte die Gelegenheit, um seinen längst gehegten Plan, Tirol mit seinem Land zu vereinigen, verwirklichen zu können. Er versuchte Margarete als Gemahlin für seinen Sohn Ludwig zu gewinnen, was ihm auch gelang. Die Hochzeit, die im Jahr 1343 auf Schloß Tirol abgehalten wurde, stand aber unter einem schlechten Omen. Der Bischof von Freising, der die alte Ehe lösen und die neue binden sollte, ist beim Übergang über den Jaufen zu Tode gestürzt. Den Kaiser, seinen Sohn und Margarete traf der Bannstrahl des Papstes. Drei Jahre darnach wurde Karl, der Bruder Johanns, zum Kaiser ausgerufen. Nun tobte wieder zwei Jahre lang der Krieg im Land. Dazu kam der schwarze Tod. Der Kaiser zog von Italien her nach Tirol und ließ Bozen und Meran einäschern, aber Schloß Tirol hielt stand und Ludwig zeigte sich als tatkräftiger, willensstarker Herrscher. Er setzte Konrad von Teck als Landeshauptmann ein, der die abgefallenen Tiroler Adligen einem strengen Strafgericht unterzog. Während Ludwigs Abwe-

senheit führte Konrad auch die Regierungsgeschäfte gewalttätig und rücksichtslos und wurde deswegen von einem Ritter von Gundelfingen 1352 in München ermordet.

Der Zweck heiligte die Mittel in damaliger Zeit. Die Praxis der italienischen Fürstnhöfe griff auch auf deutschen Boden über. Im Jahr 1361 starb Ludwig eines plötzlichen Todes auf dem Wege nach München und sein Sohn Meinhard III. fand zwei Jahre später, erst 20 Jahre alt, auf rätselhafter Weise den Tod in den Alpen, als er von Bayern aus, wo er von seinen Verwandten festgehalten wurde, in sein Land wollte. Diese ganzen Zustände schildert Lion Feuchtwanger in seinem Roman „Die häßliche Herzogin“ in freier Weise sehr anschaulich. Nun lag die Last der Regierung wieder auf Margarete, die inzwischen 45 Jahre alt geworden war. Aber sie fühlte sich dieser Last nicht mehr gewachsen. Die Geschlechter und Räte nutzten ihre Schwäche aus. Doch diesem Treiben wurde durch die Verhandlungen mit ihrem Vetter, Herzog Rudolf IV. von Habsburg, ein Ende bereitet. Am 2. September 1363 entsagte Margarete zugunsten der Herzöge von Österreich, die geloben mußten, „das Land immerdar ungeteilt zu erhalten“, auf die Regierung des Landes, um der Gefahr eines Krieges mit den Wittelsbachern aus dem Wege zu gehen. Am 29. September dankte sie feierlich ab. Im Jahr 1369 starb Margarete in Wien, und sie wurde in der Minoritenkirche beigesetzt. Der Bezirk V in Wien ist nach ihr „Margareten“ benannt.

Tirol unter habsburgischer Herrschaft

Der Krieg und die Einfälle der Wittelsbacher konnten aber auch unter der erfolgreichen Führung Rudolfs IV. nicht verhindert werden. Leider starb Rudolf schon im Jahr 1365 mit 26 Jahren. Unter den jungen Brüdern Albrecht III. und Leopold III. gingen die Kämpfe weiter, die erst 1369 durch einen Vertrag beendet werden konnten. Dann wurden die habsburgischen Länder am 25. September 1379 unter Albrecht III. und Leopold III., der die westlichen Gebiete mit Tirol erhielt, geteilt. Dieser vergrößerte die Macht seines Hauses nach allen Seiten. So kam durch Kauf vom Grafen Rudolf von Montfort schon 1375 die Grafschaft Feldkirch mit Rankweil, Tosters, Fußach und Teilen des Bregenzer Waldes zu Tirol. Aber im Kampf gegen die Schweizer Bauern fiel er 1386 in der Schlacht bei Sempach mit 600 Rittern, darunter 40 aus Tiroler Adelsfamilien. Als auch Albrecht III. gestorben war, gab es Streitigkeiten unter den habsburgischen Prinzen. Dazu kam der Appenzeller Bauernkrieg im Jahr 1405, der sich bis in den Bregenzer Wald ausdehnte und eine bedenkliche Gärung bei den Tiroler Bauern hervorrief. Auch machte der Adel neue Ansprüche geltend.

Herzog Friedrich IV., der dritte Sohn Leopolds, übernahm die Regierung über Tirol. Der Adel schloß sich im Elefantebund, dem die Matscher und die Wolkensteiner Grafen angehörten, und in dem noch größeren Falkenbund zusammen. Friedrich trat klugerweise dem Falkenbund bei, es kam aber doch zu Streitigkeiten und Kämpfen, vor allem mit dem mächtigen und reichen Heinrich von Rottenburg und dem Bischof von Trient.

Drei Päpste und drei Kaiser

Wie unruhig diese Zeit auch in ganz Europa war, beweist die Tatsache, daß es eine Zeitlang drei Päpste und drei Kaiser gab. Das Konzil von Konstanz trat 1414 unter Kaiser Sigismund und Papst Johann XXIII. zusammen. Herzog Friedrich floh mit dem Papst aus Konstanz, und als er der Aufforderung des Kaisers, vor dem Konzil zu

erscheinen, nicht nachkam, wurde er in Acht und Bann getan. Erst 1418 lenkte der Kaiser auf Vermittlung des Bruders von Friedrich, Herzog Ernst von Kärnten, der einstweilen seine Regierungsgeschäfte übernommen hatte, ein und gab ihm sein Land gegen Bezahlung einer hohen Geldsumme zurück. Friedrich „mit der leeren Tasche“ wurde er fortan genannt. Die Fehden nahmen noch immer kein Ende. Der Adel machte ihm zu schaffen, vor allem nun die Starkenberger und die Wolkensteiner, darunter der bekannte Minnesänger Oswald von Wolkenstein, den er über seine Geliebte, Sabine Jäger, auf der Burg Hauenstein in seine Hände bekam. Dieses Schicksal wird in dem Buch von Hans Mummelter „Zwei ohne Gnade“ eingehend geschildert.

Herzog Friedrich, ein besonders tatkräftiger, kampfesmutiger und willensstarker Landesherr, verlegte in den letzten Jahren seiner Regierung die Residenz nach Innsbruck. Damit verlor Südtirol und vor allem Meran etwas von seiner Bedeutung. Er starb am 24. Juni 1439 und hinterließ seinem Sohn Siegmund ein wertvolles Erbe.

Der Sohn war beim Tod des Vaters erst 12 Jahre alt. Die Vormundschaft übernahm sein Onkel, Erzherzog Friedrich von Steiermark. Mit 19 Jahren hielt dann Siegmund einen glänzenden Einzug in Innsbruck. Seine hohe, kräftige Gestalt mit blondem Haar brachte ihm Sympathien ein, er besaß auch Herzensgüte, Freundlichkeit und Liebe zur Kunst und Wissenschaft, aber es fehlte ihm der rechte Arbeits- und Unternehmungsgeist. Im Jahr 1449 verheiratete er sich mit Eleonore aus dem schottischen Königshaus Stuart. Er führte eine neue Münzordnung ein. In der Münzstätte in Hall wurden die ersten Goldmünzen des Landes geprägt und die Siegmundskreuzer und Siegmundstaler galten damals als die besten Münzen im ganzen deutschen Lande. Im Jahr 1484 wurde in Hall auch eine große Silbermünze, der erste deutsche Taler, geschlagen. Diese Tatsache brachte ihm den Beinamen „der Münzreiche“ ein, aber er war trotzdem oft ohne Geld, weil er ein aufwendiges Leben führte und viel großangelegte Schlösser ins Werk setzte: Siegmundslust, Siegmundsburg, Siegmundsfreud und Siegmundskron.

Kardinal Nikolaus von Kues, der damals bedeutendste Deutsche, wurde 1450 Bischof in Brixen. Wegen seiner Reformen und Ansprüche auf alte Rechte kam es bald zu Streitigkeiten mit dem Herzog und mit der Äbtissin Verena von Sonnenburg, die bis zum Tod des Kardinals im Jahr 1464 andauerten. Er mußte sich nach Säben und Buchenstein flüchten und wurde in seiner Burg in Bruneck vom Herzog gefangen gesetzt. Über das Land wurde vom Papst das Interdikt verhängt und der Herzog verschiedentlich in Bann getan.

Schließlich stürzte sich Siegmund noch in einen Krieg mit Venedig, den er zwar dank seiner guten Feldherrn siegreich beendete, aber seine Ausgaben nahmen derart überhand, daß man ihm die Abdankung nahelegte. Diese wurde dann auch am 16. März 1490 vollzogen. Maximilian, der Sohn des Kaisers, übernahm die Regierungsgeschäfte, und er vereinigte zum zweitenmal nach dem Tod Friedrichs III. im Jahr 1493 alle habsburgischen Länder in einer Hand und bahnte durch die Heirat mit der Erbtochter des burgundischen Königs die Weltmachtstellung seines Hauses an.

Ausblick

Bis zum Jahr 1564 blieb Tirol mit Österreich vereinigt, danach wurde es wieder von eigenen Landesfürsten bis 1665 regiert. Im Preßburger Frieden von 1805 kam Tirol an Bayern. Das führte zu den bekannten Aufständen und Befreiungskämpfen im

Jahr 1809 (Andreas Hofer). Im Vertrag vom 28. Februar 1810 wurde der südliche Teil bis Bozen an Italien abgetreten und erst 1814 wieder mit Österreich vereinigt. Noch krasser aber wurde nach dem ersten Weltkrieg die Teilung Tirols durchgeführt. Die

Grenze liegt seit 1919 an der Wasserscheide, die über den Reschen und den Brenner führt. Diese Trennung der deutschstämmigen Tiroler besteht nun schon bald 50 Jahre und hat unendliches Leid und Unrecht über diese Menschen gebracht.

Sie wurden alle eingesackt

Geschichtsforschung ist eine langwierige und mühsame Arbeit, und die Ergebnisse sind großenteils niederdrückend belanglos. Man muß einiges auswählen und viel wegwerfen. Dann muß das Wenige so geordnet werden, daß Zusammenhänge durchzublicken beginnen und ein Zeitbild entsteht. Es schält sich heraus, daß die Ritter sehr kleine Herren waren, aber alle in die Politik des christlichen Abendlandes hineinragten. Sehr deutlich zeichnet sich auch auf engstem Raum ihr Verfall ab. Es ist sehr oberflächlich, die Erfindung des Schießpulvers als alleinige Ursache dafür sehen zu wollen. Die Urslinger sind nicht am Pulver zugrunde gegangen, sondern an ihrem Prestige-Wahn („Ehre“), sowie diesem der Boden entzogen war. Die Ritter suchten später nicht nur wegen der Mauern Unterschlupf in den Städten; ihren Frauen war es auf den Burgen zu langweilig geworden, und da wehte auch kein Geist mehr. Die Renaissance war eine Städtelkultur. Indessen marschierte ein Teil der Bürger historisch rückwärts (das gibt es, auch heute), kaufte Rittergüter und sogar Schlösser und Adelstitel, die dem Kaiser für Geld feil waren. So konnte es nicht ausbleiben, daß schließlich alle miteinander eingesackt wurden. Zuerst haben noch die Rottweiler viel Ritterbesitz „verprennt“ und an sich genommen, sogar Steinquader. Dann wäre es dem Hause Habsburg fast gelungen, das Gebiet „vor Wald“ seinem hohenbergischen Besitz anzugliedern. Endlich steckte Württemberg alles in den Sack napoleonischer Abmessung.

„Am Neckar, am Neckar . . .“

Von Hans Müller

(Fortsetzung)

Die Herrea von Zimmern

Alle übrigen Burgen unseres Gebiets haben mehr oder weniger mit den Herren von Zimmern zu tun gehabt. Das weithin sichtbare Schloß Hohenstein wurde nach dem 1. Weltkrieg von den Reichsgrafen von Bissingen-Nippenburg neu erbaut; über dem Schloß erstreckt sich das Hoffeld. Ende des 13. Jh. saßen da die Zimmerer, 1311 wurde das Schloß von Rottweil zerstört und verprennt. Die Burg Hohenstein liegt dicht dabei auf einer Bergnase, wie wir sahen.

Die heute noch (von der Familie Neubronner seit 1871) bewohnte Burg Harthausen oder Harhausen, ein Schloß auf dem Hewberg (!) gelegen als Teil der Herrschaft Rosenfeld, liegt gegenüber dem gleichnamigen Dorf auf einer Nase am Schenkenbach (Trichtenbach) mit einem Gut dahinter. Es gehörte im 11. Jh. einem Gottfried von Zimmern, der mit Elsbeth von Tegk verheiratet war. Den Herzögen von Teck hat einst Rosenfeld und Oberndorf gehört. Seit 1386 heißt die Burg Harthausen Lichtenegg, war also noch nicht im Wald versteckt. Um 1500 saß auf der Burg ein Graf von Tübingen, verheiratet mit einer 60000 guldin schweren Böcklin aus Straßburg. Als dieser starb, sollte sie ein Zimmern heiraten, um seiner Verschuldung aufzuhelfen. Sie war aber eine solch stolze, hochmütige Bestia, daß ihr (der Bürgerlichen) ein Freiherr zu gering war, nachdem sie einen Grafen gehabt hatte. Es sollte daher im „heiratsnottel inseriert“ werden, das er sich hin- für ein Grafen (von Rohrdorf bei Meßkirch) mechte schreiben und sich des namens Zimmern enthalten. Dese condition von einer solchen alten, außgemarkelten losen nahm er mit etwas hoche beschwerd an, hat aber in wenig zeit der heirat abgeschrieben. Es heiratete sie dann ein Andrer, der ihr einmal dinten in die Gesichtsalben leerte, wodurch sie sich vor dessen Freunden (in ihrem Schlafzimmer) lächerlich gemacht und — ihn enterbte. Seit 1549 waren Dorf Harhausen und Burg Lichtenegg im Besitz der Freiherrn von Stain als württembergisches Lehen.

Die Burg Waseneck bei Altoberndorf ist ein Beispiel dafür, wie man auch früher rangmäßig aufsteigen konnte: Die Maier des fränkischen Königshofes in Altoberndorf bauten diese Burg und nannten sich später Maier von Waseneck. Waseneck das Burgstall (also schon 1566 abgegangen!) am Neckar ganz lustig gelegen, wo die edlen Herzogen von Tegk vor vil jahren ihr hofhaltung gehabt, volgendes die Mayer, die sich Mayer von Waseneck geschriben und genampt bis zu ihrem abgang. 1412 bis 1416 gehörte die Burg zur Herrschaft Zimmern. Dann verfiel sie. 1462 sollten die Zimmerer die burg widerumb bawen, schlugen aber ihrem österreichischen Lehnsherrn einen schloßbau gleich ob der statt (Stadt Oberndorf) vor. Hernach ist diser paw jedoch austeen beliben. 1491 sendet Kaiser Maximilian an Herzog Eberhard im Bart einen Erlaß: . . . begern wir demnach an dich mit sonder vleis, du wollest derselben (hausfrawn dessen von Zimmern) und iren kinden schloß Oberndorf und Waseneck (die es beide nicht oder

nicht mehr gab!!) wider geben und folgen lassen.

Die Lusburg war ihr Stammsitz

Nun nähern wir uns dem Zimmersehen Stammsitz selber. Am Neckar, bei der Einmündung des Schloßbachs (in Talhausen) liegt 100 m über dem Fluß die Ruine Nußburg. Sie hieß damals Lusburg und war 1566 ain alt burgstal, älter dann Zimmern. Unten im Schloßbachtal steht die immer noch ansehnliche Ruine Antian- oder Herrenzimmern, die Stammburg dieses Geschlechts. Das bachaufwärts gelegene Dorf gleichen Namens machten sie der Zeit gemäß zu „ihrer Stadt“. Dises stötlin wurde 1111 von ainem Zeringer herzog samt dem obern Schloß (Lusburg) belegt, blindert und ausbrennet. 1311 sind in dem zimbrischen stötlin vierzehn von adel gessen. Da wurde es von den Rottweilern zerstört und verprennt, die die stainquader mitgenommen (!) und den wideraufbau nit zulassen noch vergunnen wellen. Von denen adligen kainer mehr dahin bawen wolt. Die unter vesti (Burg Herrenzimmern), wiewol nur ain man darauf gewest, dasmal die Rottweiler nit gewinnen haben mögen! 1464 wohnt Anna von Zimmern auf dem schloß, deren gemahl ain buolschaft zu Sulz gehabt; er wurde von disem „crocodill“ höchstwahrscheinlich vergiftet und starb in den Armen seiner rechtmäßigen Frau. Soviel über „buolschaften“. Burg und Stadt Herrenzimmern kamen 1595 an Rottweil, wo sich seit dem 14. Jh. die Adligen einbürgern (sogar die Zimmerer selber!), während Bürger Adelsbesitz erwerben und „Ritter“ werden. Im Bauernkrieg war man hinter den Mauern der Reichsstadt Rottweil am sichersten. Draußen auf dem Land wollten indessen die Seedorfer Weiber die Frauen und Kinder derer von Zimmern (denen sie ein Jahr vorher alles Gute vom Himmel erleit hatten) töten, „damit keine Rächer blieben“. Aber sie taten es nicht.

Als die Freiherren von Zimmern ihre Gebiete teilten, erbat sich Wilhelm von Zimmern, um eine noch weitergehende Zersplitterung zu vermeiden, nur die Stammburg Herrenzimmern, wo er Gott gedient, den Bauleuten zugesehen, mit Historiis umgangen, eine naturkundliche Sammlung angelegt und an einer Mainzischen Chronik gearbeitet hat. Er wurde, ohne je krank gewesen zu sein, neunzig Jahre alt, denn: er aß Sauerkraut, rohe Rüben, kalte Milch und trank dazu frisch kalt Wasser in großer Viele. Auch braute er sich einen Trank aus Schlehen und Wacholder, und wenn er einmal Wein trank, dann nur von dem schlechtesten. Das war damals gar nicht schwer; ein Spruch sagte noch viel später:

Z' Rotwil wachst e Wil,
R' künt nit suurer sii!

Dieses Sprüchlein enthält zwei historische Tatsachen. Einmal, daß auch am oberen Neckar Weinbau war, und dann, daß bis zu der mit den Eidgenossen verbündeten Stadt Rottweil die alemannische Mundart ging.

Es wäre noch viel über die Zimmerer, ihre „Herrschaft vor Wald“ (Schwarzwald) am oberen Neckar und die „Pfandschaft Oberndorf“ zu sagen, aber dazu reicht der Platz so wenig wie für das Schicksal von Rottweil und Oberndorf.

Ein großes Stück Geschichte spiegelt sich auf engem Raum; auch ein kleiner Spiegelscherben zeigt ein Stück wahres Gesicht. Nur eine Geschichte braucht man nicht zu schreiben: die Kulturgeschichte der menschlichen Charakterfehler. Man muß diese nicht einmal aufzählen; seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag sind sie völlig dieselben! In ihrer Beständigkeit werden sie nur noch von der Schöpfung selber übertroffen: Erde, Bäume, Blumen, Tiere gehen ihren stetigen, kaum merklichen Entwicklungsschritt. Der kleine, wichtigtuerte Zappelphilipp der Schöpfung, der Mensch, möchte es ihnen gleich tun. Aber beständig ist er nur in seinen Fehlern.

Erdgeschichtliche Wanderung

Auf ihren Burgen und durch ihre Burgen haben die Ritter geherrscht. Später haben sie auch die Landstraßen „kontrolliert“. Durch das Neckartal führte wie gesagt keine sehr wichtige Fernverkehrsstraße. Warum stehen dann die Burgen nicht oben an den Heerstraßen zwischen den fetten Dörfern? Weil sie über Steilhängen besser verteidigt werden konnten; entweder auf Bergspornen, die man nur nach hinten abriegeln mußte oder auf freistehenden Bergen, in unserem Fall also Umlauf- und Durchbruchbergen (Neckarburg, Ramstein, Schenkenburg). Die befestigten Städte machten es den Burgen nach: Rottweil war durch das Neckartal und zwei tiefe Seitenschluchten auf drei Seiten geschützt. Oberndorf ist ein ganz besonderer Fall, der nicht mit ein paar Worten abgetan werden kann. Natürlich lagen die Burgen nicht im Wald versteckt wie heute ihre Ruinen, sondern sie standen frei. Denn man mußte ja den Ausblick haben: der Ritter nach seinen Untertanen und Feinden, die Frau nach den Naturaleinkünften und das Fräulein nach dem heranreitenden Liebsten. Daß die Burgberge ohne Wald waren, drückt sich auch in manchen Namen aus: Waseneck muß einst von Wiesen und nicht von Dickicht umgeben gewesen sein, so daß man nach Altoberndorf und vom Turm auch nach Oberndorf hineinschauen konnte. Lichtenegg trug nicht den schönen Buchen-

mischwald; die Bergnase war noch „licht“. Bei Albeck (Alb-eck) heißt das „alb“ hell oder weiß. Die Felsen lagen offen da, wie die häufigen Silben „stein“, „stain“, „egg“ oder „eck“ erkennen lassen. Fels als Standort und Stein als Baumaterial bestimmten die Lage der Burg. Man mußte sich den hiesigen Naturgegebenheiten anpassen. Diese waren an den Steilrändern des Neckartals und einiger Nebentäler ideal. Wie aber die Felsen selber geworden sind, enthüllt uns eine Wanderung in die Erdgeschichte, wobei wir diesmal mit Jahrmillionen rechnen müssen. In diesen weit entfernten Erdzeitaltern „fiel es noch keinem Menschen ein, zu leben“, wie einmal ein kleiner Schüler sehr richtig schrieb. Der Hauptmuschelkalk, in den sich der Neckar

eingesägt hat, entstand im deutschen Muschelkalkmeer, das vom Weltmeer weitgehend abgeschnürt war. Der Kalkschlamm wurde zu Stein. Dieser ist, überall leicht sichtbar, horizontal geschichtet und vertikal geklüftet. Er bricht ziemlich senkrecht ab, und sein Verwitterungsschutt bildet steile Hänge. Oben gibt es eine scharfe Geländekante, weil da der Kalk anfängt, und unten auch eine, weil er da aufhört. Durch sein Einschneiden ist der Fluß in seinem Tal wie gefangen, aber doch nicht ganz. Er ist stark genug, seine Biegungen mitsamt dem ganzen Tal langsam weiter auszubeulen. Sind sie so schwungvoll geworden, daß sich die beiden Enden einer Schleife berühren, dann bricht der Fluß an dieser Stelle durch und ein Umlaufberg bleibt stehen. (Skizze 2)

ein flaches Meer) keine Unruhe, Strömung, Deltaschüttung, Rutschung, Tierleben? Und dann: im verhärtenden Kalkschlamm der späteren Zeit sei diese Materie „ganz einfach“ geschrumpft und somit gesprungen; das ergäbe heute die Klüftung, in der nun das Regenwasser versinkt. Aber wer oder was weist den Klüften die Richtung an? Kein Kalksteinbrocken ist ein genauer Quader, etwa wie beim Steinsalz; jeder hat spitze und stumpfe Winkel. Das liegt am Calcit-Kristallgitter, dem auch der Muschelkalk unterworfen ist. Vom unsichtbar kleinsten Teilchen bis in die großen Landschaftsformen hinein wirkt und waltet die Kristallordnung. Es ist tatsächlich der „Tritt, der tausend Fäden regt“, wie wir das so vielfach beim Studieren der Schöpfung erkennen können. (Nur die Menschen „sind keine Weber worden.“) — Unter dem Hauptmuschelkalk liegt von Hohenstein ab auf der Talsohle (auf Skizze 1 punktiert) der gips- und salzhaltige Mittlere Muschelkalk. Ausbeutung von Gips bei Ependorf und Sulz, von Salz früher bei Sulz (Name) und heute noch bei Gölldorf in der Tiefe. (Schluß folgt)

Die Felsenbirne *Amelanchier ovalis*

Ein sonniger Maientag auf den Felsen unserer Berge, inmitten edler Gewächse, die da in den reinsten und zartesten Farben zusammenblühen, gehört zu den beglückenden Erlebnissen. Das Köstlichste sind hier zwei Felsensträucher: Die Stein- oder Zwergmispel (*Contoneaster integerrima*) mit ihren blaßroten Blütenbüscheln und die milchweiß blühende Felsenbirne (*Amelanchier ovalis*).

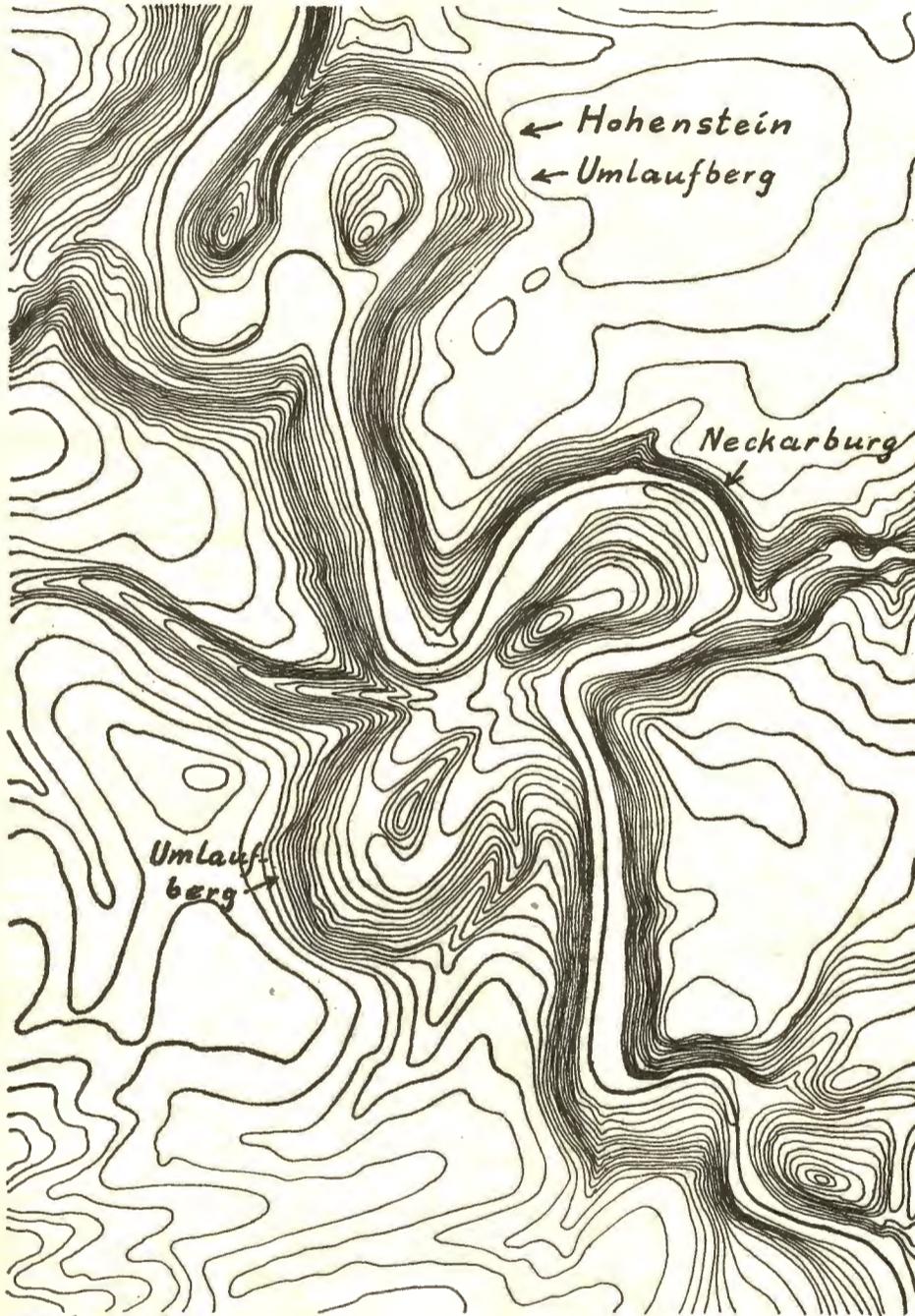


Die Felsenbirne erinnert an die Myrthe und bietet ein Bild von bezaubernder Anmut. Zwischen den elliptisch-stumpfen, anfangs unterseits filzigen Blättern leuchtet und duftet die große, meist fünfblättrige Blütentraube des 80 bis 200 cm hohen Felsenstrauches in klarem, strahlendem Weiß. Der flache Blütenboden mit den zahlreichen Staubblättern weist ihn in die Familie der Rosengewächse. Im Spätsommer zieren dann den Strauch kugelförmige, schwarzblaue Scheinfrüchte, die einen wohl-schmeckenden honigartigen Geschmack haben, auf den sich der französische Name *Amélanche* beziehen soll.

Da das zierliche Strauchwerk die son-nigen Felshänge schmückt, wo es starker Bestrahlung und austrocknenden Winden ausgesetzt ist, muß es in der Lage sein, vorübergehende Trockenheit ohne Schaden zu ertragen. Durch die auffallende Laubarmut und die aufrechte Lichtstellung der Blätter wird die verdunstende Oberfläche verkleinert. Die engen und tiefen Spalten der Weißjurafelsen, welche die Feuchtigkeit zurückhalten und speichern, entsprechen den Bodenbedürfnissen dieser kalkliebenden Pflanze, die auch die Kalkalpen in dem Höhengürtel von 1300 bis 2000 m bewohnt. Der nicht gerade nährstoffreiche Standort in den Felsspalten gereicht dem edlen Felsenstrauch zum Glück. Menschen können nicht leicht dort hinkommen, so daß Pflanzensammler ihn nicht als Trophäe nach Hause nehmen können. Er bleibt so das Entzücken des Beschauers.

Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Skizze 2

Munterer Sinn durch viel Relief

Man sieht an der Neckarburg einen fertigen und einen fast fertigen Umlaufberg und bei Hohenstein ebenfalls einen fertigen und einen angefangenen. Wo Seitenbäche oder Schluchten einmünden, gibt es die Bergnasen oder Sporne (auf beiden Skizzen zahlreiche). So entstand im Laufe langer Zeiten das morphologisch schöne Bild, das

den Wanderer erfreut. Viel Relief gibt müde Beine, aber muntern Sinn! Woher kommt nun die senkrechte Klüftung und die waagrechte Schichtung, der wir das alles verdanken? Man meint: das Muschelkalkmeer hatte eben einen horizontalen Wasserspiegel und der Kalkschlamm sank gleichmäßig in die Tiefe. Wirklich? War der Meeresboden tischeben? Gab es da (es war

Der Krieg von 1866 und seine Bedeutung für Deutschland

Zum 100. Jahrestag der Schlachten von Königgrätz und Tauberbischofsheim

Von Dr. Wilhelm Foth

In seiner ersten Ausgabe des Jahres 1866 berichtet der in Ebingen erscheinende Albote („Ein Volksblatt von der württembergisch-badisch-hohenzollern'schen Grenze“) über das Ergebnis einer Volkszählung im Gebiet des Deutschen Bundes, und er schließt an das Ergebnis (46 411 000 Köpfe) folgenden Kommentar an: „Welch stattliche Anzahl und was würden sie ausrichten in der Welt, wenn sie einig wären! Nun, zählet nur unverdrossen zu, endlich werdet Ihr unter den Neugeborenen auch Den mitzählen, der Deutschland zur Einigkeit und Macht führt, — den sichtbaren Messias der deutschen Zukunft.“

Und am 16. Januar schlägt der Albote dasselbe Thema der deutschen Einigung nochmals an, wenn er schreibt: „Vorangeleuchtet in überraschend schneller Entwicklung hat uns die italienische Nation; wer hätte von der haltlosen, parteizer-splitterten durchwühlten Nation dies erwartet? Dort stehen die Gebildeten und Vornehmen an der Spitze des Fortschritts...“

Die Einigung Deutschlands war die Hoffnung und das Ziel fast aller national- und liberaldenkender Deutscher seit den Befreiungskriegen. Aber Metternich, und auf sein Betreiben hin die meisten deutschen Fürsten, hatten alle Kräfte, die einen liberalen und nationalen Staat erstrebten, mit harter Hand unterdrückt.

Die Einigung vom Volk her war gescheitert

Das Jahr 1848 hätte die Wende bringen können: Im März siegte die Revolution auf der ganzen Linie, liberale Männer ergriffen als „Märzminister“ die Regierungen, die Fürsten waren schwer getroffen und meist bereit, auf die Eigenstaatlichkeit ihrer Länder zu verzichten. Aber die deutsche Nationalversammlung, die in der Pauluskirche in Frankfurt zusammentrat, scheiterte an der doppelten Aufgabe, die ihr gestellt war: sie sollte einen nationalen Staat und gleichzeitig eine demokratische Verfassung schaffen. Während die Verfassung in langen Beratungen beschlossen wurde, wäre es für die Staatsschöpfung auf rasche Entscheidungen angekommen, um die Gunst der Stunde, d. h. die Schwäche der Einzelstaaten, zu nutzen. Da das aber nicht geschah, setzten sich im Herbst 1848 in Wien und Berlin wieder die Kräfte des Fürstenstaates durch, die sich dem liberalen und nationalen Streben entgegenstellten:

Österreich weigerte sich, sich zerreißen zu lassen und seine deutsche Bevölkerung für eine „großdeutsche“ Lösung freizugeben.

Der preußische König weigerte sich als legitimer König „von Gottes Gnaden“, aus den Händen der Revolutionäre die deutsche Kaiserkrone, „einen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken, verunehrt mit dem Ludergeruch der Revolution“, anzunehmen.

Die Einigung von „unten“, vom Volk her, war also gescheitert. Sie war gescheitert an den Revolutionären selbst, die allzu zahn und gemäßigt waren, an den Fürsten, die von der Revolution nicht bezwungen wurden, und an der internationalen Lage, denn das Ausland war keineswegs willens, dieser Verschiebung des europäischen Gleichgewichts, die notwendigerweise die Folge der deutschen Einigung sein mußte, tatenlos zuzusehen.

Bismarck, seit 1862 preußischer Ministerpräsident, hatte aus diesem Scheitern der Revolution von 1848 die für seine Politik entscheidenden Grundsätze abgeleitet:

Die deutsche Einigung muß von „oben“ her, d. h. den Fürsten her erfolgen, wobei für Bismarck natürlich nur die Vormachtstellung Preußens entscheidend war.

Die deutsche Einigung muß die Vorherrschaft in Deutschland eindeutig, d. h. notfalls durch den Ausschluß Österreichs im Krieg festlegen,

und sie muß international durch eine geschickte Diplomatie vorbereitet werden, damit sie nicht von den deutschen Nachbarn vereitelt wird.

Bismarck — damals der meistgehaßte Mann

Wenn Bismarck heute als Schöpfer des Reiches verehrt und trotz mancher Fehler als genialster deutscher Politiker des 19. Jahrhunderts anerkannt ist, so war er damals sicher der meistgehaßte Mann in Deutschland, und im liberalen Süddeutschland besonders. Der Heeres- und Verfassungskonflikt von 1862/63, in dem sich Bismarck über alle Wünsche des preußischen Abgeordnetenhauses brutal hinwegsetzte, hatte ihm die tiefe Verachtung und das Mißtrauen aller freiheitlich Denkenden eingebracht; und doch wurden hier die Grundlagen für die militärischen Erfolge späterer Jahre gelegt. Die Konvention Alvensleben von 1863, durch die Bismarck mithilfe, den gegen Rußland gerichteten Aufstand der Polen, der wenigstens moralisch von allen westeuropäischen Liberalen unterstützt wurde, niederzuwerfen, verstärkte dieses Mißtrauen noch, und doch sicherte sich Bismarck hier die für die deutsche Einigung so wichtige russische Neutralität.

Und dieser Haß der Liberalen auf Bismarck war durch den Krieg von 1864 in Schleswig-Holstein noch gesteigert worden: Bismarck verweigerte diesen Provinzen das „Selbstbestimmungsrecht“, wie man schon damals sagte, d. h. er schuf keinen neuen Mittelstaat, sondern verfocht mehr oder weniger offen das Ziel „Die up ewig Unge-delten (d. h. Schleswig-Holsteiner) müssen einmal Preußen werden“. Die nationale Begeisterung kümmerte Bismarck nicht; er dachte nur an Preußen und seine Stellung in Deutschland und Europa. Aber Bismarck hatte mit der Eroberung Schleswig-Hol-

steins zugleich Österreich an sich gebunden, und er hatte hier die Möglichkeit, Österreich jederzeit in einen Konflikt um die Vorherrschaft in Deutschland zu verwickeln.

Leidenschaftliche Volksversammlungen

Die deutsche und vor allem auch die süddeutsche Öffentlichkeit nahm leidenschaftlichen Anteil an diesem sich anbahnenden Konflikt, der als deutscher Bruderkrieg und nationales Unglück empfunden wurde. Bismarck wollte in dieser Lage die deutsche Öffentlichkeit dadurch für sich gewinnen, daß er im April 1866 in Frankfurt einen Antrag auf Bundesreform stellte und ein deutsches Parlament auf Grund von direkten, allgemeinen und gleichen Wahlen beantragte. Aber er erntete für diesen Antrag, den kein Mensch ernst nahm, nur Hohn und Spott. Der Albote kommentierte lakonisch: „Wenn je, so findet hier das alte schwäbische Sprüchlein seine Anwendung:

Laß dich nicht vom Satan blenden, sieh nicht Blei für Silber an.“

Überall fanden leidenschaftliche Volksversammlungen statt, bildeten sich sehr rührige Volksvereine, um das drohende Verderben abzuhalten. So entstanden auch in Balingen und Ebingen solche Vereine. In einer Resolution des Balingen Volksvereins vom 18. April 1866 heißt es u. a.:

„Einen Krieg zwischen den beiden Großmächten müssen wir verdammen und der deutschen Nation zurufen, gegen dieses frevelhafte Beginnen einiger herrsch- und eroberungssüchtiger Machthaber von dem Rechte der Notwehr Gebrauch zu machen, indem man ihnen zu einem Bruderkrieg weder Gut noch Blut bewilligt.“

Und der Stuttgarter Oberbürgermeister Sick erklärte gleichzeitig auf einer von 2000 Bürgern aller Schichten besuchten Versammlung: „Wenn der Krieg überhaupt ein Unglück ist, so ist der Bürgerkrieg das größte Unheil und der ein Verbrecher, der ihn hervorruft.“

Der „Albote“: Wo Aas ist, sammeln sich die Adler

Aber nicht bloß der Bürgerkrieg und die Gefahr, unter die preußische Oberherrschaft zu kommen, schreckte die süddeutsche Bevölkerung, sondern auch die daraus entstehenden europäischen Verwicklungen. Der Albote schreibt am 3. April: „... Wo Aas ist, da sammeln sich die Adler. Sobald in Deutschland die Kriegsfurie losgelassen ist, werden auch die anderen Mächte auf dem Kampfplatz erscheinen, denn es bietet sich ihnen dann ein neues willkommenes Mittel, Deutschland nicht aufkommen zu lassen, womöglich vollends zu zerstückeln. Sobald der erste Kanonenschuß gefallen ist, wissen wir nicht mehr, wo wir enden“. Und der Albote schließt dann mit einer bemerkenswerten Einsicht: „Eines von beiden wird kommen: entweder Finis Germaniae, oder die Einheit Deutschlands und damit Finis Austriae.“

Diese Einheit Deutschlands und der Ausschluß Österreichs waren tatsächlich das Ziel Bismarcks. Um für Preußen eine möglichst günstige Ausgangslage zu schaffen, schloß er am 8. April ein auf 3 Monate

befristetes Schutz- und Trutzbündnis mit Italien; er war sich zwar über die militärische Stärke (bzw. Schwäche) Italiens im klaren, hoffte aber, Österreich im Rücken beunruhigen zu können.

Napoleon III. im Spiel

Napoleon III., bereit das Streben der europäischen Völker nach nationaler Einheit in gewissen Grenzen zu unterstützen, wenn Frankreich entsprechende Kompensationen erhielt, hoffte auf die Pfalz und das Saargebiet; Bismarck hielt ihn hin und machte nur die Zusage, die Unabhängigkeit Süddeutschlands nicht anzutasten.

Wie sollten sich in diesem Konflikt der beiden deutschen Großmächte die Mittelstaaten verhalten? Neutralität war, schon aus rein territorialen Gründen nicht möglich. Dazuhin war Preußen verhaßt, weil Bismarck alle liberalen und nationalen Forderungen mit Füßen zu treten schien. Die Bindungen an Österreich waren, vor allem in Süddeutschland, schon seit Jahrhunderten eng. Die Mittelstaaten fühlten sich als Verteidiger der von Preußen bedrohten Freiheit. Als die Lage Anfang Juni 1866 zur Entscheidung drängte, stellte sich deshalb die württembergische Regierung bedingungslos auf die Seite Österreichs. Am 17. Juni brach sie die Beziehungen zu Preußen ab. Der deutsche Bruderkrieg, der so unpopulär und letzten Endes doch unvermeidlich war, war bittere Tatsache geworden: „Deutsche stehen wider Deutsche. Es ist ein furchtbares Verhängnis. Gott bewahr unser Deutschland“, so meldet der Altbote den Kriegsbeginn.

Die württembergische Armee wurde zum Schutz des Bundestages nach Frankfurt und ins Maingebiet geschickt. Ausbildung, Ausrüstung, Verpflegung waren höchst mangelhaft, die Kriegsbegeisterung war gering („Wenn der Bismarck nicht wär, wär ich nicht beim Militär“, sang mancher Reservist), die Zusammenarbeit mit den anderen Bundesgenossen höchst dürftig, die Führung insgesamt hilf- und ratlos und dem kühnen preußischen Aufmarschplan eines Helmuth von Moltke in keiner Weise gewachsen. Den Zeitungen war bedeutet worden, über all diese Mängel möglichst nicht zu berichten.

Die Entscheidung fiel in Böhmen

Die Entscheidung fiel in Böhmen, wo am 3. Juli die Österreicher bei Königgrätz-Sadowa vernichtend geschlagen wurden. Österreich rief die Vermittlung Napoleons an und trat Venetien an Italien ab. Beides blieb auf die Stimmung in Württemberg nicht ohne Einfluß. So kommentiert doch z. B. der Altbote diese Ereignisse wie folgt: „Dadurch ist Österreich jetzt wirklich entehrt. Fluch über dieses verrottete Kaiserthum, das als eine Ruine des Mittelalters die Wege sperrt, auf denen das Leben unserer Zeit wandelt! Nieder mit ihm so gut wie nieder mit Preußen!“

Württemberg kämpfte weiter, auch wenn der Ausgang des Krieges kaum mehr zweifelhaft war. Die Stuttgarter Regierung rechnete mit einer weiteren Schlacht zwischen Preußen und Österreich vor Wien und wollte es bis dahin mit keiner Seite verderben. Für wie unsicher aber die Lage angesehen wurde, kann man daraus ersehen, daß die Regierung die Staatshauptkasse nach Ulm in Sicherheit brachte und den Beamten ihr Gehalt auf 3 Monate im voraus bezahlte, um das Geld sicher anzulegen! Am 24. Juli wurde die württembergische Division unerwartet bei Tauberbischofsheim von preußischen Truppen angegriffen und trotz aller Tapferkeit geschlagen. 60 Tote, 450 Verwundete, 160 Gefangene waren der Blutzoll, den die württembergischen Truppen in dieser letzten Schlacht einer eigenen württembergischen Armee zu entrichten hatten.

Inzwischen kam am 26. Juli 1866, nach

nur sechswöchiger Kriegsdauer, zwischen Preußen und Österreich der Vorfriede von Nikolsburg zustande. Der Staatsmann Bismarck, der sein politisches Ziel erreicht hatte, siegte in diesem Verständigungsfrieden über den König, der einen Vergeltungsfrieden wünschte. Ausschluß Österreichs aus dem Bund, Abtretung von Venetien an Italien, aber sonst keine Gebietsverluste, das waren die ehrenvollen Bedingungen, die Bismarck dem Hauptverlierer auferlegte. Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt wurden von Preußen annektiert. Die norddeutschen Staaten wurden unter preußischer Führung im norddeutschen Bund zusammengeschlossen — seine Südgrenze war der Main.

Balingen in Gefahr, preußisch zu werden

Damit hatte Österreich seine Verbündeten völlig im Stich gelassen. Am 1. August schloß Württemberg mit Preußen einen Waffenstillstand, am 13. August den Friedensvertrag: Württemberg mußte an Preußen 8 Millionen Gulden Kriegsentschädigung zahlen und sich mit dem Vorfrieden von Nikolsburg, d. h. mit der Bildung des Norddeutschen Bundes einverstanden erklären. Da Württemberg während des Krieges das preußische Hohenzollern in Besitz genommen hatte, hatte der preußische König jetzt eigentlich den Spieß umdrehen und Hohenzollern auf Kosten Württembergs vergrößern wollen (Balingen stand damals in Gefahr preußisch zu werden!), aber da Bismarck weder für Preußen noch für die nationale Zukunft daraus einen Nutzen kommen sah und das Vergeltungsprinzip nicht für eine vernünftige Basis der Politik hielt, wurde der Vorkriegsstand wiederhergestellt. Um Württemberg nicht wirtschaftlich und militärisch vereinzelt zu lassen, schlug Varnbühler, der württembergische Ministerpräsident, gemeinsame preußisch-württembergische Einrichtungen vor. Man einigte sich auf die Fortdauer des Zollvereins und nicht zuletzt auf ein geheimes Schutz- und Trutzbündnis, durch das im Kriegsfall die württembergischen Truppen dem Oberbefehl des Königs von Preußen unterstellt wurden; gleichzeitig sicherte man sich darin gegenseitig die Unverletzlichkeit des Landes zu. Dieses Bündnis war das Vorbild für ähnliche Bündnisse Preußens mit den anderen süddeutschen Staaten.

Der Krieg war damit für Württemberg nach nur zweimonatiger Dauer noch recht glimpflich zu Ende gegangen. Das Schutz- und Trutzbündnis sollte viel schneller als erwartet bekannt werden und im Krieg von 1870/71 zum Kriegseintritt auf preußischer

Seite und somit zur Gründung des Deutschen Reiches führen.

Spaltung der Nationalliberalen

Der Krieg von 1866 führte, wie in allen deutschen Ländern, so auch in Württemberg, zu einer Spaltung der Nationalliberalen. Die „Deutsche Partei“ trat mit der Forderung „keine Teilung Deutschlands am Main“ für den Anschluß an Preußen ein, mußte sich aber von ihren Gegnern den Verzicht auf ihr liberales Gedankengut als „Unterwerfung unter das preußische Joch“ vorwerfen lassen. Die „Volkspartei“ hingegen wollte das liberale Gedankengut hochhalten, eine Art Südbund gründen und vor allem eine enge Verbindung zu Österreich aufrecht erhalten, um nicht „12 Millionen Deutsche, die herrlichen Volksstämme Österreichs, unsere Brüder im Kampf mit slawischen Elementen einem ungewissen Schicksal entgegentreiben“, ohne Zweifel ein schwerer Verlust nicht nur an politischer Macht, sondern vor allem auch an kultureller Vielfalt. So standen sich „Kleindeutsche“ und „Großdeutsche“ gegenüber. Wollten jene durch „Einheit zur Freiheit“ kommen, so diese durch „Freiheit zur Einheit.“

Aber im Grunde waren das alles nach der Schlacht von Königgrätz keine Probleme mehr: Die kleindeutsche Lösung unter preußischer Vorherrschaft hatte gesiegt, die Deutschen Österreichs blieben aus dem neuen Reich ausgeschlossen, die deutsche Geschichte mündete in die preußische Tradition. Das Rad der Geschichte war weder anzuhalten, noch gar rückwärts zu drehen. Allerdings auch Bismarck konnte sich dem Geist der Zeit nicht entziehen: Der Konflikt mit dem preußischen Abgeordnetenhaus wurde beigelegt, in die Verfassung des Norddeutschen Bundes und später des Deutschen Reiches gewisse demokratisch-liberale Einrichtungen eingebaut. Die Tragik der deutschen Geschichte aber liegt darin, daß es bis heute noch nie gelungen ist, beide Komponenten des Nationalliberalismus — Einheit und Freiheit — gleichzeitig zu verwirklichen.

So stellt das Jahr 1866 in der deutschen und in der württembergischen Geschichte einen tiefen Einschnitt dar: hier wurde der Grund gelegt für den kleindeutschen Nationalstaat, der bis in die Mitte unseres Jahrhunderts im Kern unversehr blieb. Erst Hitlers übersteigter Nationalismus und Imperialismus, der Bismarckschen Selbstbeschränkung diametral entgegengesetzt, zerstörten dann den im letzten Jahrhundert geschaffenen deutschen Nationalstaat.

Bernhard Hauff

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Ein sprichwörtlich „rechter Mann am rechten Platz“ war Bernhard Hauff, der am 4. Juli 1866 in Holzmaden/Teck geboren wurde. Es sind also jetzt hundert Jahre her, daß in einen geologisch inzwischen weltberühmt gewordenen Bereich Württembergs ein Mensch schicksalhaft hineingestellt wurde, der durch Fachwissen und Präparierkunst später den einzigartigen Inhalt der Fossilfundstätten in Holzmaden und im benachbarten Ohmden, Zell und Boll bekannt gemacht hat. Mat hat viel aus dem dortigen Posidonienschiefer geborgen, versteinerte Seelilien, Fische, Ammoniten, Belemniten, Muscheln — aber nichts ist so sehr zum Begriff geworden wie der fossile Ichthyosaurus und sein Präparator Bernhard Hauff. In einem gut illustrierten Werk „Das Holzmadenbuch“ hat der Sohn von Hauff die Forscherarbeit seines Vaters beschrieben und die Funde wissenschaftlich erläutert. Im folgenden soll wenigstens im Umriß skizziert werden, was

das Anliegen Bernhard Hauffs war und worauf seine Arbeit gründete.

Keine unbekanntenen Begriffe

Heimatfreunden aus dem Kreis Balingen sind „Ölschiefer“ und die Fischechse „Ichthyosaurus“ keine unbekanntenen Begriffe, hat man doch etwa in Frommern/Weilstetten und Dotternhausen schon zahlreiches einschlägiges Material aus Lias Epsilon, aus dem Posidonienschiefer geborgen. Wer im Kreisgebiet wandert, kann alle 18 Juraschichten antreffen, die einst Professor Quenstedt unterschieden hat.

Im Erdmittelalter, vor schätzungsweise 150 Millionen Jahren, überflutete das Jurameer auch das Kreisgebiet, und in seinen Ablagerungen, im heutigen Albgestein, stoßen wir auf zahlreiche Versteinerungen insbesondere von Tieren, von denen es über 20000 Arten im Jurameer gegeben haben soll. Nach der Gesteinsfarbe unterscheidet man, von unten nach oben und die

Schichten je von Alpha bis Zeta durchzählend, den schwarzen (Lias), braunen (Dogger) und weißen (Malm) Jura. Der Posidonienschiefer Holzmadens und des Ölschiefersees Weilstetten entspricht Lias Epsilon, der 5. Schicht von unten her im Schwarzen Jura. Der Name „Posidonienschiefer“ leitet sich von der Poseidonmuschel *Posidonia parva* Bronni her, die man stellenweise in ungeheuren Mengen im Gestein und damit als maßgebliches „Leitfossil“ findet. Charakteristisch ist, daß in diesem Schiefer, soweit es sich um Schlamm- und Tonsteine handelt, wohl wegen Austritts des Haftwassers aus dem Schlamm die eingeschlossenen Tierreste bis zu einem Zwanzigstel der ursprünglichen Dicke zusammengepreßt wurden. Massive Fundstücke sind daher seltener, dafür sind aber die „Goldschnecken“, d. h. die plattgedrückten Ammoniten und sonstigen Fossilien, oft verkiert und somit mit einem metallschimmernden Überzug von Schwefelkies versehen. Der Kiesgehalt der Schicht kann bis zu 8 Prozent betragen, der Kalkanteil bis 40 Prozent. Die Ölausbeute aus dem Posidonienschiefer beträgt etwa 8 Prozent, der Gehalt des Schiefers an organischen Stoffen ca. 23 Prozent. Diese Stoffe, das Bitumen, deuten im Schwarzwurameer — wie teilweise auch heute im Schwarzen Meer — auf Zonen hin, in denen es an Sauerstoff fehlt, die aber reich an Schwefelwasserstoff sind. Man bringt die Schwefelquellen Balingens oder etwa Sebastiansweilers mit diesen Verhältnissen in Zusammenhang, man weiß aber, daß in der Hauptsache das Plankton und nicht die relativ kleine Zahl zersetzter Tierleichen die Bitumenbildung verursachte und damit die Schieferölgewinnung ermöglichte. Landschaftlich ist der Posidonienschiefer neben der Gryphaeakalkstufe Lias Alpha 3 die zweite der fruchtbaren Terrassen, die die Albvorbene bilden. Und Bernhard Hauff war es nun, der den Lias Epsilon feinstratigraphisch untersuchte, in rund 20 Unterschichten einteilte, deren Fossilinhalt beschrieb und in prächtigen Stücken, die die Zierde bedeutender Museen und Sammlungen sind, mustergültig präparierte.

Aus Schwefel wurde Kalk

Bernhard Hauffs Vater war eigentlich Theologe, er wandte sich aber der Chemie zu und versuchte in den sechziger Jahren, in Holzmaden Schieferöl zu gewinnen. Bald lohnte sich aber das Schwelen des Schiefers nicht mehr, weil die Einfuhr amerikanischen Petroleums eine viel zu starke Konkurrenz schuf. Man machte daher aus der Schwelanlage eine Kalkbrennerei zur Gewinnung von Schwarzkalk und Formsteinen aus den Schieferrückständen. Da aber auch diese Arbeit nicht mehr einträglich genug war, ging man dazu über, den Feins, eine feine Schicht des Unterepsilons, zu Ofenplatten, Wandverkleidungen usw. zu verarbeiten. Bernhard Hauff, der die Lateinschule in Kirchheim/Teck und bis 1882 das Realgymnasium Nürtingen besuchte, hatte dann im väterlichen Steinbruch schwere Arbeit zu leisten, griff aber die Anregung der Professoren Quenstedt und Fraas gerne auf, sich mit den Versteinerungen intensiver zu befassen und in Stuttgart an der Naturaliensammlung das Präparieren zu lernen. Diese Ausbildung dauerte nur ein halbes Jahr, wurde aber 1885/86 während der einjährigen Militärzeit in dienstfreien Stunden fortgesetzt. Doch im wesentlichen war er auf eigene Studien angewiesen, hatte dafür aber im Holzmadener Fundgebiet die einzigartige Gelegenheit, mit Fossilien bekannt zu werden, die es andernorts gar nicht oder zum mindesten nicht in dieser vorzüglichen Erhaltung gab.

Fachleute bestritten, daß sich z. B. von den Fischechsen noch Haut- und Musku-

lurreste erhalten haben könnten, aber Bernhard Hauff gelang es 1892, an einem kleinen fossilen Ichthyosaurus eindeutig die Haut um das ganze Skelett freizulegen. Solche Erfolge ermutigten ihn, sich auf das Präparieren von Fossilien aus dem Posidonienschiefer und auf deren Systematik zu spezialisieren. Im Jahre 1936 wurde auf Anregung von Dr. Todt das „Museum Hauff“ gebaut, in dem die einschlägigen, zum Teil beim Autobahnbau gefundenen Jura-Versteinerungen schön präpariert einen Anziehungspunkt für zahlreiche Besucher bilden, die sich für historische Geologie und damit für Fossilien auch der engeren Heimat interessieren.

Eine nicht ganz gelöste Frage

Die Frage, wie es gerade im späteren Holzmaden zu einer solchen Häufung von Ichthyosauriern kam, daß es Professor von Huene und anderen Forschern gelang, an Hand der zeitlich gestuften Fundreihen die morphologischen und genetischen Eigentümlichkeiten dieser Tierart zu klären, ist bis heute nicht ganz gelöst. Das Liasmeer der Posidonienschiefer war nicht die Tethys, das offene Weltmeer, sondern ein etwa 300 km breiter Meeresarm zwischen der Ardennen-Insel im Nordwesten und dem „böhmischen“ Vindelizier-Gebirge im Südosten. Die Schichtmächtigkeit im sog. Süddeutschen Becken beträgt meist unter 30 Metern, so daß es sich um ein flaches Randmeer gehandelt haben muß, das sich durch besondere Wind- und Meeresströmungen auszeichnete. Man weiß, daß in Faulschlammgebieten die Bodenfauna fehlt, weil die Wassertiere, auf Sauerstoff angewiesen, in der Schwefelwasserstoffzone des Seegrundes ersticken. Das Tiefwasser grenzt sich in der sogenannten Sprungschicht gegen das turbulente Oberflächenwasser ab, wobei Richtung und Stärke des

turbulenten Strömens durch Windkräfte, Unterschiede in Temperatur und Salzgehalt, Küstenverlauf usw. bedingt sein können. Von den treibenden Tangmassen des Sargassomeers und des Schwarzen Meers ist bekannt, daß sie in Großwirbel, in strömende Drehkreise des Wassers geraten können und an gewissen Stellen sich einschließlich der mitgeführten Fauna gehäuft absetzen. Wenigstens modellmäßig bekommt man dadurch eine Vorstellung von Stagnation und Drehströmung, die im Holzmadener Gebiet einst die Tierleichen und auch pflanzliche Reste sich häufen ließen.

Es hieße aber das Problem zu sehr vereinfachen, wenn man kurzerhand sagt, die von der Hochsee hereinschwimmenden Tiere erstickten in der giftigen Lagune. Denn ganz ohne Sauerstoff kann der Meeresgrund nicht gewesen sein, weil die früher als „Seegrasschiefer“ angesprochenen Reste der Chondriten und Fukoiden von der neueren Forschung als Gestein mit Bohrgängen von Sedimentfressern erkannt wurden. Tatsache aber bleibt, daß Bernhard Hauff zahlreiche Ichthyosaurier — eine ältere, umfassende Gattungsbezeichnung — zur Untersuchung zur Verfügung standen, wobei man heute zwischen Fischechsen, Myriosauriern (Meerkrokodilen), Schlangenhals- und Flugsauriern unterscheidet. Man hat an anderen Stellen der Schieferölgewinnung fast keine Wirbeltiere gefunden, so daß die starke Häufung in Holzmaden auffällig ist. Andererseits darf man sich die Sache dort aber auch nicht zu üppig vorstellen, denn man hat ausgerechnet, daß nach dem inzwischen beträchtlichen Aushub im Holzmadener Gebiet heute zwölf Arbeiter ein Jahr lang graben müßten, um auf brauchbare Reste eines Ichthyosaurus zu stoßen.

(Schluß folgt)

„Am Neckar, am Neckar . . .“

Von Hans Müller

(Schluß)

Durch Auslaugung bleiben von diesem „Salzgebirge“ viel Ton übrig, der als Quellhorizont dem Neckar Wasser zuführt und zusammenbrechende Hohlräume, die den Hauptmuschelkalk nachbrechen lassen und die Hänge noch steiler machen. Darunter folgt ab Epfendorf beiderseits der Talsohle der Untere Muschelkalk (in Skizze 1 schwarz). Seine Talauen endlich hat sich der Neckar selber aufgeschüttet, zum Teil auch aus dem sandig-tonigen Keuper oberhalb Rottweil und von den Nebenflüssen Prim, Schlichem mit Schwarzenbach und dem Schenkenbach. Der große Geologe Hans Cloos hat einmal empfohlen, sich so ein Flußtal-Negativ, umgekehrt und auf eine Ebene gestellt, als Gebirgszug vorzustellen. Da gäbe unser Neckartalstück einen über 100 Meter hohen, kilometerbreiten kleinen Gebirgszug, in der Höhe dem Keuperwald-Anstieg zu vergleichen, etwa wenn man von Bochingen auf den Kleinen Heuberg hinaufgeht, wo die Brittheimer „Heubergtiroler“ wohnen.

Jahrmillionenalte Pflanzensubstanz

Man soll nicht nur romantisch wandern, über Berg und Tal, durch Wald und Wildnis, an Ruinen und Klöstern vorbei. Sondern einmal auch ganz einfach „durch die Felder, durch die Auen“. Denn man will ja ein Gesamtbild der Natur. Beiderseits des Neckars dehnen sich die fruchtbaren Verebnungen des Lettenkeupers. Lupfen wir die Pflanzendecke ein wenig, um nach ihrem Untergrund zu schauen, dann finden wir feinschichtig verteilt Letten, d. h. Ton und Lehm, auch Mergel, manchmal sogar schwarz, also aus jahrmillionenalter Pflanzensubstanz und dazwischen Sand oder Sandsteinplättchen und etwas Kalk und

Dolomit. Das ist ein idealer, warmer, sogar etwas wasserhaltender Ackerboden. Er bedeckt glücklicherweise bei uns weite Flächen über dem klüftigen Muschelkalk und geht bis fast an den Fuß der Keuperwaldberge. An manchen Stellen, so bei Vöhringen, kommt noch der fruchtbare, vom Wind während der Eiszeiten angewehrte Löß hinzu. Wir sehen auch hier wieder, daß die Geologie, die in die ältesten Zeiten zurückgreift, immer unmittelbar aktuell und praktisch ist. — Ein gutes Stück vor dem Anstieg des Keuperwaldes sehen wir das bisher tischebene Ackerland in ein unruhiges Relief und gleichzeitig in Wiesenland übergehen, oft ganz unvermittelt und daher leicht zu erkennen. Wir sind im Gipskeuper, und die Unruhe kommt von der Auslaugung dieses löslichen Salzes. ($\text{CaSO}_4 \cdot 2\text{H}_2\text{O}$). Richtig finden wir in der Gegend da und dort (Bochingen, Böhlingen) Gipsbrüche. Wir kennen nun also schon zwei Gipse: den Keupergips und Gips aus dem Mittleren Muschelkalk.

Weiter wollen wir uns vom Neckar nicht entfernen. Er hat uns auf kurzer Strecke reich beschenkt, und wir legen die Hand über die Augen und suchen ihm weiter nachzublicken. Den Muschelkalk verläßt er bei Rottenburg und tritt wieder in den Keuper ein wie zwischen Schwenningen und Rottweil. Bei Cannstatt wird er aber wieder ein Muschelkalkfluß mit teilweise senkrechten Felswänden und scharfrandigem Profil, nur jetzt natürlich viel breiter. Im Odenwald hat er in mühevoller Arbeit den aufsteigenden Buntsandstein durchsägt. Er schleppt so viel Sand hinaus in die Rheinebene, daß der Wind daraus sogar Dünen zusammenblasen konnte. Sehr kurios und „wunderschön“!

Schachtelhalme - ein altes Pflanzengeschlecht

Von Fritz Scheerer

Welchem Naturfreund wären auf seinen Wanderungen durch Wald und Feld oder auf unsere Berge nicht schon die zierlichen Gestalten, die stockwerkartigen Sprosse der Schachtelhalme mit ihren Knoten und feingerieften Stengelgliedern zwischen den Ansatzstellen der schmalen Blätter aufgefallen. Und wie erstaunt wird er sein, zu hören, daß diese heutigen Schachtelhalmchen mit den gigantischen „Katzenschwänzen“ der Steinkohlenzeit verwandt sind, deren hohle Stämme auch durch Querwände in viele Stockwerke abgeteilt waren, daß wir aus ihnen Zeit und Gang der Pflanzengeschichte durch die Jahrmillionen ablesen können.

In der Steinkohlen- oder Karbonzeit (rund 80 Jahrmillionen bevor unser Jura entstanden) finden wir Wälder von märchenhafter Üppigkeit. Zwar fehlen Eiche, Buche, Birke, Ahorn usw., nur die ersten Verwandten unserer Nadelhölzer treffen wir. Keine farbige Blume weit und breit, keine nektarreichenden Schmetterlinge. Die vorhandenen Insekten waren Fleischfresser. Umsonst halten wir Ausschau nach Waldwild und Vogel. Aber in der tiefen und weiten Truhe des Moorbodens dieser Urweltwälder sind uns wertvolle Schätze erhalten geblieben, die mehr wert sind als alle Edelsteine und Diamanten der Welt, die Steinkohlen. Sie bestehen aus Pflanzenzellen, und zwar aus Zellen wie sie charakteristisch sind für Farnkräuter, Schachtelhalme und Bärlappgewächse unserer heutigen heimischen Wälder. Ja Riesen, wie Siegel- und Schuppenbäume, stehen in dem herben und steifen Steinkohlenwald in eintönigem Grün ohne Farbenspiel und Duft. Unter den heutigen Pflanzen werden wir vergeblich nach den siegelgespickten Baumriesen suchen. Nur zwerghafte Krüppel aus dieser Pflanzensippe gibt es in der Gegenwart, die Bärlappgewächse.

Achtungheischende Charakterpflanzen

Diesen Narbenbäumen gebührt bei der Bildung der Steinkohle der Löwenanteil des Verdienstes. Jedoch nicht minder weniger waren in dem feuchtwarmen Steinkohlenwald die Ur-Schachtelhalme als achtungheischende Charakterpflanzen beteiligt, die in röhrichtähnlichen Beständen vergesellschaftet auftraten. Bis 1 m dicke und bis 30 m hohe Schachtelhalme (Calamites) mit quirlförmig gestellten Ästen erhoben sich aus dem schwarzen Moraste, deren Steinkern wir heute noch finden, die durch Schlammausfüllung des mächtigen Stammhohlraumes entstanden.

Diese Gattung der Schachtelhalme starb aber in der auf das Karbon folgenden Zeit,

im Perm, aus. Erst in einem Teil der festländischen Ablagerungen des Keupers, der Lettenkohle und des Kieselsandsteins, finden wir wieder Schachtelalmgewächse (Equisetites). Sie waren ebenfalls in Sumpfgebieten dieser geologischen Epochen in dichten Beständen als Röhrichtbildner vorhanden. Die feingerieften und meist flachgepreßten inneren Steinkerne der einen der fünf vom Keuper bekannten Arten hat man lange für versteinerte „Schilfblätter“ gehalten (Name „Schilfsandstein“!). Die größten von ihnen dürften immerhin bei einem Schaftdurchmesser von 12 bis 15 cm eine Höhe von etwa 6 m erreicht haben. Ihre Dimensionen sind also noch viel beträchtlicher als die der heute bei uns lebenden Gattung Equisetum (equus = Pferd, seta = Haar, Borste; eine Art hieß bei den Griechen Pferdeschwanz).

Nur noch elf Arten

Heute kennt man in Europa nur noch elf Arten von Schachtelhalmen, von denen in unserer engeren Heimat 6 vorkommen und deren größte bestenfalls eine Höhe von 1,50 m erreicht, also gegenüber den riesenhaften „Vettern“ der Steinkohlenzeit als Zwerge erscheinen. Es handelt sich demnach um ein altes Pflanzengeschlecht, das nach Artenzahl und Größe einst eine bedeutende Rolle gespielt, seinen Höhepunkt aber längst überschritten hat und, doch heute noch die Verwunderung der Menschen erregt, da es weder Blüten noch Früchte treibt und sich trotzdem vermehrt. Die Einzelheiten der Fortpflanzung sollen uns jedoch hier nicht beschäftigen. Das kann in jedem Lehrbuch der Botanik nachgelesen werden. Vielmehr wollen wir unsere sechs heimischen Schachtelalmarten betrachten, wie sie uns auf unseren Ausflügen entgegentreten und uns ihre Probleme stellen.

Der Volksmund nennt die Schachtelhalme allgemein „Zinnkraut“, „Katzenedel“ oder „Katzenschwanz“. Wegen ihres starken Gehalts an Kieselsäure wurden sie früher häufig zum Reinigen von Zinngeschirr benützt. Fast durchweg bevorzugen sie einen feuchten Boden. Der **Ackerschachtelalm** tritt mitunter auch an trockenen Stellen, z. B. auf Bahndämmen, in Massen auf. Hat er sich einmal festgesetzt, so ist er schwer auszurotten, da er mit seinem riesigen Wurzelwerk den Boden durchzieht und durch Ausbildung von Knollen, die mit Nahrung gefüllt sind, unterirdische Vorratslager anlegt. Dadurch ist er zu einem gefürchteten und schwer auszurottenden Unkraut geworden, von dem die Bauern in den feuchten Braunjuratonen

ein Lied singen können. Bezeichnend für ihn ist die Ausbildung der farblosen Frühjahrssprosse und der grünen verzweigten, bis 80 cm hohen unfruchtbaren Sommertriebe. Weiterhin neigt er zur Ausbildung von Sonderformen, die teilweise auch im Sommer fruchtbare Sprosse bilden.

Am Plettenberg und Schafberg

In unseren Wäldern wächst sehr häufig, vor allem an schattigen, feuchten Stellen im Gebiet des Braunen Jura, der **Waldschachtelalm** mit seinen äußerst feinverzweigten Ästen, die meist in einem Bogen herabhängen. Aber nicht diese bekannten Arten sollen uns beschäftigen, sondern einige nicht überall vorkommende Formen.

Am ehesten kann mit den ausgestorbenen vorzeitlichen Formen der schöne **Riesenschachtelalm** (Equisetum maximum) verglichen werden, der besonders an schattigen, nassen Stellen in den rutschgefährdeten, fetten Ornatenton am Fuße der weißen Felsen bei Ratshausen am Plettenberg, am Schafberg usw. mit ihren guten Nahrungsbedingungen eine Höhe von über 1 m erreichen kann. An diesen stark quelligen Orten erscheint er dann in solchen Massen, daß er nahezu alle anderen Pflanzen verdrängt. Der Boden zeigt nur alte abgestorbene Stengelteile des Vorjahres. Die Pflanze strotzt geradezu vor Feuchtigkeit. Nachdem sich im April-Mai die braunen, fruchtbaren Sprossen entwickelt haben, erscheint kurz darauf mit undeutlichen Rippen der elfenbeinweise unfruchtbare Trieb (daher auch der Name „Elfenbeinschachtelalm“), der anfangs einem turmartigen indischen Reliquienschein, einer Pagode, ähnelt. Dann aber beginnt die Verzweigung, die schließlich sehr reichlich werden kann und viel Schatten wirft und die Pflanze charakteristisch wird als Kunder eines Quellhorizonts. Der Stengel wird über 1 cm dick und zeigt im Querschnitt einen sehr weiten Mittelluftgang.

Pflanzliche Baukunst

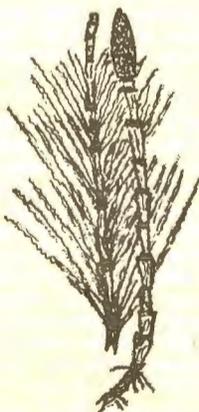
An Größe steht dem Riesenschachtelalm kaum nach der bei Ratshausen und Hausen a. T. am Fuße des Plettenbergs und Schafbergs vorkommende **Schlamm-schachtelalm** (E. limosum), dessen ährentragende Stengel und Laubstengel aber gleichgestaltet und dessen Äste nicht kantig, sondern fast glatt sind, vielfach sogar fehlen.

Im Gegensatz zu diesen saftstrotzenden Arten fühlt sich der seltenere **Winterschachtelalm** mit seinem tiefdunkelgrünen, von zahlreichen Furchen durchzogenen Stengeln zäh, hart und wasserlos an, obwohl auch er nasse Stellen im Gebiet der Lothen oder bei Weilen u. d. R. und Ratshausen bevorzugt. Seinen Namen bekam er, weil er im Herbst nicht abstirbt, sondern auch im Winter grün bleibt.

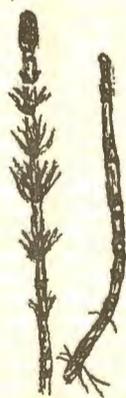
In seiner Gesellschaft trifft man bei Ratshausen öfters den nicht überwinternden und kaum halb so hohen **Sumpfschachtelalm** mit seinen in einem Quirl aufrecht stehenden Ästen. Klein und ärmlich steht er unter den heutigen „Riesen“ der Schachtelhalme.

Wir sehen also, keine der heimischen Arten vermag auch nur annähernd die Größe ihrer Vorfahren zu erreichen, aber eines haben sie noch heute gemeinsam, nämlich, daß sie schachtel- oder schaftartig ausziehbar Stengelglieder besitzen und Prachtwerke pflanzlicher Baukunst darstellen, die unserer Bewunderung wert sind.

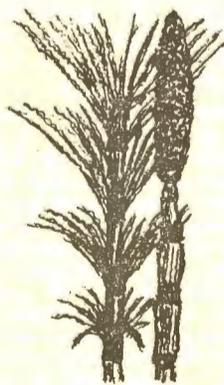
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Acker-Schachtelalm
Equisetum arvense



Schlamm-Schachtelalm
Equisetum limosum



Riesen-Schachtelalm
Equisetum maximum

Der Regierungsbezirk Südwestfalen-Lippe

Eine landeskundliche Skizze von Prof. Dr. K. H. Schröder (Tübingen)

Auf Wunsch der Schriftleitung wird im folgenden ein kurzer geographischer Überblick über den Regierungsbezirk, dem der Kreis Balingen angehört, dargeboten. Bei der Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes können dabei jedoch nur die Grundtatsachen des Landschaftsbildes und die Hauptlinien seiner Entwicklung aufgezeigt werden. Gleichwohl dürfte diese Skizze wenigstens für den, der sich rasch über das Wesen der heimatischen Kulturlandschaft und die Grundzüge ihres Werdens unterrichten will, von einem gewissen Nutzen sein. Für vertiefte Studien werden zwei auch heute noch käufliche Werke empfohlen: R. Gradmann, Südwestfalen, 2 Bde., Darmstadt 1964 (foto-mech. Nachdr.) und Fr. Huttenlocher, Baden-Württemberg, Kleine geographische Landeskunde, 2. Auflage, Karlsruhe 1962.

Als Verwaltungsbezirk hat Südwestfalen-Lippe, wie die meisten politischen Einheiten, vorwiegend künstliche Grenzen. Wer jedoch das geographische Wesen seiner Heimat oder irgend eines anderen Gebiets erforschen und erkennen will, darf vor solchen Linien nicht haltmachen. Für ihn gelten allein Grenzen, die von der Natur gezogen worden sind und die das umschließen, was der große schwäbische Geograph Robert Gradmann eine „Natürliche Landschaft“ genannt hat. Unser Regierungsbezirk ist, wie schon ein flüchtiger Blick auf eine physisch-geographische Karte lehrt, alles andere als eine derartige geographische Einheit. Er besteht vielmehr aus einer Reihe von Gebieten, die als in ziemlich willkürlicher Weise aus süddeutschen Großlandschaften herausgeschnitten erscheinen. Es sind vier Teile dieser Art, die die Grundzüge der Landesnatur bezeichnen, zu unterscheiden:

1. der Anteil am Schwarzwald, nämlich dessen nördliche Ostabdachung,
2. der Anteil am Neckarland, d. h. der Bezirk im Winkel zwischen Schwarzwald und Alb um Rottweil, Horb, Tübingen und Reutlingen,
3. der Anteil an der Schwäbischen Alb (im wesentlichen die Südwestalb und die Mittlere Alb),
4. der Anteil am Alpenvorland, der „Oberschwaben“ oder „Oberland“ genannt wird. Hierzu rechnet man auch ein kleines Stück der Voralpen, die Adelegg.

Mit dieser Aufzählung wird auch die geologische Gliederung des Landes gekennzeichnet, denn die natürlichen Landschaften sind zugleich geologische Einheiten. Im Schwarzwaldanteil tritt ganz vorwiegend der Buntsandstein, in den Tälern stellenweise auch das Grundgebirge zutage, im Neckarland treffen wir den Muschelkalk und den Keuper an, die Alb wird von der Juraformation aufgebaut und Oberschwaben ist weithin vom Gletscherschutt des Eiszeitalters bedeckt. Somit sind in unserem Gebiet gleichsam viele Blätter des

Buchs der Erdgeschichte aufgeschlagen, und das Ergebnis ist eine Vielfalt von Gesteinen, Landschaftsformen und Geländearten auf kleinem Raum.

Ähnliche Variationen zeigen die Höhenverhältnisse, bei denen eine Abstufung zwischen rd. 200 m und weit über 1100 m zu erkennen ist. Diese Spannweite wiederholt sich naturgemäß beim Klima, das in den milden Albvorlandtälern den Weinbau, am Bodensee sogar ganzjährig südliche Gewächse, im Schwarzwaldanteil hingegen gerade noch den Roggenbau zuläßt. Eine überraschende Mannigfaltigkeit ist, wie wir zusammenfassen dürfen, das Kennzeichen der Landesnatur.

Wer das Wirken des Menschen in diesem Raum auch nur in den Grundzügen verständlich machen will, kommt ohne einige Hinweise auf die geschichtliche Entwicklung nicht aus. So sei zur Erklärung der Siedlungen zunächst der Tatsache gedacht, daß der größte Teil Südwestfalen-Lippes, nämlich das Land um den Neckar, die Alb, das nördliche Oberschwaben und das Bodenseeufer, uralter Kulturboden ist; seit der jüngeren Steinzeit, also seit etwa 6000 Jahren, ist der Mensch hier sesshaft. Hier finden wir die Hauptschauplätze der Geschichte, auf denen der Reihe nach die Völkerschaften der frühesten Zeit, die Kelten, die Römer und schließlich vom dritten nachchristlichen Jahrhundert an die Alamannen auftreten. Diese, endgültig die Herren des Landes geblieben, haben die Grundlagen der heutigen Kulturlandschaft geschaffen. Besondere Charaktermerkmale der altalamannischen Siedlungsfläche sind das Haufendorf und die Gewinnflur mit ihrer wie ein Teppichmuster wirkenden Aufteilung des Ackerlandes. Allerdings haben diese ländlichen Siedlungsformen nicht, wie die auf August Meitzens großes Werk (1895) zurückgehende, schier unausrottbare Lehrmeinung behauptet, von vornherein ihre heutigen Grundeigenschaften gezeigt; im besonderen ist es unhaltbar, die Gewinnflur als Ergebnis eines fein ausgeklügelten Verfahrens der Bodenverteilung bei der Landnahme anzusehen. Tatsächlich haben sich beide Formen erst in allmählicher Entwicklung im Laufe der mittelalterlichen Jahrhunderte herausgebildet.

Allerdings muß man wissen, daß ein kleiner Teil des Regierungsbezirks, nämlich der Zipfel nördlich der Linie Weil der Stadt — Calw — Enzklosterle, zum Stammesgebiet der Franken gehört, die um 500 den Norden Westfalens in Besitz genommen haben. In unserem Gebiet wohnen also nicht nur Alamannen, oder, was dasselbe ist, Schwaben, sondern auch Franken, wenn auch diese das Bewußtsein ihrer besonderen Abkunft weithin verloren haben mögen.

Ganz anders verlief nun der Gang der Besiedlung in den übrigen Landschaften, im Schwarzwald, in den Keuperbergländern und im südlichen Oberschwaben. Diese Gebiete blieben noch weitere rund 5000 Jahre von der Kultur gemieden; sie verharrten, wie man sagen kann, im Zustand des Urwalds. Erst im Mittelalter, in der Zeit des 9. und 10. Jahrhunderts, drang der Mensch dort ein. Die Besitzergreifung erfolgte in der Form einer mühsamen Rodung, und hierbei entstanden nun Siedlungsformen, die ganz anders sind als die des älteren Siedlungslandes: Während in diesem die geschlossenen Dörfer unbedingt vorherrschen, findet man dort Einzelhöfe, kleine, locker gebaute Weiler und im Norden des Schwarzwaldes die eigenartige Waldhufensiedlung, eine kettenförmige Aufreihung der Höfe entlang einer Straße bis zu 2 km Länge, wobei der einzelne Bauer seinen gesamten Grundbesitz in Gestalt eines langen und schmalen, handtuchartigen Streifens hinter seinem Hof hat. Mit Recht wird diese Form als Ausdruck einer geplanten und grundherrlich geleiteten Rodung angesehen.

Eine verhältnismäßig späte Erscheinung sind im Landschaftsbild allenthalben die heutigen Städte; sie kommen erst im 12., 13. und 14. Jahrhundert auf und sind damit bis zu 1000 Jahren jünger als die ländlichen Siedlungen. Nach der Erkenntnis der Forschung sind die weitaus meisten Städte künstlich gegründet worden, nicht etwa, wie man meinen möchte, großgewordene Dörfer. Die Gründer waren Könige und hohe Adelsgeschlechter und ihr Ziel war zunächst die Schaffung von Märkten. Aus diesen haben sich dann fast alle 71 Städte des Regierungsbezirks entwickelt, von denen jedoch nur 8 (1964) die Zahl von 20000 bis 70000 Einwohnern und damit den Rang einer Mittelstadt erreicht haben; es sind dies Reutlingen, Tübingen, Friedrichshafen, Schweningen, Ravensburg, Tuttlingen, Biberach und Ebingen.

Die Wirtschaftsstruktur des Regierungsbezirks wird heute vorwiegend vom Produzierenden Gewerbe bestimmt, aus dem 1961 über 57 v. H. der Bevölkerung ihren Unterhalt bezogen, während nur noch reichlich 16 v. H. von der Land- und Forstwirtschaft lebten. Auch innerhalb sämtlicher 17 Landkreise nimmt das Gewerbe, bald mit größerem, bald mit kleinerem Abstand, den ersten Platz vor der Landwirtschaft ein. Am besten hat sich deren Anteil noch im Kreis Münsingen (1961: 34,7 v. H.) sowie in den oberschwäbischen Kreisen Ebingen, Saulgau und Wangen mit jeweils reichlich 31 v. H. behauptet.

Die Landwirtschaft trägt in den einzelnen Landschaften sehr verschiedene Züge. Vor allem gilt dies für die Betriebsgrößen. Während wir in einer Reihe von Schwarzwaldgemeinden, streckenweise auf der Alb und namentlich in Oberschwaben mittlere bis große Betriebe mit 10, 20, 30 und mehr Hektar antreffen, sind im Norden — um den Neckar, im Albvorland und auf der Münsinger Alb — kleinbäuerliche Verhältnisse die Regel; hier kommen auf

einen Hof selten mehr als 6 bis 7 Hektar und viele tausend Betriebe umfassen weniger als 4 Hektar, so daß deren Inhaber noch zusätzlichen Verdienst im Gewerbe suchen müssen.

Die Gründe dieses Gegensatzes zwischen Nordteil und Südteil sind wiederum historischer Art. Sie beruhen auf der Tatsache, daß die Bauern im altwürttembergischen Gebiet seit spätestens dem Beginn der Neuzeit die Gepflogenheit haben, ihren Besitz unter sämtliche Kinder gleichmäßig aufzuteilen, während in den Gebieten, die erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts zu Württemberg gehören, durchweg der Hof ungeteilt auf einen Erben übergeht; es herrscht hier also, wie man sagen kann, von jeher eine Art ungeschriebenes Erbhofgesetz, das die Betriebe groß und stattdoch erhalten hat.

Auch in der landwirtschaftlichen Produktion zeigen sich große räumliche Unterschiede, die allerdings vorwiegend klimatisch bedingt sind. In den Schwarzwaldgemeinden und im südlichen Oberland, wo die höchsten Regenmengen fallen, herrschen Grünland und Viehwirtschaft unbedingt vor; alle übrigen Bezirke sind hauptsächlich Reviere des Ackerbaues, wenn auch dort das Grünland in den letzten Jahrzehnten erheblich zugenommen hat. Der Anbau der Feldfrüchte zeigt ebenfalls eine klimatisch bedingte Differenzierung: Im Schwarzwald baut man besonders Roggen, Hafer und Kartoffeln an, im Neckarlandanteil Weizen und Gerste, auf der Alb Hafer, Futtergewächse und noch etwas Dinkel und im nördlichen Oberschwaben Weizen, Gerste und Roggen.

Von den Spezialkulturen ist zunächst der Obstbau zu nennen, der im ganzen Gebiet außer auf der Alb in hoher Blüte steht, jedoch nirgends so stark ist wie im Kreis Tettang, wo im Durchschnitt auf jeden Einwohner mehr als 10 Bäume kommen. Weiterhin ist der Hopfenbau anzuführen, der 1946 389 Hektar einnahm, seine Anbaufläche inzwischen jedoch auf 776 Hektar (1960) vergrößert hat, von denen über 70 v. H. allein auf den Kreis Tettang entfallen. Weniger günstig ist die Bilanz des Weinbaues, der einst für viele Gemeinden im mittleren Albvorland und am Bodensee der Haupterwerbszweig gewesen ist, heute aber nur noch mit zus. 134 Hektar (1960) an wenigen Stellen eine bescheidene Position behauptet. Nennenswert ist er allein noch im mittleren Albvorland.

Auf dem Reichstag zu Worms sprach Graf Eberhard im Bart 1495 die berühmte gewordenen Worte: „Ich habe ein geringes Land als Euer Liebden alle“. Mit diesem Satz meinte der Landesherr vor allem den Mangel an Bodenschätzen. Dieser Mangel besteht auch heute noch, denn an wichtigen Vorkommen können wir nur die Kochsalzlager bei Sulz, die Heil- und Mineralquellen namentlich des Schwarzwaldes und den Torfreichtum Oberschwabens anführen; eine sinnvolle wirtschaftliche Nutzung der seit 1951 vieldiskutierten Uranvorkommen im Schwarzwald, die sich zu einem Teil auch auf den südwürttembergischen Gebirgsanteil erstrecken, ist bei ihrer Armut und Kleinheit nicht denkbar.

Indessen hat sich trotz des Fehlens von Bodenschätzen eine bedeutende Industrie entwickelt, insbesondere auf den Gebieten der Textil- und der feinmechanischen Industrie, von denen manche Werke Weltruf erlangt haben. Das Gesicht der Industrielandschaft ist hier ganz anders als an Rhein und Ruhr oder im südlichen Ostdeutschland, wo sich die Menschen zu Millionen auf kleinen Räumen zusammen-drängen, wo in wenigen Jahrzehnten Groß-

städte aus dem Boden wuchsen und wo die graue Masse der Fabriken und Wohnbauten das Bild beherrscht. Hierzulande hingegen verteilt sich die Industrie weithin auf die kleinen und mittleren Städte und auf die Dörfer, und der Arbeiter wohnt nicht in Mietskasernen, sondern in einem kleinen und oft eigenem Haus und häufig bewirtschaftet er nebenher auch noch einige Äcker oder doch einen ansehnlichen Garten.

Der Ursprung dieser Verhältnisse, um die Württemberg oft beneidet worden ist, liegt in einem schon genannten Umstand: in der jahrhundertalten Sitte der Erbteilung, wie sie in den altwürttembergischen Gebieten üblich war. Die zwangsläufige Folge der ständigen Teilungen war eine Bevölkerungsvermehrung, alsbald aber auch ein Mißverhältnis zwischen Nährfläche und Menschenzahl und schließlich Armut und Not. In dieser Lage bedeutete es für die Realteilungsgebiete geradezu eine Erlösung, als von der Mitte des 19. Jahrhunderts an die Industrie aufkam und den überschüssigen Arbeitskräften ein neues und weites Feld bot. Entscheidend für die Entwicklung der wirtschaftlichen Struktur war es dabei, daß die sich der Industrie zuwendenden Klein- und Zwergebauern an der Bewirtschaftung ihrer ererbten Äcker festhielten und zu diesem Zweck auch in ihren Dörfern ansässig blieben. So entstand in Württemberg die vielgerühmte „Verbindung von Landwirtschaft und Gewerbe“ mit dem sozialen Mischtyp des Arbeiter-Bauern, der seine Schollenverbundenheit bewahrt hat, und der vor allem krisenfest ist, weil er in Zeiten vermindelter industrieller Beschäftigung im-

mer noch seinen Rückhalt am Grundbesitz hat; ihm kann es niemals ganz schlecht gehen. Auch in der gegenwärtigen Phase des industriellen Aufschwungs wird auf diese Rückversicherung nur ungern verzichtet.

Mannigfaltig wie die Werke der Natur sind in diesem Lande somit auch die Werke des Menschen: die Siedlungen, die geradezu eine Musterkollektion fast aller in Westdeutschland vorkommenden Formen darstellen, die Wirtschaft mit ihrer Spannweite von der Weidenutzung bis zur hochentwickelten Industrie und endlich auch, was hier nur angedeutet werden kann, das kulturelle Leben mit einer Fülle eigenständiger Zentren und Tendenzen; hierzu hat, außer der politischen Aufspaltung in der fernerer Vergangenheit, in erheblichem Maße auch das Nebeneinander der beiden großen Konfessionen beigetragen.

Letztlich als Folge der natürlichen Kammerung des Landes ist es anzusehen, daß auch die Wesensart der Menschen von Landschaft zu Landschaft etwas anders ist, daß uns jeweils verschiedene Typen entgegenreten: so, um nur einige zu nennen, der zähe, harte und grüblerische Schwarzwälder, der lebhaft, erfinderische Neckarländer, der versonnene, verschwiegene und genügsame Äbler, der fortschrittliche, rationalistische Oberländer und der stolze und selbstbewußte Reichsstädter. In dieser Vielfalt will es scheinen, als ob es nur eines gäbe, was allen Menschen dieses Raumes gemeinsam ist: die Liebe zur Heimat, die ihnen, wie August Lämmle sagt, Mutter und Kind und Braut zugleich ist.

Tiroler Freiheitskämpfe

Das Schicksal Tirols im 19. und 20. Jahrhundert / Von Kurt Wedler

Nach dem dritten Koalitionskrieg im Jahr 1805 kam im Preßburger Frieden Tirol an Bayern. Obwohl die Tiroler mit den Bayern stammesverwandt sind, wurden sie als Eindringlinge angesehen. Durch ihre fast 450jährige Verbindung mit Österreich waren die Tiroler mit diesem Land und seinem Volk verwachsen. Sie mußten nun viel höhere Steuern bezahlen, ihr Geld wurde entwertet und eine neue Gerichtsordnung eingeführt. Die Industrie litt schwer. Der Transithandel, der vor allem Bozen reich gemacht hatte, erhielt durch die Kontinentalsperre einen tödlichen Schlag. Durch die neue bayrische Verwaltung wurde der alte Landesname ausgetilgt, Südbayern war die neue Bezeichnung. Auch gegen kirchliche Bräuche und gegen die Klöster richteten sich die Anordnungen, die vom aufklärerischen Geist und der Säkularisation gestützt waren. Den größten Widerstand verursachte die Anordnung der Militärdienstleistung, die entgegen der alten tirolischen Verfassung, die Soldaten auch außerhalb des Landes zum Dienst verpflichtete. Es kam teilweise zu offenem Widerstand und vielfach zur Flucht in die Berge. Manche Männer dienten im österreichischen Heer.

Vor allem die Wirte, die durch ihren Handel die Möglichkeit hatten, mit den Österreichern in Verbindung zu bleiben, darunter vor allem der Sandwirt im Passeiertal, Andreas Hofer (1767-1810), übernahmen die Werbearbeit für einen Aufstand gegen die Bayern. Sie organisierten Waffen und Schießpulvervorräte und legten Lebensmittelmagazine an.

Die erste Befreiung Tirols

Am 9. April 1809 marschierten die Österreicher von Kärnten aus ins Pustertal ein. Zugleich aber erhoben sich überall die Tiroler Bauern und bedrängten und vertreiben die bayerischen Truppen. Auch die französische Besatzung von Brixen mußte

weichen. Hofers Landstürmer verübten am 10. April einen Handstreich auf Sterzing, und vom 11. bis 13. April wurde Innsbruck genommen. 7600 Gefangene fielen in die Hände der Tiroler. Die Franzosen versuchten von Bozen aus nach Norden zu marschieren, wurden aber an der Bozener Klause zurückgetrieben, und die Österreicher marschierten kampflos in Bozen ein. Bei ihrem Sieg bei Sacile hatte der Feind in wenigen Tagen ganz Südtirol geräumt. Andreas Hofer wurde als der bedeutendste Bauernführer gefeiert.

Die zweite Befreiung Tirols

Nach einer kurzen Pause der Freude über die gelungene Befreiung, rückten aber schon Anfang Mai 1809 von allen Seiten die Feinde, Bayern und Franzosen, an. Am Strubpaß kam es am 11. Mai zu einem mörderischen Kampf, der dem Paß den Namen „Tirolische Thermopylen“ eintrug. Am 13. Mai wurde die Schlacht bei Wörgl verloren. Am 19. Mai zog der Feind in Innsbruck ein.

Am 23. Mai übernahm Andreas Hofer auf Verlangen von Abgeordneten aus allen Tälern das Oberkommando über alle Aufgebote. Und am 25. und 29. Mai kam es zu den bekannten und siegreichen Kämpfen am Berg Isel und rings um Innsbruck, die am 30. Mai den Abzug der Bayern zur Folge hatten. Am 2. Juni hielt Andreas Hofer seinen feierlichen Einzug in Innsbruck.

Die dritte Befreiung Tirols

Inzwischen hatte am 21. und 22. Mai Erzherzog Karl den Korsen bei Aspern geschlagen. Aber am 6. Juli erfolgte die grausame Niederlage bei Wagram, die die Österreicher auch zwang ihre Truppen aus Tirol und Vorarlberg abzuziehen. 50 000 Franzosen wurden nach Tirol in Marsch gesetzt,

und am 30. Juli zog Marschall Lefebvre in Innsbruck ein.

Aber die alten Bauernführer Speckbacher, Peter Mayr, Haspinger, Peter Kemenater, und an ihrer Spitze Andreas Hofer, ließen sich nicht einschüchtern. Am 4. August kam es zum ersten Kampf in der „Sachsenklemme“ zwischen Mauls und Franzensfeste. Ein sächsisches Regiment der Franzosen, das an der Spitze von Sterzing aus nach Süden marschierte, wurde mit Steinlawinen bombardiert. Dabei gerieten 1000 Mann in Gefangenschaft. Die Franzosen kamen nicht vorwärts. Auch im Osten kamen sie nicht weiter. Dort kämpften an der Lienzer Klause österreichische Soldaten mit freiwilligen Studenten aus Freiburg im Breisgau erfolgreich gegen eine starke Übermacht. Zur selben Zeit, am 8. und 9. August, siegten die Bauern an der Pontlatzer Brücke.

Den glänzendsten Erfolg erreichten die Tiroler in einer beispiellosen Leistung gegen eine große Übermacht in ihrer dritten Schlacht am Berg Isel am 13. August. Marschall Lefebvre verlor bei seinem ganzen Unternehmen 13 000 Mann. Er verließ am 18. August den heißen Boden Tirols. — Andreas Hofer wurde Stadthalter im Land mit dem Sitz in der Hofburg in Innsbruck.

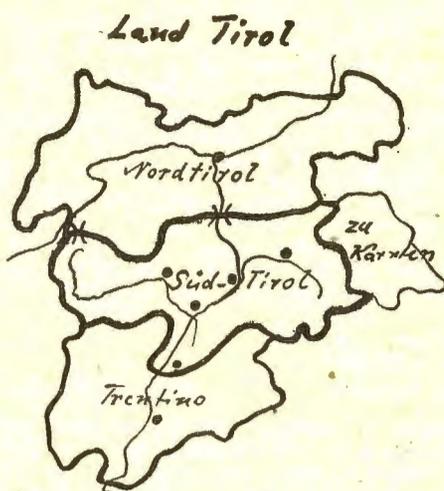
Tirol unterliegt

Nach dem Frieden von Schönbrunn am 14. Oktober war Österreich machtlos, und Napoleons Stiefsohn und Vizekönig von Italien Eugen Beauharnais erhielt den Auftrag mit 60 000 Mann die Tiroler zu unterwerfen. Die Bayern rückten mit drei Divisionen vom Salzburgischen aus ins Land. Andreas Hofer wollte auf das Friedensangebot des Vizekönigs eingehen, aber er wurde von Haspinger zum Nachteil der Tiroler umgestimmt. Am 1. November verloren sie die vierte Schlacht am Berg Isel. Nach einem erneuten Friedensangebot wurde der Sandwirt von Peter Mayr zu weiteren Kämpfen angestachelt. Am 16. November kam es zu schweren Kämpfen bei Meran und St. Leonhard und später bei Brixen, aber am 9. Dezember war der Aufstand völlig zusammengebrochen.

Andreas Hofer wurde durch Verrat in der Brantacher Alm aufgespürt. 600 Mann rückten am 28. Januar 1810 dort an und brachten ihn nach Bozen und schließlich nach Mantua, wo er vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt wurde. Am 20. Februar um 11. Uhr trat er seinen letzten Gang an, nachdem er noch kurz vorher den Satz niederschrieb: „Ade meine schöne Welt, so leicht kommt mich das Sterben an, daß mir nicht einmal die Augen naß werden.“ Seine Gebeine wurden 1823 in die Hofkirche nach Innsbruck gebracht. Die Gedächtniskapelle beim Sandhof erinnert an seine Heldentaten.

Ein ähnliches Schicksal ereilte den Wirt vom Kalten Keller bei Klausen, Peter Mayr und den Tharerwirt Peter Sigmaier von Olang. Speckbacher, der „Feuerteufel“ konnte sich nach monatelanger Verfolgung nach Österreich retten.

Am 28. Februar 1810 wurde das Land geteilt. Der nördliche Teil kam an Bayern, der südliche an Italien. Die Grenze verlief, nicht wie heute an der Wasserscheide, sondern mitten durch das Sarn- und Eissacktal, nördlich von Fassa, Buchenstein und Ampezzo. Doch dauerte diese Zerreißen des Landes nur vier Jahre. Nach der Niederwerfung des Korsen wurde Tirol im Juni 1814 wieder mit Österreich vereinigt. Die Tiroler stützten sich in ihren Freiheitskämpfen auf den „Großen Freiheitsbrief“, den Markgraf Ludwig, der zweite Gemahl der Gräfin Margarete Maultasch im Jahr 1342 ausstellte. Er enthielt die Selbstbestimmung und die Mitbestimmung in der Regierung des Landes. Kaiser Maximilian I. ergänzte im Jahre 1511 im sog. „Landlibell“ die demokratischen Tiroler Freiheitsrechte



durch die Pflicht des Volkes, sein Land und seine Freiheit gegen alle Feinde und wider jegliche Bedrohung selbst zu schützen und zu verteidigen.

Nach dem ersten Weltkrieg

Auch heute stützen sich die Südtiroler auf diese verbrieften Rechte. Obwohl Wilson, L. George und die französische Regierung in den Friedensverhandlungen nach dem ersten Weltkrieg immer wieder das „Recht der Selbstbestimmung“ und die „Zustimmung“ der Regierten betonten, und die Südtiroler ganz klar den Verbleib bei Österreich forderten, wurde im Friedensvertrag von St. Germain 1919 Südtirol von Österreich, zu dem es mit kurzen Unterbrechungen über 550 Jahre gehörte, abgetrennt.

Im Jahr 1910 umfaßte Deutsch-Südtirol vom Brenner bis Salurn 9 900 qkm und zählte 223 000 Deutsche, 15 000 Ladinern, 8000 Italiener. Italienisch Tirol (Trentino) 6400 qkm und 367 000 Italiener, 10 000 Deutsche, 4000 Ladinern.

Die Sprachgrenze lief in der Geschichte Tirols niemals über den Brenner. Sie verlief seit dem 6. bis 8. Jahrhundert über den Ortlerkamm zur Mendel, weit nach Süden zur Salurner Klause und dann über den Dolomitenkamm.

Obwohl viele europäische und sogar italienische Politiker gegen die Zerreißen Tirols waren und ihnen von den Alliierten und den Italienern die Autonomie zugesagt worden war, wurden Einsichten und Zusicherungen in den Wind geschlagen. Schon 1921 begannen die Italienisierungsmaßnahmen: die Wehrpflicht in der italienischen Wehrmacht wurde eingeführt, 49 deutsche Schulen wurden geschlossen und das italienische Gerichtswesen auf Südtirol übertragen.

Zur Zeit des Faschismus

Als Mussolini im Lande herrschte gingen die Italiener zu Gewaltmaßnahmen über. Südtirol wurde mit dem Trentino vereinigt. Der Name lautete nun Alto Adige — Hochetsch. Die deutschen Kindergärten wurden geschlossen, das Italienische wurde Unterrichtssprache in allen Volksschulen und Amtssprache in allen Ämtern. Schließlich wurde auch der Religionsunterricht italienisiert, der Privatunterricht verboten und alle deutschen Vereinigungen und die politischen Parteien aufgelöst. Bis in die private Sphäre, z. B. in die Namengebung gingen diese Maßnahmen. Durch die Aufhebung des Tiroler Höferechtes im Jahr 1929 ging man an die Zerschlagung des bäuerlichen Besitzes.

Die Schaffung der eigenen Provinz Bozen am 6. Dezember 1926 geschah nach Mussolinis Worten, „um hier raschestens zu italienisieren“. Bozen selbst nahm vom

Jahr 1921 mit 25 000 Einwohnern und 6000 Italienern auf 92 000 Einwohner mit 70 000 Italienern im Jahr 1962 zu. Die einschneidendste Aktion war aber die, die zwischen Mussolini und Hitler am 23. Juni 1939 vereinbart wurde. Es war die Umsiedlung der Südtiroler, die nur durch den Sturz des Faschismus und die Besetzung Südtirols abgestoppt wurde.

Nach dem zweiten Weltkrieg

Auch das demokratische Italien setzte die Italienisierungspolitik fort, und der Wunsch der Südtiroler, wieder mit Nordtirol und Österreich vereinigt zu werden, wurde nicht erfüllt. Die Alliierten entschieden am 30. April 1946: „Die Forderung Österreichs auf Volksabstimmung in Südtirol wird abgelehnt.“ Obwohl sich bedeutende Staatsmänner wie z. B. Churchill, aber auch italienische Politiker gegen diese Entscheidung aussprachen, wurde sie nicht revidiert. Aber im Pariser Vertrag vom 5. September 1946 ist dann Südtirol die Autonomie im italienischen Staat zugesichert worden.

Nun waren aber wieder Kräfte am Werk, die durch den Taschenspielertrick der Schaffung der Region „Trentino — Tiroler Etschland“ die allein Südtirol zugesagte Autonomie verschwinden ließen. Durch die Unterwanderung, die von den Südtirolern als „Todesmarsch“ bezeichnet wird, hat der Anteil der Italiener von ursprünglich 3 Prozent im Jahr 1910 auf 34 Prozent im Jahr 1951 zugenommen und hat sich bis heute noch mehr verstärkt.

Der Streit um die Rechte der Autonomie Südtirols kam bis vor die UNO, aber Italien sagte „nein“ zu einer Sonderautonomie. Nun begannen die ersten Gewaltakte, die aber alle maßgeblichen Politiker Südtirols ablehnten. Als die zweiten Verhandlungen wieder scheiterten, erfolgten weitere Sprengstoffattentate und darauf Verhaftungen, Folterungen, Hausdurchsuchungen usw. Auch eine dritte (1961) und vierte (1962) Südtirolverhandlung und die Tätigkeit einer „19er Kommission“ aus elf Italienern, sieben Südtirolern und einem Ladinern (also nicht paritätisch) brachten nicht die erhoffte Lösung, sondern nur eine Besserung des Verhandlungsklimas, von dem man aber im Lande nichts verspürte.

Gegen die Folterung von Häftlingen durch Carabinieri wurde ein Prozeß angestrengt, der aber trotz stark belastenden Beweismaterials zu Freispruch und Amnestie führte. Die Attentatswelle flammte neu auf, obwohl alle Gewalttaten auch von der Südtiroler Volkspartei scharf verurteilt wurden.

Die fünfte Südtirolverhandlung am 23. Oktober 1963 brachte wiederum nicht die Sicherung der Lebensrechte der Südtiroler wie sie, nach Ablehnung der Selbstbestimmung durch die Alliierten wenigstens der Pariser Vertrag vom Jahr 1946 mit der „Autonomie für Südtirol“ garantierte. — Nachdem nun aber das Land fast 50 Jahre unter fremder Herrschaft steht, sollte dieses heiße Eisen nicht durch unüberlegte Gewaltakte, die nur weiteren Terror verursachen, gelöst werden, sondern nur durch zähe und bestimmte Verhandlungen. Kanonikus Michael Gamper, ein einsichtiger, weitschauender Kämpfer in der Südtirolfrage sagte: „... Wir alle, und zwar nicht nur die Völker als Ganzes, sondern auch die kleinen Volksgruppen, befinden uns auf ein und demselben Schiffe, das Europa heißt. Mit diesem werden wir gerettet oder gehen zugrunde. — ... Alles, was in dem Raum zwischen dem Kamm und dem Südsaum der Alpen an Fortschritten in der Überwindung des Nationalismus erzielt wird, belebt die Hoffnung auf eine friedliche nationale Flurbereinigung in dem gesamten europäischen Raum.“

Daten über Südtirol

Die Region Trentino — Tiroler Etschland setzt sich zusammen aus der

Provinz Trient mit 6201 qkm und 414819 Einwohnern (1962)

Provinz Bozen mit 7597 qkm und 379389 Einwohnern (1962), davon zirka 64 Prozent Südtiroler (Deutsch und Ladiner) und zirka 36 Prozent Italiener.

In der **öffentlichen Verwaltung** sind aber in der Provinz Bozen bei der Staatsbahn 6,5 Proz. Südtiroler, 93,5 Proz. Italiener; Post 21,1 Proz. Südtiroler, 78,9 Proz. Italiener; Arbeitsamt und Sozialversicherung 2,3 Proz. Südtiroler, 97,7 Proz. Italiener.

In der **Regionalverwaltung** sitzen 102 Südtiroler und 620 Italiener in der **Provinzialverwaltung** 106 Südtiroler und 174 Italiener

Im **Regionalrat** (Landtag der Region Trentino — Tiroler Etschland) sitzen 48 Abgeordnete, davon 26 der Provinz Trient 22 der Provinz Bozen, darunter wieder 15 Südtiroler.

Im **Regionalausschuß** (Regierung der Region) ist die Südtiroler Volkspartei aus Protest seit 1959 nicht mehr vertreten.

Bernhard Hauff

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

(Schluß)

Der Nachdruck liegt hier auf „brauchbar“, weil jeder Petrefaktsammler weiß, daß die wirklich gut erhaltenen, bis 18 m langen Stücke sehr selten sind. Saurierwirbel und Rippensegmente, wie man sie etwa in Weilstetten findet, bedeuten eben noch keine herrlichen Museumsstücke, wie sie aus den Werkstätten Hauff nach mühsamer Präparation hervorgingen.

Heute unter staatlicher Obhut

Man darf sich das Auffinden, Bergen, Bestimmen und Präparieren von Versteinerungen nicht als eine leichte Arbeit vorstellen. Bernhard Hauff hatte wohl das Glück, in Holzmaden zahlreiches gut erhaltenes Material zu finden, aber ohne Sachkenntnis, ohne geschultes, auch durch Finderlohn gerecht entlohntes Personal, ohne zweckmäßige Abbautechnik in den Schieferbrüchen, ohne sinnvolle Unterteilung der vielleicht durch Härtung gesicherten Versteinerungen und sorgfältige Präparation der dann zum ganzen Fossil wieder zusammengesetzten Handstücke wäre er weder zu vorzüglichen Verkaufsobjekten noch zu besonderen wissenschaftlichen Ergebnissen gekommen. Mit Grabstichel, Meißel, Messer, mit Lupe und Binokularmikroskop wurde in behutsamer Schab- und Schneidarbeit den Einzelheiten nachgegangen, um mit einwandfreien Beleg-

stücken der paläontologischen Wissenschaft zu dienen. Denn die Eigenart vorweltlichen Lebens kann man nicht durch phantastische Spekulationen, sondern nur durch sorgfältige Auswertung der erhaltenen Reste erschließen. Dabei handelte es sich, wie das „Holzmadenbuch“ ausweist, nicht nur um Saurier, sondern auch um Fische, auf gatisiertem Treibholz aufsitzende Seelilien und Muscheln, um Tintenfische, Mollusken mannigfacher Art, Mikrofossilien und pflanzliche Reste aus den Schieferbrüchen.

Es sind heute in der Gegend etwa zwei Dutzend Gruben in der Art des wandern-

den Steinbruchs im Betrieb, wobei jeweils der letzte Abraum wieder die neu ausgehobene Grube füllt und so landwirtschaftlich nicht zuviel Nutzfläche verloren geht. Als „Versteinerungsschutzgebiet Holzmaden“ stehen heute die berühmten Fossilfundstätten unter staatlicher Obhut.

Bernhard Hauff, der 1896 einen eigenen Hausstand gründete, hat bis zu seinem Tode am 10. Juli 1950 sich unablässig bemüht, die geologischen Verhältnisse seiner Heimat und damit insbesondere seine Funde im Posidonienschiefer zu klären. Er stellte auf Anregung von Tübinger Professoren seine wissenschaftlichen Ergebnisse in einer bedeutsamen Arbeit zusammen, auf Grund derer die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät der Universität Tübingen ihn 1921 zum Ehrendoktor der Naturwissenschaften ernannte. Es hieß dabei in der Verleihungsurkunde: „Dem Sammler und Präparator von Weltruf, der das Leben der Vorzeit in einzigartiger Weise wiedererweckt, die Aufmerksamkeit der Welt erneut auf die im Schoße unseres heimatlichen Bodens ruhenden Zeugen ferner Vergangenheit gelenkt und zur verfeinerten Gliederung des Schwäbischen Jura einen ersten bedeutsamen Schritt getan hat, in Anerkennung vielseitiger Anregung und selbständiger Förderung der paläontologischen Wissenschaft“.

4000 Jahre alte Wetterregeln stimmen jetzt noch

Meteorologie, die älteste aller Wissenschaften

Die Wetterkunde ist nicht nur eine außerordentlich lebensnahe, sondern auch die älteste aller Wissenschaften, älter jedenfalls als jede Verwaltungskunst oder Rechtsgelehrtheit. Schon vor 4000 Jahren gab es beamtete Meteorologen — das waren jene alten Sterndeuter, die in Chaldäa und in Ägypten auf Grund ihrer astronomischen und meteorologischen Beobachtungen und Vorhersagen die künstliche Bewässerung im Zweistromland bzw. in dem Land am Nil steuerten. Sie hatten auch schon einige Wettervorhersageeregeln formiert, denen wir noch heute zustimmen können. Sehr viel wissenschaftlicher haben sich dann die alten

Griechen mit der Wetterkunde befaßt: Aristoteles war es ja auch, der dieser Wissenschaft den Namen Meteorologie gab.

Zur Wettervorhersagekunst haben die Griechen die phänologischen Wetterregeln beige-steuert; aus Beobachtungen im Tier- und Pflanzenreich wurde auf das künftige Wetter geschlossen. Über Aristoteles ist man dann aber in den beiden folgenden Jahrtausenden nicht mehr recht hinausgekommen, insbesondere konnte die Wettervorhersagekunst nicht weiter entwickelt werden. Die alten babylonischen Wetterweisheiten und die Wetterregeln der Griechen erwiesen sich doch zu oft als unbrauchbar, und so kam der alte amtliche Wettervorhersagedienst, der noch bei den Römern u. a. Aufgabe des Obersten Priesters war, allmählich in Verruf und wurde eingestellt. Sicher hat der Kirchenvater Augustinus, der im 4. Jahrhundert n. Chr. lebte, auch die Meteorologen gemeint, als er sagte: „Der gute Christ hüte sich vor den Mathematikern und all denen, die Vorhersagen machen, besonders, wenn sie zutreffen. Denn es besteht die Gefahr, daß die Mathematiker mit dem Teufel im Bunde den Geist trüben und den Menschen in die Bande der Hölle verstricken.“

Sehr viel länger hat sich übrigens ein solcher amtlicher Dienst in China gehalten. Dort war es die Aufgabe des Kaisers als Sohn des Himmels seinem Volk die himmlische Ordnung in einem Jahreskalender voraus bekanntzugeben. Dazu gehörten neben den astronomischen Ereignissen, wie Sonnen- und Mondfinsternisse, auch meteorologische Vorhersagen. Die chinesischen Hofastrologen waren deshalb an jedem Fortschritt in der Astronomie und der Meteorologie sehr interessiert und haben es sicher begeistert und erwartungsvoll begrüßt, als sie von einem Jesuitenpater mit dem Hundertjährigen Kalender bekanntgemacht wurden, der zuerst 1700 in Erfurt herausgekommen war. Sie werden nicht viel Freude daran gehabt haben, aber zunächst war ihre Begeisterung sicher sehr echt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Der Traubensteinbrech

Saxifraga aizoon



Im Frühsommer leuchtet auf den sonnendurchglühten Felsen unserer Berge eine bezaubernde Blütenfülle. Ein Aufzählen des einzelnen würde ermüden. Nur an den reichblühenden Mauerpfaffen, den in prächtigem Blau prangenden Felsenlattich und an die im Winde schwankenden weißen Blütentrauben des Steinbrechs sei erinnert.

Mit großer Regelmäßigkeit besiedelt der Traubensteinbrech (Saxifraga aizoon; Saxifraga nach Plinius „qui sax frangit“ = weil sie die Felsen bricht) in ganzen Teppichen die Oberfläche der Felsen. Häufig überschreiten die Teppiche die Kanten der Felsköpfe und hängen in langen Strähnen oder in einem 10- bis 40-cm-Saum über die Kanten herab. In diesem Saum ist der Traubensteinbrech in unserem Gebiet ohne Konkurrenten und er tritt hier in Reinbeständen auf, während er sich auf den hori-

zontalen Flächen mit den andern Gesellschaftern den Platz teilen muß.

Von seinem ursprünglichen Wurzelort sendet er zahlreiche Ausläufer aus, die jede Spur von Wurzelerde aufzusuchen vermögen und so dichte Polster von Rosetten bilden. Diese dichte Packung der Blätter schützt gegen Vertrocknung bei knapper werdender Wasserversorgung. Das während des Regens zur Verfügung stehende Wasser kann die Pflanze durch Ventileinrichtungen der dicklichen Blätter aufnehmen. Der Traubensteinbrech hat keine Hauptwurzel, zeigt aber trotz des trockenen Standortes einen üppigen Wuchs. Er kann bis zu 30 cm hoch werden. Die dem Boden angedrückten Blattrosetten entziehen die Pflanze auch soweit wie möglich der Windwirkung. Auf den windoffenen, im Winter meist schneefreien Felsköpfen sind die überwinterten Blätter selbst großer Frosthärte gewachsen.

Der Traubensteinbrech vermag die schwierigsten Lebenslagen zu meistern, denn er ist ein Pflanzenkind des Hochgebirges. In den Alpen finden wir ihn weit oberhalb von 2000 Metern, selten steigt er dort unter 1300 m herab. Er ist in der Eiszeit von Süden her über den Jura zu uns eingewandert. Als Relikt der Eiszeit bildet er heute bei uns unmittelbar über dem Absturz der Felsvorsprünge mit seinen weiß leuchtenden Blüten, häufig mit roten oder gelblichen Punkten, einen Hauptschmuck, den wir als Naturdenkmal schützen und damit erhalten wollen. Fritz Scheerer

Ausländer oder Spätheimkehrer

von Günther Scheel, Tailfingen

Die Wälder unserer engeren und weiteren Heimat bestanden bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts vor dem Einsetzen der neueren und zugleich intensiveren Forstwirtschaft aus relativ wenigen Holzarten. Auf der Alb z. B. waren es die Laubwälder mit Buche als der wichtigsten, sowie Eschen, Ahorn, Linde, Ulme, neben einigen anderen wie Kirsche, Mehlbeere, Wildobst. In den wärmeren Gebieten des Weinbaues, aber auch bereits unterhalb des Albtraufes kam eine Region mit zahlreichen Eichen und Kiefern. An klimatisch rauheren Orten, wie dem Schwarzwald, waren es Fichten- und Tannenwälder. Die Ursache dieser verhältnismäßig bescheidenen Pflanzenarten gegenüber den Wäldern anderer Kontinente ist in den geologischen Epochen unseres Erdteiles zu finden.

Als vor etwa 11000 Jahren die letzte Haupteiszeit abgeklungen war, blieb in Europa eine baumlose Steppe zurück. Der in früheren geologischen Perioden und noch in den wärmeren Zwischeneiszeiten vorhandene üppige und artenreiche Baumwuchs war durch Kälte und Schnee zurückgedrängt und fast ganz vernichtet. Die Art der voreiszeitlichen Waldzusammensetzung konnte durch Analysierung aus den Braunkohle- und Steinkohlelagern sowie anderer Bodenschichten ermittelt werden. Die Vielzahl aller möglichen Holzarten, wie sie heute noch in Amerika und Asien anzutreffen sind, hatte es danach vor der Vergletscherung der nördlichen Halbkugel in Europa ebenfalls gegeben. Die Hauptursache der heutigen Pflanzenarmut ist jedoch in den die Nordsüdrichtung abriegelnden Gebirgen von den Pyrenäen, über die Alpen bis zu den Karpaten zu suchen. Hindernisse, die die Pflanzen bei ihrer Rückwanderung aus wärmeren Gebieten nicht so leicht, oder nur auf Umwegen, überwinden konnten. Leichter für die Wiedereroberung früherer Wachstumsgebiete waren im Gegensatz zu den europäischen Verhältnissen die nordsüdlich verlaufenden Gebirgszüge Amerikas, was den wesentlich größeren Artenreichtum dort erklärt. Allein in den USA sind mehr als 800 Holzarten vorhanden, von denen etwa 180 wirtschaftliche Bedeutung haben. Ähnliches gilt für den noch größeren Pflanzenreichtum Asiens.

Einen Einblick in den Verlauf der Rückwanderung erhielten die Botaniker bei ihren pflanzensoziologischen Forschungen durch sogenannte Pollenanalysen. Das sind mikroskopische Untersuchungen der verschiedenen Wuchsschichten, in denen die charakteristischen Pollenreste der einzelnen Holzarten festgestellt wurden. Zu den bekanntesten Fundorten gehören die ehemaligen Hochmoore. Die hier eingelagerten Pollenrelikte ergeben ein genaues Bild der damals vorhanden gewesenen Bäume. Nach einer Faustregel entspricht ein Meter Torf der Moore einem Zeitraum von rund 1000 Jahren. Die Untersuchungen in den Mooren Oberschwabens, Norddeutschlands und Skandinaviens mit bis zu 15 m starken Torflagern lassen so ein ziemlich genaues

Bild der Wiederbestockung Europas erkennen, die von der baumlosen Steppe nach der Eiszeit über Birkenwald, die Kiefer-Birkenwaldzeit, die Kiefernhaselzeit, den Eichenmischwald vor rund 5500 Jahren zum Eichen-Buchenwald und den gegenwärtigen Forsten verlief. So ist die verhältnismäßig geringe Zahl an Baumarten in der gemäßigten Zone Europas zu erklären, die ohne menschliches Zutun in der Hauptsache aus Laubhölzern bestehen würden, in die erst in den letzten Jahrhunderten die bis dahin ebenso fremden Nadelhölzern, wie Kiefer, Fichte und Tanne aus ihren natürlichen Verbreitungsgebieten eingewandert sind.

Wenn heute versucht wird, den Wald durch Einbringung anderer Holzarten aufzubessern, es seien hier nur einige wenige erwähnt, wie Roteiche bei den Laubhölzern oder die Douglasie, Europ. und Jap. Lärche, Weymutskiefer bei den Nadelhölzern, so wird den Forstleuten zu gerne vorgehalten, diese Pflanzen seien Ausländer und hätten bei uns nichts zu suchen. Vergleichsweise sei auf die Kartoffel oder Rebe verwiesen, die es früher bei uns ebenfalls nicht gab und von denen wohl niemand mehr behauptet, sie seien fremd, ja abartig. Aus den Untersuchungen hat man ferner festgestellt, daß viele Baumarten, ebenso wie deren jetzt z. B. in Amerika anzutreffende Verwandte in früheren Erdzeiten, den noch weiter zurückliegenden Jahrtausenden, bei uns heimisch waren. Erdgeschichtlich spielen 10000 Jahre keine so große Rolle. Deswegen von Ausländern — insbesondere unerwünschten und nicht passenden zu sprechen — ist wohl nicht unbedingt richtig. Besser wäre es oft, statt „Ausländer“ den Ausdruck „Spätheimkehrer“ zu gebrauchen.

Daß die Leistung und der Wert der Mischhölzer einschließlich der „Fremdländer“ sowohl an Holz wie auch Aussehen unseren altbekannten Bäumen oft überlegen ist, soll nur an dem Beispiel der Douglasie, einer in ihrem Habitus der Fichte ähnelnden Holzart dargestellt werden. Diese Gattung, die in den letzten Jahren vermehrt zum Anbau kam, hat ihr Hauptvorkommen im Westen von Nordamerika. Erste Anbauversuche fanden in Europa bzw. Deutschland um 1880/90 statt. Obwohl die Bedeutung der richtigen Herkunft — ein gut gewachsener Baum bringt im klimatisch gleichen Gebiet und bei zusagenden Böden ähnliche Leistungen wie die Mutterbäume — damals, weil kaum bekannt, — sicher nicht beachtet wurden, hatte man seinerzeit ausgezeichnete Elternbestände erfaßt gehabt. Jedenfalls sind die damaligen, über ganz Deutschland gemachten Versuche, bei uns vor allem im Südschwarzwald von Freiburg bis Kandern, dazu in verschiedenen Höhenlagen, ausgezeichnet geglückt. Eine zweite Welle des Douglas-Anbaues setzte nach 1910 ein. Hier gab es jedoch infolge örtlich aufgetretener Krankheiten stellenweise Fehlschläge, die in Württemberg zu einem totalen Anbauverbot führten.

Im Bereich der Alb-Forstämter, wie auch sonst im Land, sind Einzelbäume und Gruppen aus dieser Zeit zu finden, die sich durch besonders guten Wuchs und Gradschäftigkeit auszeichnen. Im Kreis Balingen auf der Alb sind z. B. im Gemeindefeld Bitz an der Straße Bitz/Truchteltingen oder unmittelbar an der Straße nach Ebingen in der Nähe des Kalchhauses, im Gebiet Tailfingen in der Enge oder im Loch solche älteren Exemplare zu finden. Diese heute 40- bis 50jährigen, etwa 10 m lang astfreien Bäume haben eine Höhe von 24 bis 25 m bei 30 bis 35 cm Brustdurchmesser. Im selben Bestand vorhandene etwa gleichalte Fichten oder Weißtannen haben dagegen nur 15 bis 20 m Höhe bei 16 bis 24/20 cm Durchmesser. Auch nach der Schneebruchkatastrophe von 1960 auf der Zollernalb hat diese Holzart in durchlöchernden Fichtenstangenwäldern als Heister eingebracht, die damaligen Wunden wieder schließen helfen. Es ist daher kein Wunder, daß dieser, auch für das Auge schöne Baum, mit seiner duftigen, wohlriechenden Benadelung, dem guten Wuchs, der höheren Leistung bei seinen bodenpflegenden Eigenschaften, weil abgefallene Nadeln, ähnlich denen der Tanne, sich schnell zu Humus zersetzen, den Forstmann zum Anbau reizte, vor allem, nachdem es gelungen war, für unser Klima die geeigneten Herkünfte zu erhalten. Um etwaige Fehlschläge zu vermeiden, wird diese Holzart, wie übrigens alle anderen seltenen Baumarten, nicht als geschlossener Reinbestand angebaut, sondern durch Einzelmischung in Verjüngungsbeständen von Buchen oder Fichte, genauso auch Erstaufforstungen, mit eingebracht. Ist es doch das Bestreben der Forstleute, die einheitlichen Buchen- und Fichtenmonokulturen schon bei ihrem Anwuchs durch Mischung mit Laub- und Nadelhölzern, wie auch durch Einsprengen anderer Holzarten in ihrem Wert und ihrer Leistung durch Vieltätigkeit zu steigern, ohne daß z. B. auf der Alb der dort vorhandene Laubholzcharakter verloren geht.

Außer den Douglasien sind aber noch andere Holzarten aufzuzählen, deren Anbau in den letzten Jahren versucht wurde. So haben einsichtsvolle und naturverbundene Waldbesitzer und Forstleute seit einiger Zeit, meist in aller Stille und ohne großen Reklamerummel ähnlich den ersten Versuchen von 1890 und 1910, jedoch in vermehrtem Umfange, weitere „fremde“ Holzarten wieder angebaut, von denen nur die wichtigsten beschrieben werden sollen. Bei den Laubhölzern ist es die amerikanische Roteiche, deren Belaubung sich im Herbst intensiv rot verfärbt, so daß belaubte Zweige gerne von Gärtnern zu Zierzwecken verwendet werden. Das Holz entspricht ungefähr dem unserer Eichen. Für die Alb hat sie den Nachteil, wegen ihrer Kalkfeindlichkeit nicht anbauwürdig zu sein. Auf sauren Böden gedeiht sie jedoch ausgezeichnet und liefert neben dem Holz, dessen Zuwachs die einheimischen Eichen um ein Vielfaches übertrifft, auch das erwähnte Zierreis. Dann hat sich in weiteren Gebieten der amerikanische Tulpenbaum (*Liriodendron tulipifera*) mit seinen eigenartigen Blättern und Blüten bewährt. Das Holz ist

äußerst vielseitig verwendbar bei hervorragenden Bearbeitungsmöglichkeiten.

Wichtiger sind jedoch die Nadelhölzer. Die Lärche, die auch hierzu gehört, ist zu bekannt, als daß sie besonders beschrieben zu werden brauchte. Es gibt die europäische, mit gelblichen, und die japanische mit rötlichen Ästen. Auf die besonderen Unterarten der Lärche, wie die Alpen-, Sudetenlärche u. a. m. soll hier nicht eingegangen werden. Ihre Eigentümlichkeit ist das Abwerfen der Benadelung während des Winters, das den Laien mitunter dazu verführt, den Baum als abgängig anzusehen, wenn er so kahl dasteht. In der freien Natur ist aber die Lärche mit ihrem lichten Grün im zeitigen Frühjahr, der Gelbfärbung der Nadeln im Herbst, neben ihrer Holzleistung allgemein gesehen einer der schönsten und anbauwürdigsten Bäume unserer Wälder. Sehr wichtig ist aber gerade bei ihr die richtige Herkunft. Einen weiteren größeren Kreis wegen ihrer zahlreichen Verwandten nimmt die Tanne ein. Allgemein bekannt ist unsere heimische Weißtanne, insbesondere wenn sie im Winter als Weihnachtsbaum zu uns kommt. In den letzten Jahren stießen ihre amerikanischen Arten bei uns auf reges Interesse. Hierzu gehört die etwas langsam wüchsiger amerikanische Silber-tanne (*abies concolor*). Die Benadelung ist blau-grau, Oberseite und Unterseite gleichfarbig. Sie hat den Vorzug, winterhart zu sein. Ihr Anbau erfolgt in Europa meist als Parkbaum, sie gedeiht aber auch dort, wo es der europäischen Tanne zu trocken ist. Während sie selbst bis zu 33 m Höhe erreicht, kann die Unterart *Loviana* bis zu 70 m erreichen.

Eine weitere Tannenart ist die große Küstentanne (*abies grandis*). Schon der Name deutet auf die Größe, und zwar hier der Benadelung hin, die 25 bis 40 mm Länge erreicht. Bei ihrem Anbau sollte beachtet werden, daß sie gegen tiefe Temperaturen in Europa empfindlich ist, obwohl sie in ihrer amerikanischen Heimat denkbar niedrigen Kältegraden ausgesetzt ist. Der Grund für diese Empfindlichkeit dürfte der sein, daß bei uns während der Wintermonate häufige Temperaturschwankungen auftreten und der Übergang vom Winter in den Sommer nicht so abrupt vor sich geht, wie in ihrem natürlichen Verbreitungsgebiet. Anbauwürdiger ist wohl die nächste Art, die pazifische Edeltanne (*abies nobilis*). Sie wird als die schönste Tanne Amerikas bezeichnet. Die Jungtriebe sind rund von Nadeln umstellt, die Knospen kugelig und ebenfalls von Nadeln eingebettet und verdeckt. Durch eine von gelb-rötlich bis ins bläulich gehende Färbung der Nadeln ist sie ausgezeichnet. Die Wuchsleistung ist gleich der vorigen.

Von den Fichtenarten hat sich in der letzten Zeit die serbische Fichte (*picia omorika*) einen größeren Freundeskreis erworben. Ihr Wuchs ist schmalkronig, nicht so ausladend wie der der deutschen Fichte. Ihre Nadeln sind auf der Unterseite mit einem silberweißen Hauch überzogen, was sie besonders reizvoll macht. Der Name serbisch sagt schon, daß sie aus dem Karst stammt, wo sie in Höhen von 700 bis 1500 m vorkommt. Im Tertiär war sie übrigens über ganz Deutschland verbreitet. Sie ist unempfindlicher gegen Trockenheit, sonst würde sie ja nicht in ihrer Heimat gedeihen. Damit ist ihr Anbauort auf die trockeneren Standorte bei uns vorbedeutend. Daß sie gegen Rauch nicht so empfindlich ist, sei als lobenswert miterwähnt.

Ähnliches leistet die Schwarzkiefer auf trockenen und extremen Böden. Heute verwendet man drei Arten von ihr, die österreichische, die korsische und die calabrische. Beide letzteren kommen in ihrer Heimat in Höhen bis zu 1500 m vor und passen dann auch in unsere Gegend. Deren Holz und Stamm ähneln unseren herkömmlichen Kiefern, haben aber die klimatische Un-

empfindlichkeit der sonst bekannteren österreichischen Schwarzkiefer.

Der Vollständigkeit halber sollen aber auch der Riesenlebensbaum (*Thuja plicata*) und die Hemlocktanne (*tsuga heterophylla*) sowie der Mammutbaum erwähnt werden. Gerade der letztere ist als Einzelbaum allgemein bekannt. Er wurde verschiedentlich im Kreisgebiet angepflanzt und steht z. B. unterhalb der Schalksburg in drei älteren Exemplaren. Von den jüngeren Anbauten sei in der Gemeinde Streichen der Friedhof sowie das dortige Schwimmbad als leicht auffindbare Stellen von jungen, gut wachsenden Exemplaren benannt.

Die für uns wegen ihres Namens etwas fremdartig erscheinenden Bäume gab es nach den erwähnten Untersuchungen in früheren Perioden auch in Europa. Für den Waldbesitzer ist es äußerst wichtig, bei dem Anbau auf die richtigen Herkünfte zu achten, dazu nicht alles auf eine Karte zu setzen, sondern durch wohlüberlegte Mischung, auch zeitlicher Art, wegen verschieden schnellen Wachstums, die nach wie vor tonangebenden, altgewohnten Holzarten, wie Buche, Fichte oder Tanne aufzufrischen. Gerade die Tannenarten zeichnen sich durch hervorragenden Wuchs bei auffallend schöner Benadelung aus. Kahlflächen in den Wäldern, wie z. B. beim Bau von elektrischen Leitungen, größere

Schneebruchlöcher, Windwurfflächen u. a. m. bieten sich für solche Anbauversuche an. Und wen erfreute es nicht, wenn er im Frühjahr das erste lichte Grün oder im Herbst die braungelbe Benadelung der Lärchen sieht. Genau so wirken in Laubbeständen eingesprengte Nadelhölzer.

Wenn seit 1960 allein im Bereich des Forstamts Tailfingen über zwei Millionen Pflanzen neu gesetzt wurden, so wurde nebenbei in bescheidenem Umfang (einige Prozente) auch an die erwähnten, hier im Kreisgebiet gedeihenden „Fremdländer“ gedacht. Nach nunmehr fünfjähriger Beobachtung und durch Vergleich mit den älteren Anbauten vor mehreren Jahrzehnten lassen sich Schlüsse ziehen, ob hier etwa Fehlleistungen festzustellen sind. Schon die rege Nachfrage, allein nach Zier- und Schmuckreis lassen erkennen, daß eine Wiedereinbringung von Bäumen, die zusätzlich ein derartiges Material liefern, durchaus gerechtfertigt ist. Dazu kommt, daß die verschiedenen Holzarten den Wald in seinem Aussehen, seiner Standfestigkeit, seinem Widerstand gegen Gefahren bei durchweg höherer Leistung verbessern. Die Mäßigung läßt aber den Meister erkennen, daher sei vor einseitiger übertriebener Konzentration bei Verwendung nur einzelner dieser Holzarten zum Schluß dringend gewarnt.

Die Ruine von Urslingen und die Herren von Urslingen

Von Fritz Scheerer

Die Schlichem ist wohl der kleinste Fluß, der einen Umlaufberg abgeschnürt hat. Am Ende der Schlichemklamm gegen Ependorf erhebt sich ein eigenartig gebogener Berg. Seine Südspitze ist lang und senkt sich allmählich zur alten Talsohle, während Felsen gegen den Butschhof senkrecht zur Schlichem abfallen. Von dem Felsen südwestlich Ramstein hat man einen prächtigen Überblick über den alten Schlichemlauf. Dieser Felsensporn hatte einst Verbindung mit den Felsen über dem Butschhof, als die Schlichem noch den Berg umfloß. Dort, wo heute der Butschhof steht, wurde die trennende Felswand immer schmaler, bis in vorgeschichtlicher Zeit der Berg abgeschnürt wurde und die Schlichem durchbrechen konnte. Damit war ein Wasserfall von 10 bis 11 Meter entstanden, da das Umlaufthal beim Butschhof 10 Meter höher begann als dessen unteres Ende, das in die heutige Talsohle in den mittleren Muschelkalk übergeht. Hohenurslingen (557,5 m) war ein Umlaufberg geworden, der rund 40 m über der alten Talsohle liegt. Die alte Talsohle, vom Wald eingerahmt, ist ein 30 bis 40 Meter breiter Wiesengrund.

Steigt man in dem einsamen Waldtälchen vor Beginn der Schlichemklamm beim zweitletzten Haus des Butschhofes den kleinen Bergkegel hinauf, so stößt man auf die Ruinen der einstigen Burg Urslingen (Irslingen). Ein paar Mauerreste mit Schießscharten schauen zwischen üppig wuchernden Bäumen und Sträuchern hervor, dorniges Gestrüpp rankt sich über die schmalen Pfade. Innerhalb des Gemäuers entdeckt man noch die Stelle, wo einst ein Burgturm gestanden. Von ihm kann man in dem einsamen Tälchen, am Anfang einer Klamm, keinen großen Rundblick gehabt haben. Keine Straße führt hier vorbei. Wenn die Burg auch keine große Ausdehnung gehabt hat, um so bedeutender war aber das Geschlecht, das sich nach ihr nannte.

Die Urslingen im Dienst der Staufer

Zur Zeit Friedrich Barbarossas treten die Urslingen erstmals ins Licht der Geschichte.

Sie gehörten wie viele andere schwäbische Adelige zu den Anhängern der Staufer. Im Jahr 1172 bestellte Friedrich Rotbart seinen Gefolgsmann Konrad von Urslingen zum Amtsverweser im Herzogtum Spoleto in Mittelitalien. Barbarossas Sohn, Kaiser Heinrich VI., ernannte ihn sogar zum Reichsverweser in Sizilien und vertraute ihm seinen neugeborenen Sohn an, den späteren Kaiser Friedrich II., der seine frühesten Kinderjahre in der Obhut der Herzogin von Spoleto auf Burg Foligno verbrachte. Nach dem Tod des Kaisers wurde der kleine Friedrich von seiner Mutter Konstanze nach Sizilien geholt, und Konrad kehrte in sein Fürstentum Spoleto zurück.

Das Herzogtum Spoleto verlangte aber der Papst für seinen Kirchenstaat. Konrad suchte es zunächst durch Verhandlungen zu retten, doch vergebens. Der Papst nahm nur die Unterwerfung an und Konrad mußte nach Deutschland zurückkehren. Die zweite Frau Konrads blieb mit den beiden Söhnen aus Konrads erster Ehe, Reinold und Bertold, in Italien. Der ältere, Reinold, nannte sich später Herzog von Spoleto, obwohl das Herzogtum nie mehr an die Urslingen kam. Kaiser Friedrich II. genehmigte diesen Titel.

Die beiden Brüder Urslingen gehörten seit 1219 zu dem Gefolge Friedrich II. und gelangten zu Macht und Ansehen in Italien. 1223 wurde Reinold zum Legaten in Tuscan ernannt. Als der Kaiser 1228 zu einem Kreuzzug rüstete, bestellte er ihn vor seiner Abreise zum Verweser von Sizilien und in der Mark Ancona an der Adria. Die Beziehungen des Kaisers zu Papst Gregor IX. waren aber wieder einmal in ein feindliches Stadium getreten. Gregor verfolgte den Kaiser auch ins Heilige Land mit Bann und Interdikt und griff ihn in seinen italienischen Staaten mit Bettelmönchen und Schlüsselsoldaten an. Der Urslingen sollte daher der Kaiser während seiner Abwesenheit mit voller Gewalt vertreten und in äußerster Not in das päpstliche Spoleto einfallen.

Kaum hatte sich der Kaiser eingeschifft, wurde die Lage in Süditalien immer

schwieriger. Reinold glaubte, daß ein Angriff unmittelbar bevorstehe und eröffnete seinerseits die Feindseligkeiten. Vielleicht reizte ihn auch, die Hand wieder nach Spoleto, dessen Verlust er wahrscheinlich nie ganz verschmerzt hatte, auszustrecken. In seinem Kampf war er aber nicht erfolgreich. Nach kurzer Zeit kehrte der Kaiser vom Kreuzzug zurück, und der Papst wurde 1230 zum Frieden von Germano gezwungen. Herzog Reinold war beim Kaiser in Ungnade gefallen. Der Chronist Ricardo de San Germano schreibt: „Weil Reinold dem Kaiser keine genügende Rechnung legen, auch keine Bürgschaft stellen konnte, wurde er auf Befehl des Kaisers im Monat Mai bei Fuggia gefangen genommen und in Haft geführt, auch wurde er mit dem Verlust aller seiner Güter bestraft.“ Was die wahren Gründe von Friedrichs plötzlichem Mißfallen waren, kann man nur vermuten. Auffallend ist, daß sich der Papst für Reinold verwendete, obwohl er vorher sein Gegner war. Vielleicht befürchtete Friedrich einen Verrat des Herzogs.

Der jüngere Bruder Reinolds, Bertold, nahm die Einkerkung des Herzogs nicht ohne weiteres hin. Er empörte sich gegen den Kaiser und verschanzte sich im Kastell Introducto und erzwang die Freilassung seines Bruders. Doch die Stellung der Urslingen in Italien war unhaltbar geworden. In ihre Güter wurden sie nicht mehr eingesetzt, den Herzogstitel durften sie jedoch behalten. Sie kehrten nach Deutschland zurück. Ihre Nachfahren nannten sich aber nicht mehr Herzöge von Spoleto, sondern von Urslingen.

Die Stammburg im Schlichemtal konnten die Urslingen nicht lange halten. 1327 war sie in den Händen des Grafen Ulrich von Württemberg. Doch machten sie um diese Zeit wieder viel von sich reden und zwar erneut in Italien.

Werner von Urslingen

Mit dem Sturz der Staufer (1254) versank das Deutsche Reich in Anarchie, und auch in Italien begannen schreckliche Zeiten. Hier bildeten sich zahlreiche Herrschaften, die sich gegenseitig bekämpften und sich mit Waffen selbst Recht verschafften. Über Nacht verwandelten sich Freunde in erbitterte Gegner. Krieger standen demzufolge hoch im Kurs. In Deutschland begann der in seiner Bildung und Bedeutung und seinen Vermögensverhältnissen heruntergekommene Adel, von Not und Raubgier getrieben, vom Stegreif zu leben, oder er zog als Söldner um Gold und Beute nach Italien, wo diese Söldner vor allem von den Städten Pisa, Lucca und Venedig angeworben wurden. Aus unserer Gegend ist 1363 Anichinus und Henricus de Saspurgh (Schalksburg) im Banner Heinrichs von Neidlingen, Burcardus im Banner Konrads von Burladingen, 1369 Henricus de Salsispurgh im Banner Friedrichs von Randeck. 1361 erscheint ein Ritter von Mesten (Meßstetten) neben zwei von Schalksburg im Banner Heinrichs von Neidlingen im Dienste der Stadt Pisa.

Zu diesen „Italienfahrern“ gehörte auch Herzog Werner von Urslingen. Er war Führer der „Großen Kompanie“, die 1338 im Dienst von Venedig stand. Der Italiener Azzario berichtet von dieser Truppe, die Reiter seien alle „Deutsche, 1500 Helme stark und so stattliche Gestalten, wie nie schönere Reiterei in die Lombardei kommen.“ In fast alle Kämpfe auf der Halbinsel war Werner verwickelt. Sein Leben mutet wie ein abenteuerlicher Film an. 1347 war er mit seinen Reitern König Ludwig von Ungarn verpflichtet, der im Krieg gegen seine Schwägerin, Königin Johanna von Neapel, lag. Doch als sich Werner von Ludwig zurückgesetzt fühlte, löste er seinen Vertrag und trat in die

Dienste des Papstes, der sich für Johanna einsetzte. Kurz darauf stand er wieder im Sold des Königs. Weil aber der Lohn ausblieb, verließ Werner die Partei Ludwigs wieder. Zuletzt stellte er sich der Stadt Bologna zur Verfügung und trat mit den Herren von Verona in Verbindung.

1351 zog sich Werner schwerkrank nach Schwaben zurück, wo er bald darauf starb. Er war ein typischer Söldnerführer des 14. Jahrhunderts. Auf seinem Brustschild sollen die Worte gestanden sein: „Duca Guarnieri della Gran Compania, nimico di Dio, di pieta e di misericordia“ (Herzog Werner von der Großen Kompanie, Feind Gottes, des Mitleids und der Barmherzigkeit). Doch Werner war vielleicht nicht so verwegen und wild, wie dieses Motto ausweist, denn die italienischen Chronisten schreiben von ihm: „Homo magnificus et magni consilii“ — ein großartiger und sehr kluger Mann.

Mit den Urslingen ging es aber rapide abwärts. Werner hatte keine Reichtümer von Italien gebracht. Sein Bruder und dessen Sohn verkauften um 13000 Pfund Heller ihre reichen Güter im Schönbuch und auf den Fildern an den Grafen Ulrich von Württemberg.

Reinold von Urslingen

Burg und Stadt Schiltach im Kinzigtal hatte Konrad von Urslingen von Herzog Friedrich von Teck erworben, doch schon 1381 mußte Reinold von Urslingen sie an Eberhard den Greiner von Württemberg verkaufen. Auch die Burg Hornberg und die Hälfte der Stadt Hornberg, die Reinold um 1385 durch Heirat mit Anna von Usenberg an sich gebracht hatte, gingen verloren. Sie kamen durch Heirat seiner Töchter an die Herren von Falkenstein und von Geroldseck-Sulz und von diesen, da sie nicht zu wirtschaften verstanden, 1443 an die Grafen von Württemberg,

denen durch die Erwerbungen im Kinzigtal und Gutachtal ein bedeutender Vorstoß nach Südwesten geglückt war.

Herzog Reinold von Urslingen hatte damit seine letzten Güter verloren. Um Geld und Gut zu gewinnen, beschritt er Wege, bei denen seine Hände nicht immer sauber blieben. Er trat in die Dienste der Stadt Straßburg, geriet in Fehden gegen Kaufleute, Städte und eigene Standesgenossen. Er führte, wie mancher seiner Vorfahren, ein abenteuerliches Leben. Wie er selbst von seinen eigenen Verwandten eingeschätzt wurde, geht aus einem Bericht der Zimmerischen Chronik hervor: „Herr Johanns von Zimbern der alt unterwande sich mit treuen seines Sohnes verlassenen Kinder. Einstmals hatte es sich zugetragen, daß Herzog Reinold von Urslingen, der letzte seines Stammes und seines Namens, die zween junge Herrn zu sich gen Hornberg auf die Fasnacht geladen hat, aber seitmals gedachter Herzog gar arm gewesen, hat ihm Herr Johanns von Zimbern der alt nit vertraut, auch die Enkel gen Hornberg nit lassen wollen, wiewohl sie nahe Vettern gewesen, denn er besorgt, Herzog Reinold möchte vielleicht aus großer Armut dahin dringen, die jungen Herren zu fangen und seines Gefallens zu schätzen.“ Im Jahr 1442 soll er sogar an dem Überfall der Hegauritter auf einen Nürnberger Kaufmannszug bei Stein am Rhein beteiligt gewesen sein.

Herzog Reinold starb arm und verlassen, hungrig bis zu seinem letzten Stündlein in einem kleinen, dunklen Dachstüblein seiner ehemaligen Stadt Schiltach. Damit war das einst bedeutende Geschlecht der Herzöge von Urslingen, die die Spuren ihrer Taten in deutschen und italienischen Chroniken eingezeichnet haben, erloschen. Nur noch die kümmerlichen Reste der Stammburg im Schlichemtal, der die seltsame Ehre zuteil wurde, einst Herzogsburg gewesen zu sein, erinnern an die Urslingen.

Die Eiserne Krone im Dom zu Monza

von Robert Kohlrausch

Gleich einem vornehmen Gefangenen liegt sie dort hinter schwerem, kunstvollem Gitter. Nicht in der Schatzkammer mit den übrigen Kleinodien gemeinsam. Eine eigene Kapelle neben dem Kirchenchor hat man ihr eingeräumt, wo sie fest und sicher eingeschlossen ruht. Das Trinkgeld sogar, das dem fremden Beschauer den Riegel des Gitters öffnet, muß von bemerkenswerter Höhe sein. Man hält ein Kleinod neidisch verborgen, das politisch und künstlerisch gleich heiß umstritten worden ist. Auch künstlerisch; um Jahrhunderte liegen die Zeiten auseinander, in denen die verschiedenen Kunstforscher den Ursprung dieses altheiligen Symbols der Königsherrschaft über Italiens Boden gesucht haben. Dieser eisernen Krone, die in Wahrheit gar nicht von Eisen ist, deren Name so ganz falsche Vorstellungen von ihrem Äußeren erweckt. Man sucht einen bescheidenen eisernen Reifen und findet ein Kunstwerk, — barbarisch prunkvoll gleich dem Reliquien-schrein im benachbarten Schatz — von Gold und Email, von Edelsteinen und Gemmen erstrahlend. Auf dem farbig emaillierten Reifen, der eine Höhe von etwas über fünf Zentimeter hat, blühen goldene Rosen, die sich kreuzförmig um eine ovale Gemme in ihrer Mitte ordnen, während ein senkrechter Streifen aus drei übereinander geordneten Gemmen dieses funkelnde Rosenkreuz von einem gleichen im Nachbarfeld trennt. Sechs derartige Felder, aus Goldblech gebildet und untereinander durch Scharniere verbunden, fügen sich zu dem schönen Reifen zusammen, der nach außen hin auch nicht die leiseste Spur von Eisen zeigt. Nur im Innern legt sich ein schmaler,

dünner Eisenring in den sechsteilig zusammengesetzten goldenen Reifen und leih ihm — das ist für unbefangene Augen sein praktischer und einziger Zweck — eine größere Festigkeit, als er sie ohne dieses Hilfsmittel besitzen würde. Wann man das Eisen zum Helfer des Goldes berufen hat, weiß niemand mit Bestimmtheit zu sagen. Die eine Tatsache nur steht fest, daß man erst im 13. Jahrhundert von einer eisernen Krone in Monza zu reden begonnen hat. Vorher ist sie einfach als Krone oder als goldene Krone bezeichnet worden. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts trat sodann die Behauptung auf, Kaiser Maximilian habe bei seinem Verzicht auf die Regierung zu Gunsten seines Sohnes Maxentius die eiserne Krone in Mailand zurückgelassen und bestimmt, jeder damit gekrönt solle ohne weiteres König von Italien sein. Andere führten den Ursprung der eisernen Krone auf Theudelinde oder auf Karl den Großen zurück. Erst verhältnismäßig spät aber, am Schlusse des 16. Jahrhunderts, kam durch die Propaganda eines portugiesischen Jesuiten namens Emanuele Sa der Glaube auf, daß der eisernen Krone eine zweifache Bedeutung innewohne, daß ihr neben dem politischen Ansehen eine besondere Heiligkeit als Reliquie gebühre. Dieser Jesuit sprach im Dome zu Mailand unter Bezugnahme auf eine Rede des heiligen Ambrosius vom Jahre 395 die Behauptung aus, der eiserne Reifen in der Krone sei aus einem Nagel vom Kreuze Christi gefertigt worden, den die heilige Helena, die Mutter Konstantins des Großen, mit anderen Reliquien aus Jerusalem herbeigebracht habe. Aus dem

einen der Nägel habe sie ein Gebiß für das Pferd ihres Sohnes, aus dem andren diesen Kronenreifen fertigen lassen. Unter den Hörern des beredten Jesuiten befand sich auch der heilige Carlo Borromeo, der seinen Worten willig Glauben schenkte und den Anfang damit machte, die Krone als Reliquie zu verehren. Doch verging noch einige Zeit, bis ihre Heiligkeit allgemein — auch von der höchsten Instanz der katholischen Kirche — zugestanden wurde. Im Jahre 1717 erst erfolgte die endgültige Heiligsprechung des alten, goldenen, eisenbeschlagenen Reifens.

Was er in Wahrheit bedeutet, und wo sein Ursprung zu suchen ist, darüber gehen die Ansichten heute noch weit auseinander. Sicher ist wohl das eine, daß er ehemals als Votivkrone im Dome zu Monza gehangen hat. Es war seit Konstantin dem Großen unter den Herrschern Gebrauch geworden, durch Stiftung solcher Kronen Gott und den Heiligen ihre Ergebenheit zu bezeugen. Die Goten hatten diesen Brauch übernommen, die Langobarden ihn besonders eifrig geübt. Im Domschatz von Monza befanden sich, wie auch das Portalrelief bezeugt, verschiedene Kronen solcher Art,

von denen die eine noch in alter Form erhalten geblieben ist: ein an Ketten aufgehängener, reichverzierter Goldreifen, aus dessen Mitte sich ein mit Edelsteinen funkelndes, mit Gehängen geschmücktes Kreuz niedersenk. Form und Größe der eisernen Krone beweisen im Verein mit Löchern im Golde zum Anbringen der nötigen Ketten, daß auch sie dereinst in gleicher Weise als ex voto gedient hat. Vielleicht aber hatte sie schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich, bevor sie den stillen Kirchenhafen erreichte. Die zwischen den goldenen Rosen hervorwachsenden, streng stilisierten Schmelzblumen scheinen dies Geheimnis zu verraten. Die meisten von ihnen sind blau und weiß auf grünem Grund, in drei Feldern aber blühen sie rotbraun und weiß. Jene rotbraune Farbe im Verein mit der Technik des Schmelzes weist auf die spätere römische Kaiserzeit zurück, und so bedeutet die heutige Form der eisernen Krone vielleicht nur das Ergebnis einer nachmaligen Restauration. Zugleich haben Funde ähnlicher Reifen in Rußland, die nach Gestalt und Muster fast als Wiederholung dieser Krone gelten können, die aber als Halbschmuck erkannt worden sind, die Vermu-

lung erweckt, daß auch dieser Goldreif einstmals den Hals einer Fürstin aus der Völkerwanderungszeit geziert habe, daß er von einem der Großen jener Tage der Theudelinde vermacht und von ihr möglicherweise zum letztenmal als Halszier getragen worden sei, bis sie den irdischen Schmuck dann zusammen mit ihrem Kamm, ihrem Fächer und vielen anderen Schätzen ihrer Lieblingskirche vermachte.

Als Krone oder Diadem ist dieses spätere Symbol der Königsherrschaft von vornherein sicher nicht gedacht gewesen. Schon der geringe Durchmesser von 15 Zentimeter, der bei verschiedenen Krönungen zu künstlicher Vergrößerung Anlaß gab, widerspricht. Wann diese Krone trotzdem ihrer bedeutungsvollen Bestimmung zugeführt worden, ist ungewiß, fraglich vor allem, ob wirklich schon Karl der Große, wie man behauptet, sich mit ihr hat krönen lassen. Seit Otto I. war die dreifache Krönung Sitte geworden: eine in Deutschland, eine in Oberitalien, eine in Rom; bis zum Jahr 995 haben jedoch alle Krönungen in der Lombardei zu Mailand oder Pavia, niemals in Monza stattgefunden. Als man später im 13. Jahrhundert die Krone von Monza die eiserne zu nennen begann, erhielten auch die beiden anderen Kronen ihren entsprechenden Namen; die deutsche wurde als die silberne, die römische als die goldene bezeichnet. Möglicherweise hat Otto III. im Jahre 995 die Krone von Monza zum erstenmal auf seinem Haupte getragen. Als diese Krönung stattfinden sollte, war Mailand so von Partekämpfen zerrissen, daß es Otto III. vielleicht vorzog, die gefährliche Stadt nicht zu betreten. Damals hat man, weil die übliche Krone aus Mailand nicht zu erlangen war, vermutlich eine der alten Votivkronen ihrem jahrhundertelangen Kirchenschlaf entrisen und ihr eine ungeahnte Bedeutung verliehen. Seit jener Zeit ist sie mit heißer Leidenschaft umworben worden. In ihr verkörperte sich nun die Herrschaft über Italiens Fluren, in ihrem Goldglanz erglühete die südliche Sonne. Merkwürdig aber hat es das Schicksal gefügt: Italiens Krone hat sich dem Haupt eines Italieners wieder und wieder hartnäckig verweigert. Auch der Franzosenkaiser Napoleon I., der sich selbst im Dome zu Mailand eigenhändig mit dem ehrwürdigen Reifen bekrönte, kann als Italiener im nationalen Sinne nicht mehr gelten. Mit begreiflicher Trauer betrachten darum italienische Patrioten das für ihr Gefühl so häufig entweichte Kleinod; in Versen und in Prosa haben sie dieser Empfindung Ausdruck verliehen und die Krone von Monza mit einer feilen Dirne verglichen, die jedem Fremden sich willig preisgegeben habe. Wir können dies nationale Gefühl verstehen und müssen es ehren. Um so mehr aber ist für uns der alte Dom eine vornehmste Denkstätte deutscher Geschichte. Denn die eiserne Krone, die den Italienern unerreichbar blieb, hat die Stirne von deutschen Herrschern häufig geziert. Wird auch ihre Benutzung in früheren Jahrhunderten mehrfach angezweifelt, sicher geschah sie bei der Krönung von Karl IV., Sigismund, Friedrich III., Karl V. und zuletzt noch im Jahre 1838 bei der des Kaisers Ferdinand I. von Österreich. An stolzen Erinnerungen reich ist also für den Deutschen die kleine Kapelle des Domes von Monza, wo die eiserne Krone ruht und wo von den Wänden immer wieder in langem Freskenzyklus des fünfzehnten Jahrhunderts das Bildnis der hier auch beigesetzten deutschen Prinzessin, der Langobardenkönigin Theudelinde, herniederschaut.

(Schluß folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Die Hirschzunge

(*Scolopendrium vulgare*)

Welcher Naturfreund hätte sich bei einem Spaziergang durch den Wald nicht schon erfreut an den vielen zierlich zerteilten Wedeln der Farnkräuter. Die ganze Pracht und Schönheit dieser Pflanzenart zeigen aber erst ihre Vertreter in den feuchten Wäldern der Tropen, wo baumförmige Farne in einer Höhe von 15 m mit riesigen Wedeln das Erstaunen des Europäers erregen. Und doch, was sind selbst diese baumförmigen Farne der Gegenwart im Vergleich mit ihren Brüdern in der Steinkohlezeit, in der den Farnen die Herrschaft unter den Pflanzen zukam, in der sie in großen unermeßlichen Wäldern und Mooren das feste Land bedeckten. In welcher üppiger Entfaltung und kolossaler Menge die Farnkräuter damals auf der Erde existiert haben, beweisen uns heute noch die mächtigen Steinkohlenflöze.

Die vielen Farnkräuter in den heimlichen Verstecken des Waldes und in den Felsenritzen unserer Heimat (Blasen-, Wurm-, Buchen-, Eichen-, Rippen-, Adler-, Milzfarn, Mauerrauhe, Engelsüß usw.) haben gefiederte Blätter. Nur die Hirschzunge hat ein einfaches ungeteiltes Blatt, was bei den verschiedenen Formen der Farnkräuter etwas ungewöhnliches ist. Die lederartigen, 15 bis 40 cm langen, bis lineal-lanzettlichen Blätter (Name Hirschzunge) haben einen kurzen Stiel, sind am Grunde tief herzförmig, meist ganzrandig und können überwintern. Sie sind durch ihren Bau dem schattigen, feuchten Standort angepaßt, indem das Pfahlzellengewebe überhaupt nicht zur Entwicklung kommt.

Von Juli bis September werden auf den Nerven der Blattunterseite in kleinen Kapseln (Sporangien) Sporen erzeugt, die sich in linienförmigen Gruppen (Sori) paarweise einander nähern, denn wie alle Farne treibt auch die Hirschzunge weder Blüten noch Früchte wie fast alle übrigen Pflanzen (sie gehört zu den Kryptogamen = blütenlosen Pflanzen) und vermehrt sich trotzdem. Die Fortpflanzungskörper sind die Sporen, deren Ringe bei trockenem Wetter zerreißen und ihren braunen „Staub“ weit zerstreuen. Auf dem feuchten Erdboden keimt er und bildet dann einen zarten Vorkeim, aus dem eine neue Pflanze hervorgeht. Diese Art der Fortpflanzung ist es von jeher gewesen, welche die Verwunderung



der Menschen erregt hat. Unsern Vorfahren war ihre Kenntnis fremd, und so fand der Aberglaube leichtes Spiel. Man brachte die Pflanze mit bösen Geistern in Verbindung.

Die kalkliebende Hirschzunge finden wir heute nur noch an wenigen Stellen der Nordhänge unserer Berge. Wo grober Felschutt am Fuße von Steilhängen oder in Nischen tief im Untergrund von Sickerwasser durchtränkt ist, findet sich der eigenartige Ahorn-Ulmen-Geröllwald. Die Buche fehlt hier völlig, auch die Tanne tritt zurück. Die Gerölle der Halden verschwinden unter einem dichten Moostepich, über den sich ein geschlossener Bestand von Hochstauden erhebt. Gelber Eisenhut, Robertsarn (*Aspidium Robertianum*), Lappenfarn (*Polystichum lobatum*) und vor allem Silberblatt (*Lunaria rediviva*) kennzeichnen die Gesellschaft, in der wir hier die Hirschzunge noch finden. Ihre wenigen Standorte sollen aber nicht genannt werden, da sie als einziger Farn unserer Heimat, der ungeteilte Blätter hat, zu den Seltenheiten gehört und daher schutzbedürftig ist.

Fritz Scheerer

Der Leidringer Dingbrief von 1399

Von Fritz Scheerer

Leidringen ist, wenn auch spät, erst 1087 urkundlich erwähnt, eine der ältesten Siedlungen des Kleinen Heubergs. Die Kirche und die umgebenden Häuser stehen auf den Ruinen eines römischen Gutshofes. Beim einstigen Bau der Peterskirche sind römische Baureste verwendet worden. Reste von Mosaikböden, von Heizanlagen mit Sandsteinsäulen usw. in und bei den stattlichen Nachbarhäusern und im Pfarrhof sind Spuren der von einer Mauer umgebenen, etwas erhöht liegenden römischen „Villa“, die wohl bei der Besitznahme durch die alemannischen Siedler zerstört wurde.

Um die Kirche im Oberdorf, die noch im 30jährigen Krieg als Fluchtburg diente, gruppierten sich später stattliche Bauernhäuser, und größer und schöner als die übrigen Höfe lag der Kirche gegenüber der ehemalige „Dinghof“ des Schwarzwaldklosters St. Georgen, der heute noch ansehnlich hervortritt. Die Gemeinde kaufte 1829 das Hauptgebäude dieses Hofes und richtete darin ein Rat- und Schulhaus ein. Der westliche Teil wurde erst später angebaut. Durch eine Spitzbogentür, zu der man früher auf einer bedachten Treppe gelangte, wird heute eine Verbindung zwischen dem alten Ostteil und dem angebauten Westteil hergestellt. An der Stelle des heutigen Farrenstalls stand einst die große Zehntscheuer des Klosters, die 1923 einem Brand zum Opfer fiel.

St. Georgen im Schwarzwald, am Abhang des Roßberges gegen die Brigach, war eine jüngere Niederlassung der Benediktiner. Sie wurde 1084 von Hasso und Hezilo unter Mitwirkung des großen Abtes Wilhelm von Hirsau begründet. Eine Chronik, die bis 1530 reicht, berichtet vom Jahr 1083 (in etwas modernere Form gesetzt): „Ein wüst wild wesen war in allen landen, kein gewiß Haupt war im Reich, so waren auch zwen Bischof zu Konstanz, da jeder den anderen verfolgte. In solcher zwietrachtung haben zwen Brüder (?), Freiherrn von Tegernowe, Hasso und Hezilo genannt, die Zergänglichkeit dieser Welt verlassen und miteinander ein Zellen gebaut in der Ehr des Ritters St. Jörgen“. Auch die Sage macht Hasso und Hezilo, „die ihr Gut auf zwei Öchslein aufgelegt“ haben sollen, zu Brüdern und Freiherrn von Tegernau. Sie waren aber keine Brüder, und nur Hezilo war ein Herr von Tegernau. Die Abstammung Hassos ist umstritten. Der anfängliche Grund und Boden des neuen Gotteshauses bestand aus dem Waldgebiet, welches vom Kesselberg gegen Osten zieht und mit dem „Langenmoos“ im Brigachtal endigt, den Höhen gegen Mariazell hin und dem Hauptgebirgszug des Hochwaldes und Roßberges.

1084/86 erscheint ein Landold von Winzeln (beim Oberhauser Hof) mit seinem Sohn Hug und seinem Schwiegersohn Hartmann von Talhausen bei der Stiftung des Klosters St. Georgen. Sie waren nahe Verwandte der Vögte der Reichsabtei Reichenau und einer hochadeligen Sippe, die in Leidringen

begütert war. Hug und Hartmann schenkten 1094/95 u. a. Teile von Dürrwangen, Stockenhausen und Ehestetten an St. Georgen. Als Papst Innocenz II. 1139 das Kloster in seinen Schutz nahm und ihm seine Besitzungen bestätigte, waren darunter das Gut Lideringen (Leidringen) und das Gut Dagewingen (Täbingen). In den nächsten Jahrzehnten und Jahrhunderten kam dann noch vieles hinzu.

Besitzungen des Klosters in unserer engeren Heimat

1087 schenkte Eberhard von Seedorf eine Manse in Lideringen dem Kloster, 1088 Udalrich 2 Mansen und 1094 dessen Bruder capitaneus Erchenfried seine Güter in Lideringen und Buhilsperg (Bickelsberg). Im selben Jahr machte Liutfrid von Leidringen dem Kloster Schenkungen in villa Cimberri (wahrscheinlich Kleinenzimmern im Schlichemtal, einem Weiler, von dem nur noch die Brestneckermühle erhalten ist), 1140 Dietrich de Lideringen in Leidringen. Eginno V. von Freiburg-Urach schenkte 1231 auf der Burg Zindelstein zu seinem und zu seiner Gemahlin und Kinder Seelenheil ein Gut zu Leidringen, damit entsprach er der Bitte seines getreuen Vasallen Berthold v. Leidringen, der das Gut früher besessen hatte und den er mit 20 Mark Silber dafür entschädigte. Die Vogtei über das Gut behielt sich der Graf vor, wies aber dessen Einkünfte im Betrag von 1 Malter Korn dem Kloster zu. So umfaßte in Leidringen 1491 der gesamte Klosterbesitz 57 Lehengüter mit zusammen 607 Jauchert Äckern, 262 Mannsmahd Wiesen und vielen kleineren Wiesenplätzen, dazu 2 Lehen in Kleinenzimmern. Zum Besitz des Klosters zählten das Edelmann- oder Junkersgut, das Heinrich-Luz- oder Digesengut, das Heinrich-von-Dürrwangen-Gut, also Güter von Niederadeligen der Umgegend. Der größte Teil der in Leidringen verfügbaren Güter war im Besitz des Klosters.

In Bickelsberg vermachte 1094 eine Edle, Irmengart, ihre Güter St. Georgen. Das Kloster hat später noch weitere Güter erworben, so daß es 1491 3 Höfe, 19 Güter und 8 Lehen, insgesamt 100 Jauchert Äcker und 44 Mannsmahd Wiesen besaß. Vom Ortsherrn, dem Kloster St. Georgen, wurde wohl schon im 12. Jahrhundert oder aber anfangs des 13. Jahrhunderts eine St. Georgskapelle errichtet, die 1322 erstmals erwähnt wird. Zur Ausstattung des Klosters gehörten vermutlich auch 1088 und 1094 Güter in Brittheim, denn 1399 unterstanden Einwohner dieses Ortes dem Leidringer Dinggericht. 1675 besaß das Kloster den Linsenhof, 3 Lehen, 1 Gut und 1 Schuppislehen. In dem westlich von Brittheim gelegenen vicus (=Dorf) Horohusen (Haarhausen), das im Mittelalter vermutlich größer war als Brittheim, bekam das Kloster von einem Owinger Herr Güter geschenkt. 1322 wurden diese Güter an Hermann von Dornhan, Bürger zu Oberndorf, verkauft. 1090 werden von einem Engilhardt und 1092

weitere Güter in Dormettingen erwähnt. 1140 wird zu Balingen dem Kloster eine Manse geschenkt, und ein gewisser Hug verkauft seinen Besitz zu Bronnhaupten an das Kloster. Der zu Isingen schon 786 genannte St. Galler Fronhof kommt auf unbekannte Art zu einer Hälfte an St. Georgen, zur anderen an St. Blasien. Die St. Georger Hälfte war 1675 in 6 Trägerlehen unterteilt und umfaßte 1699 71 Jauchert Äcker, 21 Mannsmahd Wiesen und 44 Jauchert Holz. In Roßwangen und Weilheim übergab der freie Alker 1094/95 sein gesamtes Eigentum dem Kloster. Zum Leidringer Dinghof zählte 1491 und später das „Weinmännengut“ zu Erlaheim.

Landold von Winzeln und sein Sohn Hug schenkten 1094 ihr Eigentum zu Dürrwangen, einschließlich der Kirche, St. Georgen, das einen Fronhof einrichtete, der 1491 der Pflege in Leidringen unterstand und damals noch 39 J. Äcker und 23 Mm. Wiesen umfaßte. Das Kloster präsentierte auch den Pfarrer. Zu Stockenhausen besaß das Kloster 1094/95 fast den ganzen Flecken. Lucile von Engen übergab 1138 ihr ererbtes Gut in Tieringen dem Kloster. In Täbingen besaß das Kloster seit 1139 im westlichen Ortsteil in der Nähe der Kirche einen großen Maierhof. Dieser Hof, der 1749 104 J. Äcker, 33 Mm. Wiesen und 150 J. Hölzer umfaßte, hatte große zusammenhängende Stücke und war von Frondiensten, Beschwerden und Auflagen befreit. Die Fischermühle, die einstige Steinerne Mühle, gehörte dem Kloster, das sie mindestens seit 1493 um geringe Gülden verliehen hatte.

Neben diesen Gütern, die alle dem Dinghof zu Leidringen unterstellt waren, hatte das Kloster in all den aufgeführten Orten Leibeigene. So wurden in Brittheim 1461 durch Unterwerfung, 1480 und 1484 durch Tausch neue Leibeigene erworben, 1606 gab es auch Leibeigene des Klosters in Oberdigisheim, Meßstetten, Obernheim und Ostdorf, 7 Personen zu Zillhausen. Die aus Leidringen in die Stadt Rosenfeld zugewanderten Eigenleute verweigerten St. Georgen Dienste und „Fälle“, und der Rosenfelder Vogt schützte sie, weil das Städtchen „gefreit“ war. In Bickelsberg begab sich eine freie Frau 1460 in die Leibeigenschaft von St. Georgen. Die Leibeigenschaft wurde erst im 18. Jahrhundert teilweise, endgültig zu Anfang des 19. Jahrhunderts abgelöst.

Der Dingbrief

Wohl gleich nach seinem Eindringen in unsere engere Heimat ergab sich für St. Georgen zur Verwaltung dieses umfangreichen Besitzes die Notwendigkeit der Errichtung eines Fronhofes in Leidringen, der der Mittelpunkt durch Jahrhunderte des bäuerlichen Lebens Leidringens und dessen Umgebung wurde. Das „Hofrecht“, das hier zwischen den Bauern und dem Kloster galt, wurde im Jahre 1399, so wie es durch mündliche Überlieferungen und lebendige Gewohnheit überkommen war, zum erstenmal schriftlich im Dingbrief niedergelegt. Ein glücklicher Zufall hat dieses wertvolle Dokument in einer Ab-

schrift des 16. Jahrhunderts erhalten und ist erstmals 1890 gedruckt in den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte erschienen. Wir ersehen aus diesem Dingbrief, unter welchen rechtlichen Verhältnissen um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts die Leidringer und die andern Bauern des Kleinen Heubergs gelebt haben.

Der Dingbrief ist keine einseitige Verordnung des Klosters, sondern eine Vereinbarung zwischen ihm und den Bauern. Die Partner sind die Bauernschaften der Dörfer (Wortformen und Rechtschreibung modernisiert): „Wir sind Eigenleute des Gotteshauses St. Georgen oder Lehenleute oder Zinser zu Leidringen, zu Bickelsberg, zu Brittheim, zu Trichtingen, zu Isingen zu Täbingen, zu Rotenzimmern, zu Kleinenzimmern, und auch wir alle die, die in den Dinghof zu Leidringen gehören“ und auf der anderen Seite der „ehrwürdige geistliche Herr Abt Johannsen zu Sankt Georgen“. Ausführlich wird dann erzählt, wie der Abt und die Bauern „freundlich, gütig und lieblich“ übereingekommen seien.

Der Klosterhof zu Leidringen soll ein Dinghof sein, d. h. ein Hof, wo der Abt oder sein Stellvertreter, der Probst, mit 18 Richtern alle Jahre zwei „offene Gedinge“, feierliche Gerichtssitzungen, abhalten soll. Die Richter wurden aus den ehrbaren Bauern gewählt und vom Kloster bestätigt. So werden u. a. genannt Albrecht der Meyer von Leidringen als Vertreter des Klosters, dann Bentzen Zurnen von Brittheim, Claus Foydinger von Bickelsberg, Aubertin Butzen von Leidringen, Contzen den Bürrer, Haintzen den Arnolden und Ruffen Molassen. Der Meier als Vertreter des Klosters war also nicht selbständig, sondern zu seiner Seite stand das Gericht, das die Aufgabe der Rechtsprechung und auch der Ordnung und Verwaltung hatte.

Zwei Gerichtstage waren zu halten, der eine „zu Mayen (1. Mai) vierzehn Tage vor dem Maytag oder vierzehn Tage darnach“, der andere „zu Sankt Martinstag (11. Nov.) auch vierzehn Tage davor oder vierzehn Tage darnach ungefähr“. Die 18 Richter sollen dann jedesmal das geltende Recht eröffnen und verkünden, so wie es in dem Dingbrief geschrieben stand. Die Eigenleute, Lehenleute und Zinser des Klosters sollen dazu entboten werden bei Strafe von 3 Schillingen halber Währung. Es galt die Bügepflicht, d. h. es war unter Eidenszwang Pflicht der Bauern, alle geschehene oder drohende Benachteiligung des Klosters, von denen sie Kenntnis erhalten, anzugeben.

Die 18 Richter sollen möglichst Eigenleute des Klosters sein oder seine Zinser oder Lehenleute. Waren es Eigenleute eines anderen Klosters, so hatten sie St. Georgen die Treue zu schwören wie die Eigenleute. Daraus ist ersichtlich, daß die Klosterleute innerhalb der Gemeinde eine Sondergemeinde, eine Genossenschaft, bildeten.

Wie nur „genössige“ Leute Richter werden sollten, so sollten auch die Güter der Genossenschaft nur an genössige Leute verliehen werden. Wenn die Genossenschaft bestrebt war, den Kreis ihrer Mitglieder nicht zu vergrößern, so war umgekehrt das Kloster bestrebt, ihn nicht kleiner werden zu lassen, damit sich die Zahl der Steuer- und Fronpflichtigen nicht verringerte. Wer Klostersgüter zu Lehen besaß, sollte nach Möglichkeit auch Haus und Hof auf dem Boden des Klosters errichten. Bot das Kloster einen Bauplatz an, dann mußte ihn der Bauer annehmen. Das Bauholz durfte er in den Klosterwäldern holen.

Das Kloster war bestrebt, Eltern wie Kinder in seinem Dienst und in seiner Abhängigkeit zu erhalten. Die Kinder der lediglich dinglichen Anhängigen, der „Lehenleute“, waren dem Kloster natürlich so wenig „gehörig“ wie ihre Eltern. Die Kinder aber der Eigenleute waren dem Kloster hörig und mußten in der Hörigkeit

festgehalten werden. Deshalb durften sie vor allem nicht geistlich werden, denn der Mönch oder Geistliche streifte das Kleid der Abhängigkeit und Unfreiheit ab. Der Brief bestimmte daher: „Wer des obengenannten Gotteshauses eigen ist, er sei Frau oder Mann, die sollen demselben Gotteshaus ihre Kinder nicht entfremden in keinem Weg, noch keines zu Mönch, noch zu Nonnen, noch zu Pfaffen machen ohne ihren besonderen Urlaub“ (Erlaubnis).

Ein zweiter Weg, der Leibeigenschaft zu entrinnen, war der Wegzug in die Stadt. In dem Brief war daher die feierliche Verpflichtung aufgenommen: „Welcher des Gotteshaus eigen ist oder des Mutter eine Zinserin gewesen ist, wenn der 12 Jahre alt wird, so soll er einem Abt von Sankt Georgen und dem Gotteshaus schwören Treue und Wahrheit“. Die Knaben hatten zu schwören: „Treue und Wahrheit, ihres Gotteshauses Schaden zu wenden und des Gotteshauses Nutzen zu fördern ungefährlich und zu werben in der Genossenschaft, er tue es denn mit ihrem Urlaub“. Das letztere war das härteste Gebot: der Genosse durfte nur eine genössische Frau heiraten und keine „Ungenössin“, d. h. keine Frau, die einer anderen Genossenschaft oder einem anderen Stände angehörte. Wer sich nicht daran hielt, verlor die Huld des Klosters und der Abt konnte ihn „halten und strafen an Leib und Gut“, wie er wollte. Andererseits hatte das Kloster die Pflicht, die Waisen seiner Leibeigenen zu erziehen und auszustatten bis zu ihrer Selbständigkeit. Dieses Versprechen ist erfreulicherweise eingehalten worden.

Die Bestimmung, daß den Kindern die Güter ihrer Eltern aufgehoben werden sollten, zeigt, wie fest die Bauern auf ihren Höfen saßen. An dem erblichen Besitzrecht wollte die Herrschaft nicht rütteln. Für jede Belehnung mußte der Beliehene einen „Handlohn“ oder ein „Auffahrtsgeld“ geben: „Wem sie oder ihre Amtleute ein Gut leihen, es sei klein oder groß, der soll ihnen geben zwei neue Hendschuch (Handschuh) oder aber zwei gute Hühner“. Der Beliehene war wohl der sichere Besitzer, aber nicht Eigentümer des Lehengutes, denn er war in der Verfügung über das Gut beschränkt. Er durfte es weder „verwandeln“ noch „verändern“, d. h. weder verkaufen, noch verschenken, noch verpfänden, noch sonstwie dem Kloster entfremden.

Der Heimfall eines Gutes nach dem Tod eines Beliehenen trat nur ein, wenn der oder die Beliehene als „Hagstolz“ oder „Hagstölzin“ starben. Dann zog das Kloster unter Umgehung der Anverwandten alles fahrende und liegende Gut ein, da der eigene Erbe fehlte, der es rechtmäßig übernehmen konnte. Als Hagestolz galt, „wer weder Vater noch Mutter hat und auch kein Eheweib nit hat und zu seinen Tagen kommen ist, zwölf Jahre alt, und wär auch eine Mutter eine Zinserin gesein, so heißt er doch ein Hagestolz“. Auffallend ist, daß im Leidringer Dingbrief der Knabe schon mit zwölf Jahren volljährig und ehemündig (heiratsfähig) wird, während anderwärts Knaben 14 Jahre und Mädchen 12 Jahre alt sein mußten.

Nur in diesem „Hagestolzenrecht“ hat sich das Beerbungsrecht, das der Grundherr ursprünglich an dem Gut seines Grundholden besessen hatte, uneingeschränkt erhalten. Bei der Hinterlassenschaft der übrigen gestorbenen Untertanen des Klosters wurde ganz verschieden verfahren, je nachdem es sich um Leibeigene oder nur um Zinser, um Männer oder um Frauen, um Verheiratete oder Ledige handelte. Die Bestimmungen hierüber nehmen im Dingbrief einen breiten Raum ein und sind überaus kompliziert. Aus den Bestimmungen im „Sterbfall“ oder „Todfall“ (Fall hier = Änderung in der Person des Grund-

holden) sei nur das Wesentlichste herausgegriffen.

Der gebräuchlichste Sterbfall war das „Besthauptrecht“ d. h. das beste Stück Vieh wurde beim Tode des Grundholden aus seinem Stall eingezogen. War kein Sohn da, so wurde beim Tode eines Eigenmannes, der nicht auf Klosterboden saß, noch zusätzlich sein „Wat und Waffen“ (Wehr und Waffen) beansprucht. Saß er aber auf Klosterboden, traten also zu den leibherrschaftlichen Rechten des Klosters noch grundherrschaftliche, so wurde neben dem Sterbefall ein „Abfahrgeld“ oder „Güterfall“ gefordert, das gewöhnlich aus dem 3. Teil des fahrenden Guts („Drittel“) bestand. Beim Tod einer Zinserin wurde das Kleid eingezogen, das sie zu „Kirchen und zu Weg und zu Straß“ getragen, beim Tode einer Eigenfrau das beste Kleid, „das sie am Weihnachtstag angehabt hat“, und dazu ein Bett.

St. Georgen war ein strenger Leibherr. Die „Erbchaftsteuer“ war damals kaum weniger drückend als heute. Noch schwerer trug man an den regelmäßigen Abgaben und Lasten. Wer Klostersgüter zu Lehen hatte, schuldete dafür als jährliche Steuer vor allem das „Lehengeld“. Es mußte in Winterkorn Haber und Zinspfennigen gegeben werden. Das Winterkorn mußte auf St. Gallentag (16. Okt.), der Haber und Zinspfennig auf St. Martinstag (11. Nov.), beim Meier abgeliefert werden, der dann den Bauern mit einem Brot bewirteten mußte. Nur bei Mißwachs konnte bis drei Jahre gestundet werden. Einmal im Jahr mußten auch für einen Tag alle Bauern, Kloster- wie Lehenleute, dem Kloster mähen oder einen Recher stellen.

Eine Verpflichtung des Klosters war, für seine Bauern die Zuchttiere zu halten, einen Eber und ein „Wucherrind“ (Farren). Der Bulle hatte seine „Bullenfreiheit“, denn es heißt: „Und soll das Wucherrind unter der Herd gon und hat deshalb das Wucherrind das Recht, das mag gon, wohin es will, es sei in Samen, in Korn, in Gräser und wo es gat, da verliert es keine Einung (Strafe, Buße) und soll es auch niemand schlagen noch übel behandeln. Wohl mag es einer aus dem Samen treiben und in das nächste Korn“.

Wichtig waren auch die Bestimmungen über das Lehensrecht. Bei der Verleihung der Güter des Klosters kamen die Eigenleute in erster Linie in Betracht. Nur wenn keine interessierten St. Georgischen Leibeigene vorhanden waren, durften sie an Klosterzinser und erst wenn auch solche fehlten, nach Belieben des Abtes verliehen werden. So genossen die Eigenleute auch manche Vorteile.

Der Brief war „am Sankt-Andreas-Abend des heiligen Zwölftotentag nach Christi Geburt dreizehnhundertneunzig und neun Jahre“ kaum gegeben, als die Ordnung, die er festhalten sollte, 1401 eine entscheidende Umgestaltung erfuhr. Das Kloster gab seine Eigenwirtschaft in Leidringen auf. Die Hofäcker, größtenteils in den „Braiken“ gelegen, wurden in 14 Schuposen (kleinere Höfe) aufgeteilt, die an 14 „Schuposmeier“ ausgegeben wurden, und die drei Brühle des Dinghofes wurden bis auf 12 Mannsmahd Wiesen zerteilt. Auch der „Höfinger Brühl“, in der Nähe des heutigen Bommlerhofes, wurde aufgeteilt. Auf den Dinghof wurde ein Hofmeister gesetzt, der die Einnahmen und Ausgaben zu registrieren, die Eigenleute zu beaufsichtigen und über das althergebrachte Recht zu wachen hatte. Das Gericht als die Jahresversammlung der Genossenschaft blieb, es blieb auch die Leibeigenschaft. Nur Haupt- und Kleiderfall wurden später in Geldabgaben verwandelt und die Heiratsbeschränkung aufgehoben. Sonst aber überlebten die alten Rechts- und Besitzverhältnisse das Zeitalter der Reformation und der Religionskriege.

Zwischen dem württembergischen Vogtgericht (Leidringen seit 1317 württembergisch) und dem St. Georger Dinggericht, die beide in der Gerichtsstube des Dinghofes tagten, bestanden bis ins 17. Jahrhundert Kompetenzstreitigkeiten. Viele Bauern hatten nämlich drei Herren: den Landesherrn, St. Georgen zum Grundherrn und ein anderes Kloster zum Leibherrn.

Die Hohenberger und ihre Burg

von Wolfgang Leipold

Im Süden unseres Kreises erhebt sich der Oberhohenberg. Mit 1010 Meter Höhe ist er einer der mächtigsten Berge der Schwäbischen Alb. Vor mehreren Jahrhunderten stand auf ihm die Stammburg des Grafengeschlechtes der Hohenberger.

Die wechselhafte Geschichte der Burg beginnt im zwölften Jahrhundert. Ursprünglich war sie ein alter Familienbesitz der Zöllern. Die Abspaltung der Hohenberger von der Hauptlinie der Zöllern erfolgte unter dem Grafen Burkhard (1170 bis 1193), der sich abwechselnd Graf von Hohenberg und Graf von Zöllern nannte. Burkhard und sein Bruder Friedrich wurden häufig in der Umgebung der Staufenkaiser genannt. Friedrich nahm unter Kaiser Barbarossa an einem Kreuzzug teil. Durch die Erwerbung Haigerlochs und Rotenburgs, einer Erbschaft von den Grafen von Hirrlingen, überragten die Hohenberger die Zöllern bald an Besitz. Eine weitere Gebietserwerbung gelang einem Enkel des ersten Burkhard, Burkhard II, der eine Tochter des Pfalzgrafen von Tübingen heiratete, und den Nagoldgau als Mitgift erhielt. Auf diese Verlagerung des Machtbereiches vom Albrand ins Neckartal folgte bald auch eine Verlegung des Hauptsitzes aus der Burg Hohenberg in die an gemäßigteren Orten liegenden Burgen von Rottenburg (Weilerburg) und Haigerloch.

Mit der Heirat der Tochter Burkhard III, Gertrud, um 1250, mit dem späteren deutschen König Rudolf von Habsburg, begann die Blütezeit des Hauses Hohenberg. Gertrud, die als Königin den Namen Anna annahm, brachte ihrem Gemahl die nicht unbeträchtlichen Besitzungen der Hohenberger im Elsass mit in die Ehe. Doch auch das Haus Hohenberg zog seinen Nutzen aus der Verbindung mit dem Habsburger. Im Schatten König Rudolfs erreichte Albrecht II beachtliches Ansehen. Von 1274 bis 1291 bekleidete er das Amt eines Landvogts von Niederschwaben, und wurde dadurch in mehrere Fehden verwickelt, so auch gegen Eberhard den Erlauchten von Württemberg. Auf dem Feldzug gegen diesen eroberte und zerstörte Albrecht die Festungen Waiblingen, Berg und Endersbach. Nach der Eroberung Stuttgarts und dem Abschluß des Feldzugs im Jahre 1286 besuchte König Rudolf die Burg Hohenberg. Diese Gelegenheit benützte er, um den schon seit längerer Zeit schwelenden Streit zwischen Zöllern und Hohenbergern zu schlichten. 1286 war es auch bei Balingen zu einem Gefecht gekommen, das für die Hohenberger einen ähnlich ungünstigen Ausgang nahm, wie ein Treffen bei Haigerloch 19 Jahre zuvor. Doch scheint die Vermittlung König Rudolfs nicht von langer Dauer gewesen zu sein, denn schon kurz darauf befand sich ein Zöllerngraf in hohenbergischer Gefangenschaft. Bei dem Zwist der beiden Grafenhäuser handelte es sich ohne Zweifel um Erbstreitigkeiten, und zwar insbesondere um die Städte Balingen und Haigerloch. Der Hohenberger traf noch öfters mit seinem königlichen Schwager zusammen, so etwa 1275 bei der Reichsversammlung in Aachen und der Zusammenkunft mit Papst Gregor X. in Lausanne, 1282 in Ulm, Weissenburg/Elsass und Augsburg, 1287 in Würzburg, 1288 in Mainz und

Aber die Herrschaft des Klosters St. Georgen dominierte nach ihrer tatsächlichen Bedeutung. Die Genossenschaft seiner Bauern stellte einen geschlossenen Rechts- und Lebenskreis dar, und der Leidringer Dingbrief war durch Jahrhunderte in Wahrheit die Rechtsgrundlage und Verfassung der Bauernschaft des Kleinen Heubergs.

Ulm, 1290 in Erfurt und noch kurz vor dem Tode des Königs in Hagenau. Seine Gemahlin war Rudolf schon 1281 im Tode vorausgegangen, nachdem sie ihm sieben Kinder, sechs Töchter und einen Sohn, geschenkt hatte. Der Sohn starb schon in jugendlichem Alter, während sämtliche Töchter in die regierenden Fürstenhäuser Europas verheiratet wurden. Auf diesem Wege sind die Grafen von Hohenberg mit allen Fürstengeschlechtern Europas, mit Ausnahme derer von Serbien, Monaco und Montenegro, verwandt. Am 12. April 1298 fiel Albrecht II. mit 340 der Seinigen bei Leinstetten (b. Horb). Nach seinem Tode nahmen Einfluß und Besitz der Hohenberger immer mehr ab.

Die Burg Hohenberg selbst fand in der Zeit von 1299 bis 1343 nur noch in fünf Urkunden Erwähnung und auch diese zeugen nur vom raschen Schwinden der Besitztümer und dem Anwachsen der Schulden. Um 1381 war die Grafschaft durch Fehden und Mißwirtschaft so heruntergebracht, daß sie von Rudolf III. an das Haus Habsburg für 66 000 Gulden veräußert wurde. Im Kauf inbegriffen waren Burg und Stadt Hohenberg, die Städte Schömburg, Nusplingen, Spaichingen und Fridingen, die Burgen Kallenberg, Werenwag, Wehingen, Neckarburg, Wasseneck (b. Oberndorf), die Stadt Oberndorf selbst, die Festen Wehrstein und Isenburg, die Stadt Horb, die Feste Urnburg (b. Weitingen), Ons (Obernau), die Feste Rotenburg, Burg Rottenburg, Burg und Stadt Haigerloch, der Turm zu Altensteig und Burg und Stadt Waldenbuch, allesamt mit Zugehörungen. Die Habsburger befanden sich damals aber auch laufend in Geldschwierigkeiten, so daß die Grafschaft noch bis zu seinem Tode 1389 an Rudolf III. verpfändet blieb.

Von nun an wechselten die Besitzer der hohenbergischen Lande häufig, wobei aber

Habsburg immer der nominelle Eigentümer blieb. 1396 wurde ein Johannes Pfuser von Nordstetten als Besitzer genannt, darauf die Grafen von Sulz und durch sie die Gräfin Henriette von Mömpelgard. 1410 verpfändete Friedrich von Habsburg Rotenburg und Altrottenburg, Horb, Schömburg und Binsdorf um 33 343 Gulden an den schwäbischen Städtebund (dem unter anderen Ulm, Reutlingen und Rottweil angehörten). So zerfiel die hohenbergische Grafschaft immer mehr. Den letzten Hohenbergern gelang es, Weilerburg und die umliegenden Dörfer zurückzukaufen.

Die Stammburg selbst fand ihren letzten Herrn in dem reichen Ritter Jobst von Hornstein. Dieser sollte wegen seiner Räubereien Herzog Albrecht von Österreich die Einlösung des Pfandes gestatten, weigerte sich aber und wandte sich um Hilfe an Rottweil, dessen Bürger er war. Als er dort keine Unterstützung fand, schloß er sich Ulrich von Württemberg an und fiel plündernd in das Gebiet der Reichsstadt ein. Bereits 1434 hatte Kaiser Sigismund den Rottweilern schärfstes Vorgehen gegen den von Hornstein befohlen. Jetzt beschloß der Städterat ihm den größtmöglichen Schaden zuzufügen. Am 21. September 1449 zogen die Rottweiler daraufhin mit starker Mannschaft und Belagerungsgerät vor die Burg Hohenberg, die von 21 Mann, darunter auch Jobst, gehalten wurde. Nach der Spaichinger Oberamtschronik fiel die Burg nach 16stündiger Belagerung, wobei nur Jobst mit zwei Mann entkam. Die Legende dagegen berichtet, die Burg hätte sich noch 20 Tage lang gehalten und sei auch dann nur durch den Verrat einer Köchin gefallen. Ob man nun dieser oder jener Fassung Glauben schenken will, die Burg, die in ihrer Geschichte so verschiedenen Gestalten, wie einer Königin und einem Raubritter Wohnsitz bot, wurde nach Amtschronik am 22. September 1449 von den Siegern von Grund auf zerstört.

Der Name Hohenberg aber taucht in der Geschichte noch zweimal auf: Anfangs des 17. Jahrhunderts erhielt ein österreichischer Erzherzog, der eine Kaufmannstochter heiratete und auf seine übrigen Titel verzichten mußte, den Titel eines Grafen von Hohenberg.

Letzte Trägerin des alten Namens war die Gemahlin Erzherzogs Franz Ferdinand. Zusammen mit ihrem Mann fiel sie 1914 dem Attentat von Serajewo zum Opfer.

Die Eiserne Krone im Dom zu Monza

von Robert Kohlrausch

(Schluß)

Auch ein sichtbares Abbild von einer Krönung deutscher Könige bewahrt dieser Dom. Im rechten Querschiff ist ein ehemals an der Kanzel befindliches Relief in die Wand eingelassen worden, auf dem der feierliche Akt von steinernen Figuren vollzogen wird. Man hat gestritten, welche Krönung hier dargestellt wird. Früher hat man die Szene auf Otto III., dann auf Otto IV. bezogen; jetzt wird sie auf Karl IV. gedeutet, oder auch angenommen, daß gar kein bestimmter Vorgang, sondern lediglich die feierliche Zeremonie an sich hier im Stein verewigt worden ist. Links erblickt man auf diesem Relief den Altar, über dem auch hier vier Votivkronen zu sehen sind, dann folgt die Gruppe des unter einem Thronhimmel sitzenden Königs mit den die Krönung vollziehenden geistlichen Würdenträgern. Weiter nach rechts die Kurfürsten, deren einer das große Königsschwert trägt, und zum Schluß eine Gruppe von Figuren, die als Einwohner von Monza unter der Führung ihres Podestà gedeutet werden. Über dem Steinbild aber thront eine Statue des Papstes Gregor des Großen, von dem die

Sage geht, er habe der Königin Theudelinde die vom Kaiser Konstantin stammende heilige Reliquie zum Geschenk gemacht. So weist hier alles immer wieder auf den Kronreifen hin, der das kostbarste Gut dieser Kirche seit vielen Jahrhunderten bedeutet.

Das Prophezeien ist eine gewagte Sache. Das eine jedoch kann man wohl ohne zu große Kühnheit behaupten, daß im Dome zu Monza niemals wieder ein Deutscher mit Italiens eiserner Krone gekrönt werden wird. Und so darf die Kapelle, wo diese Krone jetzt im Schlummer liegt, zugleich als Grabkapelle gelten für das italienische Königs- und Kaisertum deutscher Nation. Kampf, Streben, Ehrgeiz ruhen dort als vergangene, vergessene Dinge. Hier ist eine der Stätten, wo tiefe Wehmut unwiderstehlich einzieht in das Herz des deutschen Besuchers. Mag die eiserne Krone von Monza wirklich bei den meisten Königskronungen in Italien die große Rolle, die man ihr früher zuschrieb, gespielt haben oder nicht, für uns ist sie nun einmal zum altheiligen Symbol für die Herrschaft über jenes verführerische Land geworden.

Beiträge zur Frage der Herkunft Walthers von der Vogelweide

Das Waltherdenkmal in Bozen und der Waltherplatz sind Zeugen von jener berechtigten Vermutung, die da annimmt, daß Walther von der Vogelweide, der bedeutendste Lyriker des deutschen Mittelalters, seiner Abstammung nach Südtiroler sei. Die geistigen Väter dieser Theorie sind ursprünglich zwei Priester gewesen, der Kopoperator Anton Spieß und nach ihm der Pfarrer Johann Haller, die beide Seelsorger in Lajen waren. Haller wurde später Kardinal und Fürsterzbischof von Salzburg.

Beide wiesen darauf hin, daß es im Lajener Ried einen Vogelweiderhof gebe und daß demzufolge hier die Heimat Walthers, über die wir ja bekanntlich keinerlei Urkunde besitzen, daß also dessen Heimat hier gewesen sei. Begeistert übernahm der Innsbrucker Germanist Ignaz Vinzenz Zingerle diese Theorie, baute sie auf wissenschaftlicher Basis aus, und so kam es im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts zu einer regelrechten „Walther-Renaissance“ in Südtirol. Man enthüllte an dem kleinen Vogelweiderhof eine Gedenktafel mit den berühmten Versen des Hugo von Trimberg: „Her Walther von der Vogelweide/Swer des vergäss, der tät mir leide.“ In Bozen selbst wurde 1889 das Waltherdenkmal errichtet, und vor allem war es das Künstlerstädtchen Klausen, das auf Grund dieser neuen Ergebnisse in der Vogelweiderforschung zu einem „Mekka der deutschen Romantik“ wie es Carl Ritter von Lama in seiner verdienstvollen Neuauflage von Ernst Loesch's „Südtiroler Erinnerungen“ nennt. Dort trafen sich Künstler und Gelehrte im Rahmen der „Walther-Tafelrunde“, und Zingerle wußte auf seinem Schloß Gufidaun einen Kreis von Menschen um sich zu scharen, die

sich für alles Altdeutsche begeisterten. Klingende Namen sind darunter, wie etwa Defregger, Steub, Gredler, Natter Pembaur und Gottlieb Putz.

Seither nimmt auch die Welt der Fachgelehrten die südtirolische Abstammung Walthers als sehr wahrscheinlich — wenn auch durch nicht bewiesen — an. Die Möglichkeit zu Vermutungen ist ja nur zu groß, haben wir doch über Walther eine einzige urkundliche Erwähnung aus dem Jahr 1203. Das Geburtsjahr 1168 und das Sterbejahr 1230 ist auch nicht gewiß, und ebensowenig wissen wir wirklich Beweisbares über seine Herkunft.

Der Bereich läßt sich allerdings einengen, denn Walther ist, schon der Sprache nach — Süddeutscher gewesen. Nun gibt es aber im süddeutschen Raum nicht wenige Vogelweiden, angefangen von St. Gallen bis hinüber nach Dux (heute Duchcov) in Böhmen, und es hat nicht wenige Orte gegeben, die Walther als einen der ihren beansprucht haben, ähnlich dem Streit der griechischen Städte um die Herkunft Homers.

Die neuere Germanistik hat aber nun eine ganze Reihe von recht handfesten Indizien gesammelt, die für Walthers südtirolische Abstammung sprechen. Da ist einmal die enge Beziehung des Augustiner Chorherrenstiftes von Neustift mit dem von Klosterneuburg zu nennen, dessen Verbindung mit dem Wiener Hof evident ist, mit jenem Wiener Hof, an dem Walther nachweisbar seine Ausbildung genoß. Die Neustifter Herren aber sind im Lajener Ried begütert gewesen.

Prof. Thurnher von der Universität Innsbruck weist im weiteren darauf hin, daß Walther möglicherweise der Anreger für

eine ganze Minnesängerschule war, die sich in Südtirol in der Zeit nach ihm feststellen läßt, und der Leutold von Säben, Walther von Metz, Rubin, der Burggraf von Lienz, Hawart von Antholz und andere angehören. Zweifellos eine wichtige Beobachtung, der großer Wert beizumessen ist.

Wieder anders versuchte Prof. Karl Kurt Klein, ebenfalls von der Universität Innsbruck der Sache beizukommen. Er fand im „Willehalm“, einem im Schatten des „Parzival“ stehenden Werk Wolframs von Eschenbach, eine Stelle, in der von einer Nachtigall und gleich darauf vom „bozenaere“, also dem Wein von Bozen die Rede ist. Nun ist bekannt, daß Walther von zeitgenössischen Dichtern selten beim Namen, häufig aber mit „Nachtigall“ genannt wird, gleichsam als ob man ihm damit den höchsten Rang unter allen Minnesängern verdienstermaßen zuerkennen wollte. So wird also an der genannten Stelle Walther in Verbindung mit dem Wein aus Bozen gebracht — wiederum ein wichtiger Indiz, aber kein Beweis.

Als Endergebnis ist festzuhalten, daß die Germanistik heute nur mehr auf einen Zufall hoffen kann, der die Herkunft Walthers bündig beweist. Es müßte — was kaum anzunehmen ist — eben doch einmal eine längst vergilbte Urkunde aufgefunden werden, die uns Walther namhaft macht — alles andere muß immer Vermutung bleiben. Wir dürfen aber im Rahmen dieser Vermutungen doch so weit gehen, daß wir Walther mit größter Wahrscheinlichkeit einen Südtiroler sein lassen dürfen, denn der Indizien sind viele, die dafür sprechen.

In diesem Zusammenhang führte in den Spätherbsttagen dieses Jahres der bekannte Heimatkundler Luis Oberrauch, Gries, eine Gruppe von Freunden der Dichtung des großen Minnesängers durch das Lajener Ried, um dort auf Beobachtungen aufmerksam zu machen, die er bei vielen Streifzügen durch das Ried gemacht hatte.

Schon früher wurde darauf hingewiesen, daß es sich beim Vogelweiderhof kaum um die Heimat eines Adelligen handeln könne. Der Hof trägt zwar diesen Namen und wurde, wie wir bereits hörten, deshalb auch mit einer Gedenktafel geschmückt. Es handelt sich um einen malerischen, schönen Hof, aber er ist eher klein und durchaus nicht mit einem befestigten, mittelalterlichen Edelsitz zu vergleichen.

Woher aber der Hofname? Oberrauch wies darauf hin, daß der Hofname mit dem Träger dieses Namens durchaus abwandern könne. So wäre es denkbar, daß ein „Vogelweider“ diesen Namen auf das „Höfl“ übertrug, das er vielleicht als seinen Austrags- und Alterssitz erkor und wohl auch selbst erbaute.

Bestärkt wird diese Theorie durch manche Beobachtung im Lajener Ried: Da steht, fast genau der Trostburg gegenüber, am Eingang ins Grödner Tal, ein ausgeprägter Hügel, der im Volksmund heute noch den Namen „Burgstall“ trägt und Mauerreste aufweist. Mehr ist über den Burgenrest kaum in Erfahrung zu bringen. Ist es der Sitz jenes Heinrich von Lajen gewesen, den Neustifter Urkunden erwähnen? Und wohnt der ebenfalls urkundlich erwähnte „Waltherius von Gredena“ ein Ministeriale des Heinrich, auf einem der festen Höfe in dem ober dem Burghügel liegenden Ried? Um 1151 ist dieser „Waltherius“ bezeugt — unser Walther ist aber fast sicher 1168 geboren, er kann also nicht mit ihm identisch sein. Der Vater? Ein Verwandter? — Wir wissen es nicht. Vielleicht aber birgt doch das Neustifter Archiv einen wichtigen Hinweis!

(Schluß folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Die Mehlbeere

Sorbus aria

Eine Hauptcharakterpflanze unserer Alb ist die kalkliebende Mehlbeere mit ihrem derben, unterseits silbrigen, weißfilzigen, oberseits glänzenden Laub. Im Herbst, wenn auf felsig-steinigen Schafweiden oder auf dem Scheitel und an den Flanken altersgrauer Felsen unserer Berge noch blaue Glocken und Enziane und rote Skabiosen blühen, die weitoffenen, großen, weißstrahlenden Blumenkronen der stengellosen Silberdistel wie lauter Sonnen auf der Heide liegen, sind die hohen Büsche der Mehlbeere voll von fast kugeligen, scharlachroten, weißlich-punktierten, den Winter überdauernden Früchten, die von den Vögeln, ihren Hauptliebhabern, abgeholt werden. Die Vögel verzehren das Fruchtfleisch und geben die Kerne, die durch eine derbhäutige Umhüllung gegen die Angriffe des Vogelmagens geschützt sind, in noch keimfähigen Zustand wieder von sich. Die Auffälligkeit der Frucht wird durch die rote Lockfärbung erhöht.

Das silberne Laub der Mehlbeere, das bei jeder Luftbewegung aufleuchtet, ist unterseits, wo die Spaltöffnungen liegen, stark behaart. Dadurch wird die Verdunstung vor allem an den frei dem Winde ausgesetzten Standorten wesentlich herabgesetzt. In dem von Steinbrocken durchsetzten Boden und in den engen, oft nach unten offenen Felsspalten muß mit den Wasservorräten sparsam umgegangen werden. Um auch auf trockenem Standort aushalten zu können, muß die Mehlbeere imstande sein, wenigstens vorübergehend Trockenheit zu ertragen.

Von Mai bis Juni krabbeln die verschiedensten Kerbtiere auf den wolligen, weißen Doldenrispen herum. Die Gäste werden durch den starken Honigduft angelockt.



Eine nahe Verwandte der Mehlbeere ist die Vogelbeere (*Sorbus aucuparia*), die aber gefiederte Blätter hat. Wie die Mehlbeere wird sie oft an den Straßen unserer Hochalpen als Baum gepflanzt. Beide können eine Höhe bis zu zehn Metern erreichen. Auf dem Plettenberg und auf dem Lochenhörnle finden wir auch eine Kreuzung, einen Bastard, von *Sorbus aria* und *aucuparia*. Sie alle erfreuen uns im September, wenn die Blütenpracht des Sommers zu Ende geht und sich die meisten Pflanzen für den Winterschlaf vorbereiten, durch den prächtigen, scharlachroten Fruchtbehang. „Und mit der roten Beeren Last, die deine Zweiglein niederziehn, scheinst du dem Blick noch schöner fast, als da du prangtest weiß und grün“ (Trojan).

Fritz Scheerer



Zur Landschaftsgeschichte um den Oberhohenberg

von Fritz Scheerer

Nachdem in Nr. 9/1966 der Heimatkundlichen Blätter erfreulicherweise auch einmal ein junger Autor versucht hat, die geschichtliche Bedeutung des Oberhohenbergs herauszustellen, soll in den folgenden Ausführungen die Landschaftsgeschichte um den Oberhohenberg im Vordergrund stehen. Dabei wollen wir zwei verschiedene Standorte wählen.

Das heutige Landschaftsbild

Unsere Wanderung soll auf dem kegelförmigen Wächterberg vor der trichterförmigen Schlichem-Randbucht, dem Palmbühl bei Schömberg, beginnen. Breitmassig stellt sich dabei beim Blick nach Süden die Weißjurakrone des Oberhohenbergs. Auf halber Höhe des Albtraufs stößt an ihm die Braunjurastufe weit hervor in dem kantigen Eisensandsteinsporn des Wochenbergs (827 m). Aus dem Grund des alten Dorfes Schörzingen heraus streckt sich gegen Westen eine zerlappte Ebenheit der Oberliasstufe des Ölschiefers, an die sich die fruchtschwere Unterliasstufe um Zepfenhan, Feckenhausen und Neukirch anschließt.

Vom Oberhohenberg gen Osten folgt bei Deilingen ein fast ebener, tiefer Einschnitt von über einem Kilometer Breite. Seine Hänge fallen von der wie mit dem Messer geschnittenen Kante in den Sandkalken zunächst steil, dann bei Weilen unter den Rinnen flacher werdend, gegen die Schlichem ab. Drei Bäche (Brandbächle, Wellenbach und Mittelbach) und ihre Verästelungen haben die Hänge unter der Stufenkante zerfurcht und führen die über den reinen Tonmassen austretenden Wasser der Schlichem zu. Am anschließenden Ortenberg sind die Stellen noch offen, an denen wiederholt die Kalkfelsen an- und nachbrachen, als unter ihrem Druck die durchfeuchteten Mergel und Tone nachgaben. So folgte nach zwei kleineren Bergrutschen in den Jahren 1744 und 1787 vom Ortenberg herunter 1789 ein großer, der in ziemlicher Breite bis auf die Schlichem herabreichte und diese sogar staute. Die Kante des gegenüberliegenden Eckpfeilers des Schlichemtals, des Plettenbergs, liegt nur rund 2 km entfernt und dazwischen ist das Schlichemtal 300 bis 400 m eingetieft.

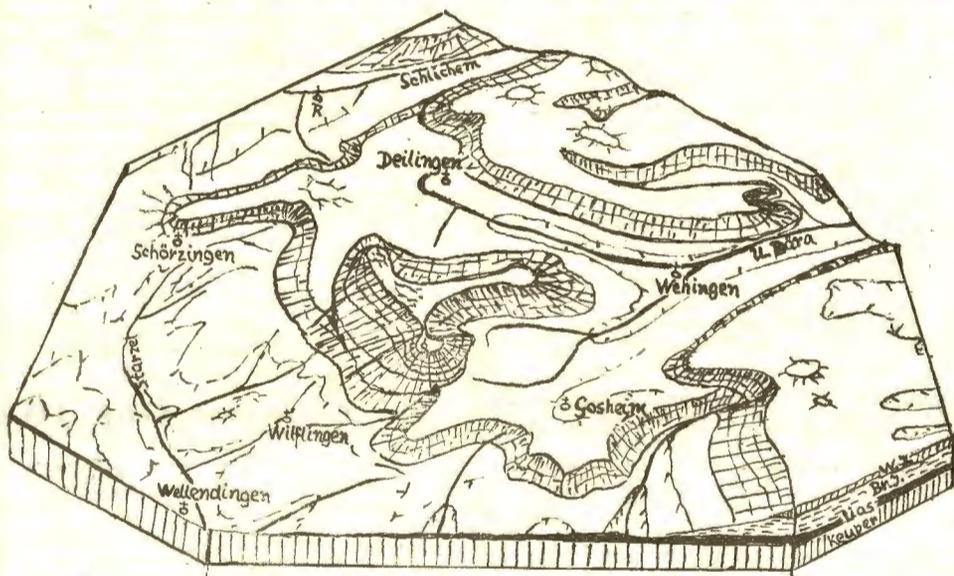
Ein alter Weg hinauf nach Wehingen, der östlich am Palmbühl vorbei über Holzheim (an der Stelle der 2. Schömberger Schlichemmühle, 785 erstmals genannt, abgegangen), die Ottilienkapelle und das „Heidenschlößle“ auf einem kleinen Bergvorsprung über dem Mittelbach führte, erreichte in einer steilen Steige die breite Deilinger Platte, wo heute die Deilinger Bära entspringt, die erst südlich Deilingen in die Weißjurapforte eintritt. Das Deilinger Rathaus (826 m) steht auf der Wasserscheide zwischen Schlichem und Bära. Seine Traufen ergießen so ihre Wasser zur Nordsee und zum Schwarzen Meer. Südwestlich Deilingen erhebt sich der gewaltige Mantel von Tannenwald, mit teils mächtigen

Baumriesen, den der Weißjurablock Hochberg (1008 m), Oberhohenberg (1011 m) und Lemberg (1015 m) trägt.

Nachdem wir vor dem schon 786 genannten Deilingen die Blaukalkstufe Braunjura erstiegen haben, schlagen wir den Fahrweg ein zu dem einstigen Meierhof der Hohenberger, der vor etwa 60 Jahren abgebrannt ist, und zu der in den Flurkarten von 1839 noch als Wiese verzeichneten Fläche des einstigen Burgstädtchens Hohenberg (920 m), um dann in Windungen zu den schwachen Resten der einst weitberühmten Burg der Grafen von Hohenberg hinaufzusteigen. Wir erreichen damit den zweithöchsten Albgipfel, das man ihm aber durchaus nicht ansieht, weil die Talsohlen an der Kante bei Deilingen fast so hoch liegen wie der Gipfel des Roß-

erscheint der nahe Ortenberg und ganz nahe die gewaltige Hochfläche des Heubergs, in die das Bäratal tief einschneidet, während es bei Wehingen (777 m) gegen Deilingen (826 m) und gegen Gosheim (849 m) breit wird. Zwei Quelläste der Bära greifen in der Gosheimer Pforte auf den harten Ooliten des obersten Braunjura weit nach Westen. Das Tal ist unten rund 1 km breit, von Kante zu Kante gar 2,5 km, dazu rund 150 m tief. Wir haben hier die höchste Braunjurastufe des Landes. Südlich Gosheim werden im Hummelberg und im Aussichtspunkt beim „Hau“ wieder Höhen von über 1000 m erreicht. Dahinter leuchtet die schroffe Felsenkante des Klippenecks auf.

Nach Westen, gegen die Orte Wilflingen, Frittlingen und Denkingen, die rund 200 m tiefer liegen wie Gosheim, fällt die Platte steil ab. Viele Äste gieriger Bäche, so der Wellendinger Starzel, des Vogelsang- und Wettbaches, die zur Prim eilen, haben sie angenagt. Zahlreiche Rutschungen im Wettbachtal, die einst den Bahnbau gefährde-



bergs. Er reiht sich in Reih und Glied wie links und rechts die anderen Tausender. Nur durch einen kurzen, schmalen Sattel von 90 m Tiefe ist er mit dem höchsten Berg der Alb (von der Küssaburg am Rhein bis zum Staffelberg am Main), dem Lemberg, verbunden, dem man schon einen Turm zur Krönung aufsetzen mußte, um ihn hervorzuheben. Andere Berge unserer Alb wie Hohenstaufen, Rechberg, Stuißen, Achalm, Hohenzoller, Hohenkarpfen, Lupfen, Fürstenberg und Eichberg treten weit mehr hervor, liegen viel auffälliger als Auslieger vor der geschlossenen Front des Albtraufs. Und doch ist der Weißjurablock von Oberhohenberg, Hochberg und Lemberg heute selbständig; er ist vom Albkörper völlig getrennt. Um dies klar zu erkennen, wollen wir die Landschaft noch vom Lembergturn aus betrachten.

Von dem 30 m hohen eisernen Turm erschließt sich ein herrlicher Überblick. Als wuchtiger Eckpfeiler des Schlichemtals

(Millionenloch!) sind Zeugen der Zerstörungsarbeit. Nur in Steigen (Wassersteig, Katzensteig, Gosheimer Steige) können die Höhenunterschiede überwunden werden.

Wollen wir vom Lemberg zum Klippeneck, so führt der Weg bald steil und steinig abwärts und man muß die breite Braunjurafäche bei Gosheim überqueren, um nach Verlassen des Dorfes die Höhe (1002 m) mit ihren schroffen, mauerähnlichen Weißbeta-Schichten zu ersteigen. Also auch hier ist, genau wie bei Deilingen, der Albtrauf mit seinen Weißjuraschichten unterbrochen. Wo wir die Fortsetzung des Bäratales suchen, schaut der blaue Himmel herein. Ein rund 2 qkm großer Weißjurablock ist im Lemberg, Hochberg, Hohenberg vom Albkörper abgetrennt (s. Blockbild). Wir müssen uns daher die Fragen stellen: 1. Wie ist dieser Block entstanden? 2. Wie konnten die breiten Täler von Gosheim und Deilingen entstehen? Wie können so winzige Bächlein so viel ausräumen?

Werden des heutigen Landschaftsbildes

Die Bächlein entspringen nicht einmal am Rande selbst! Dazu haben sie ein ganz geringes Gefälle, nur 1/4 von dem des Wettbaches, dessen Tälchen noch viel enger ist. Sie müssen einst größere Tage gesehen, d. h. mehr Wasser geführt haben und damit ihr Ursprung vor einigen Millionen Jahren weiter im Westen gelegen sein. Ihr Oberlauf ist mit samt dem zugehörigen Stück Albtafel vernichtet. Das Bäratal ist seines Oberlaufes beraubt; es ist „geköpft“. Es entstanden die breiten Pforten von Gosheim und Deilingen. Die Zerstörung des Albtraufes sehen wir heute noch in den vielen Rutschen. Und wenn es auch nur im Jahrtausend 1—2 m sind, die am Albtrauf verschwinden, im Laufe geologischer Zeiten gibt es doch ein Stück. Zur Zeit der Albvulkane reichte unser Albtrauf mindestens bis zum heutigen Neckartal, wahrscheinlich noch weiter nach Westen. Die damalige Albhochfläche wurde zur Donau entwässert.

Das alte Einzugsgebiet der Bära kann aber nicht über die Liasplatte des Albvorlandes hinausgereicht haben, denn ihr Gefälle ist viel zu groß (fast 2‰) und über dem Primal fließt die Eschachdonau. 5 bis 10 km weiter im Nordwesten wird ihr Ursprung gelegen sein. Zu jener Zeit war auch der Oberhohenberg-Lemberg-Block weit größer; ja er hing wohl am Albtrauf mit dem übrigen Weißjura zusammen. Erst das Rückschreiten des Albtraufs hat ihn abgetrennt, hat Stufenrandberge erzeugt. Das muß aber auch bewiesen werden.

Auf sicherem Boden befinden wir uns bei den letzten Schottern der Eschachdonau, unmittelbar vor ihrer Ablenkung zum Neckar. Die jüngste Bautätigkeit am Westrande Rottweils ermöglichte es, ein ausgedehntes Lager von Höhengschottern festzustellen, das Komponenten vom mittleren Keuper bis zum Weißjura enthält. Es hat durchweg Gesteine, die heute nicht mehr links, sondern nur noch rechts des Neckars vorhanden sind. Diese Flußschotter tragen Merkmale nur kurzen Transports, das Keuper- und Liasgestein hat sogar Hangschuttcharakter. Die Auswertung dieser Funde führt uns 600 000 Jahre, an den Beginn der Eiszeit, zurück, als es hier noch keinen Neckar gab. Wo heute Rottweil liegt, erhob sich der Keuperstufenrand auf über 800 m Höhe und nach Osten, wo wir heute die Liasflächen haben, stieg der Jura-stufenrand weit über 1000 m an. Westlich vor dem Keuperstufenrand fließt auf 660 m Höhe ein stark dezimiertes Stufenrandflüßchen nach Süden zur Eschach und mit dieser zur Donau.

In noch frühere Zeiten weisen uns die alten Schotter der Eschach, die durch die Spaichinger Pforte floß, auf der Liasfläche bei Aldingen-Aixheim, die außer wenig gerundetem Jura, auch Keuper, Muschelkalk und Buntsandstein führen. Wasserbohrungen in der Pforte oberhalb Spaichingen erreichten unter Schottern von Jura, Keuper, Muschelkalk und Buntsand-

stein, sogar darunter Grundgebirgsschotter, bei 649 m die alte Talsohle. Die heutige Wasserscheide zwischen Prim und Faulenbach mit 688 m ist also mindestens 40 m aufgeschüttet. Weitere Bohrungen im Faulenbachtal drangen nicht bis zur alten Talsohle durch, so daß bei Tuttlingen die Eltamündung (heute 642 m) tiefer als 643 m lag. Das alte Gefälle betrug demnach 1 ‰. Auch beim Bau der Bodenseewasserversorgung wurden Schotter bei Hofen in der Höhe von 656 m gefunden.

Südwestlich von Rottweil bei Oberrotenstein (Schafhof) sind zusammenhängende Schotterfelder auf Lettenkohle und unterem Gipskeuper in einer Höhe von 663 bis 677 m. Weiter eschachaufwärts stoßen wir auf den Muschelkalkhöhen bei Seedorf zu den höchsten Ureschach-Schottern. Hier ist in dem Dreieck Röttenberg-Heiligenbronn-Fluorn noch eine alte unberührte Donaulandschaft erhalten, das einzige Stück vor dem Albtrauf im Neckargebiet, mit alten Verwitterungsböden und einem nahezu eingeebneten Muschelkalkstufenrand. Die früher bei Fluorn ausgebeuteten Bohnerz-vorkommen stammen noch aus der Tertiärzeit. Wir müssen so das damalige Liefergebiet der Eschach bis hinüber in das der Kinzig mit der Schiltach ausdehnen. Wahrscheinlich hat das ganze Kinziggebiet bis nach Hausach und bis zum Kniebis einst zur Eschach gehört (s. Zeichnung).

Die Ablenkung der Eschachdonau zum von Norden angreifenden, zunächst im Keuper fließenden Neckar erfolgte im frühen Diluvium. Mit dem Augenblick der Anzapfung der Eschach, etwa über dem heutigen Bühligen, hat dann der durch den Wassergewinn plötzlich gekräftigte Neckar die Talweitung von Rottweil im Lauf der Eiszeiten etwa 100 m tief ausgeräumt, ist dabei zusammen mit seinem neu entstandenen Nebenfluß Prim im Schichtfallen um 2 km nach Osten abgerutscht und hat auf den westlichen Gleithängen große Felder von Schwarzwaldschottern hinterlassen. Die Schichtstufen sind während dieser Eintiefung gleichermaßen nach Osten gedrängt worden, und zwar um durchschnittlich 4 km. Der Neckar grub sich immer tiefer ein und seine rechten Nebenflüssen (Schlichem, Nebenbäche der Prim) konnten in rückschreitender Erosion weiter vordringen, bis sie die Quellläste der Bära köpften. Damit waren

die breiten Pforten im Albtrauf bei Deilingen und Gosheim entstanden, der Weißjura-block Oberhohenberg-Lemberg vom Albtrauf getrennt.

Merkwürdig ist, daß der ganze Block nur unteren Weißjura enthält. Das Dach bilden die Wohlgeschichteten Kalke (Betakalk), fast 1 qkm groß. Der ganze mittlere und obere Weißjura, rund 300 m Gestein, fehlen, sind abgetragen worden. Bekanntlich wurde der ganze Jura im Weltmeer abgelagert. Unser Block muß daher seit jener Zeit um mindestens 1300 m gehoben worden sein! Die Schichten, die einst seinen Gipfel bildeten, liegen aber heute am Aachtopf und bei Sigmaringen rund 500—600 m über dem Meer, sind also dort um rund 700—800 m weniger gehoben worden. Daran erkennen wir die starke Schiefstellung und Aufkippung unserer Albtafel. Hätte nun nicht das Wasser dafür gesorgt, daß „die Bäume nicht in den Himmel wachsen“, läge sie im Westen am Oberhohenberg noch höher.

Im Gebiet der stärksten Hebung, über dem Schwarzwald, sorgte die abtragende Kraft des Wasser, daß der ganze Jura abgetragen wurde. Der Donau, die vor etwa 140 Millionen Jahren mit ihrer Arbeit einsetzte, als das Jurameer vom Rheinischen Schild zurückwich, der sich langsam aufwölbte, flossen ihr von Nordwesten Flüsse mit geringem Gefälle zu. Als aber vor rund 20 Millionen Jahren das oberschwäbische Meer bis zur Klifflinie auf der Alb (Winterlingen, Stetten am kalten Markt usw.) vordrang, setzte eine starke danubische Abtragung ein. Der gewaltige Schutt-Transport zur Voralpensenke, die Juranagelfluh, beweist dies. Es wurde kräftig ausgeräumt. Die obersten Schichten des Weißjura wurden in unserem Gebiet abgetragen, so daß unser Block heute nur noch die Wohlgeschichteten Kalke trägt.

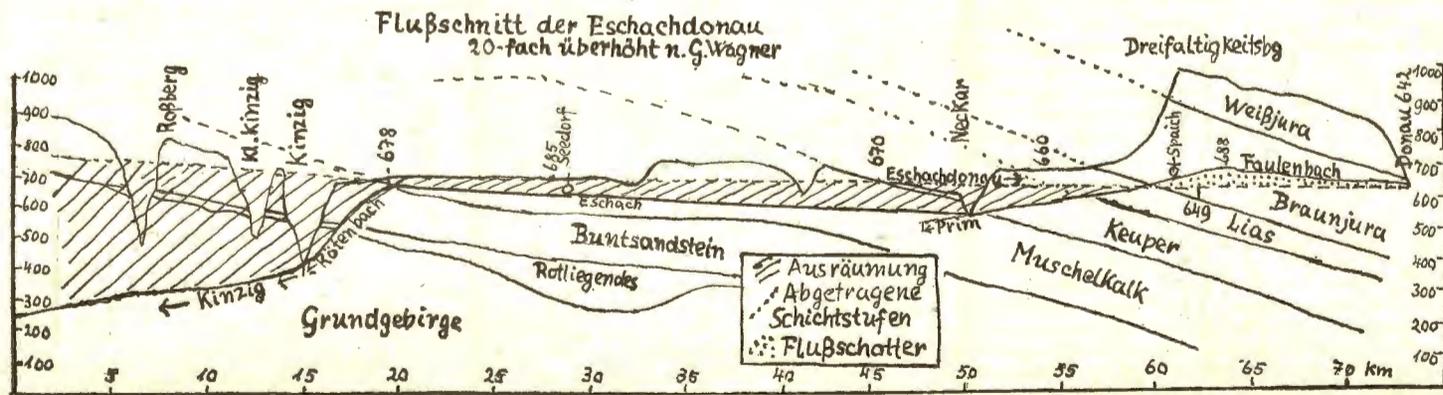
An der Wende Tertiär-Diluvium erlitt die Donau durch den Angriff des Neckars bei Rottweil einen schweren Verlust. Die Wasser der einstigen Eschachdonau erhöhten die Arbeit des Neckars, während sich die Donau nicht mehr weiter eintiefen, sondern nur noch aufschütten konnte, da ihre Wasser nicht mehr ausreichten, um den Schutt abzutransportieren. Am oberen Neckar dagegen konnte eine starke Ausräumung erfolgen. Oberhohenberg und Lemberg wurden Stufenrandberge.

Louis Landerer
(gest. 12. Okt. 1941) zum Gedächtnis

„Reih om Reih ond Grab om Grab, jedem ist sei' Platz zuegmesse.“

Wie viele vertraute Namen von Verwandten, Nachbarn und Bekannten aus der Jugendzeit, Namen, die schattenhafte Bilder der ersten Kindheit heraufbeschwören, lese ich bei einem Gang durch den Balingen Friedhof und jedes Mal auch „Louis

Landerer (1872 — 1941)“, und es ist mir, als sei es erst gewesen..., aufgeregte Stimmen in den Straßen der Stadt: „Herr Landerer ist gestorben; eben kam die Nachricht von Inzigkofen!“ — Als Mitglied des Schwäbischen Heimatbundes hatte er an dessen Herbsttagung in Inzigkofen teilgenommen, und während einer Führung



durch den Park bekam er eine Herzschwäche, an deren Folgen er kurz darauf starb.

Louis Landerer war nicht nur mit einer Balingerin verheiratet, sondern auch seine eigenen Vorfahren stammten aus Balingen, so daß er in den Jahren 1913 — 1941 mit gutem Grund hier „daheim“ war. Jedes



Pfänzlein, jeden Stein kannte er und umfaßte das äußere Bild der Heimat, wie die ihm anvertrauten Kinder, mit der ganzen verhaltenen, stillen Wärme seines Herzens. Und ebenso ruhig und bescheiden wie sein persönliches Leben vollzog sich mit vorbildlicher Sachlichkeit und Unbestechlichkeit seine Forscherarbeit, deren Ergebnisse er in zahlreichen interessanten Veröffentlichungen festgehalten hat.

Von dem damaligen Bürgermeister Rommel verständnisvoll unterstützt, hat Oberlehrer Landerer nach dem ersten Weltkrieg in Verbindung mit einigen Heimatfreunden aus Beständen des Rathauses und Leihgaben und Schenkungen alteingesessener Bürger die Anfänge des Heimatmuseums geschaffen, das nach wechselvollen Schicksalen und Wanderungen schließlich einen würdigen Platz im Zollernschloß gefunden hat und neben vielen Zeugen aus der Geschichte der Stadt und dem Leben ihrer Bewohner auch sein Bild pietätvoll bewahrt. — Das städtische Archiv, das auf seine Veranlassung hin im Wasserturm untergebracht wurde, war eine Fundgrube für seine Forschungen, und manche Stunde ist er hinter den dicken Mauern des Turms über den kostbaren Aufzeichnungen aus alter Zeit gesessen.

Trotz der schweren Schicksalsschläge, welche ihm durch den Tod zweier Kinder und seiner ersten Gattin zugefügt wurden, war Oberlehrer Landerer zeitlebens gefaßt und aufrecht, ein gläubiger Christ, und wurde von der Bevölkerung als Zeichen ihrer Achtung und ihres Vertrauens zum Stadtrat gewählt.

Das Beste eines Menschen bleibt, auch wenn er geht. Es bleibt seine Gestalt; es bleibt die Erinnerung an seine Liebe und Fürsorge und Charakterfestigkeit zurück. Darüber hinaus aber gilt für ihn das Wort Goethes:

„Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Streit zerronnen. —
Wer bewahret und erhält,
Hat das schönste Los gewonnen.“

Karl Hötzer

Eine lustige Geschichte von Ebingen

die in der „Chronik derer von Zimmern“ berichtet wird
Von Kurt Wedler, Ebingen

Graf Ludwig II. von Württemberg besuchte während seiner Regierungszeit (1450 bis 57) mit vielen Grafen, Ritters und Herren auch das Städtchen Ebingen, in dem gerade Markttag gehalten wurde. Unter ihnen war auch der Ritter Hans von Rechberg, der gefürchtete Raubritter, dessen Nest Ramstein im Bernecktal zerstört worden war. Er erwarb darauf dort im Jahr 1452 die beiden Falkenstein und erbaute 1457 — 59 die Burg Hohenschramberg.

Als sich nun die Herren auf dem Rathaus unterhielten, schaute Hans von Rechberg auf das Markttreiben hinunter, erblickte dort zwei Frauen mit allerlei Töpfen, Krügen und Schüsseln und kam auf einen neckischen Gedanken. Er schlich sich heimlich hinunter, ging zu den beiden Frauen, kaufte ihren ganzen Kram, bezahlte gut und befahl ihnen, ihre Waren noch länger feil zu bieten und auf ein Fenster des Rathauses besonders zu achten. Wenn er ihnen von dort ein Zeichen gäbe, sollten sie ihre Töpfe, Krüge und Schüsseln ohne Bedenken alle zerschlagen.

Wie er gegangen, so kam er ohne Aufsehen wieder in den Ratssaal zurück. Er stellte sich zu einer Gruppe, die an den Fenstern stand, die zum Markt hinausgingen (damals wurde der Markt noch in der Marktstraße abgehalten). Da sagte er zu denen, die um ihn waren, er kenne eine geheime Kunst, die es ihm ermögliche, zu erreichen, daß unten auf dem Markt die Weiber ihr Geschirr zerschlagen. Diese Behauptung löste Unglauben, Widerspruch und Gelächter aus, so daß Graf Ludwig auf die Gruppe aufmerksam wurde. Darauf hatte es Hans von Rechberg abgesehen, denn er wollte natürlich das Geschirr nicht umsonst bezahlt haben. Als Graf Ludwig die Probe aufs Exempel sehen wollte, wet-

tete Hans von Rechberg um einen schönen Hengst mit ihm.

Dann stellte er sich ans Fenster, machte allerlei Possen, und auf das verabredete Zeichen zerschlugen die beiden Frauen ihre ganzen Töpfe, Krüge und Schüsseln mit ihren herbeigeholten Prügeln. Darauf gab es auf dem Markt und im Ratssaal ein großes Gelächter. Graf Ludwig aber sah, daß er seinen Hengst ehrlich und redlich verloren hatte, doch wollte er nun auch

wissen, wie Hans von Rechberg dies zuwege gebracht, denn er sah, daß keine Zauberei und Hexerei mit im Spiel war. Doch dieser sträubte sich lange und gab erst nach, als Ludwig ihm einen zweiten Hengst bewilligte. Wie nun Hans beide Hengste in Händen hatte, gab er seinen Streich preis. Man ließ die beiden Weiber kommen, die erzählen mußten, wie sich alles zugetragen, und man lachte noch lange über den lustigen Einfall.

Die Silberdistel

(Carlina acaulis)

Immer liegt ein gewisser Zauber über dem Bild auf steinigten Kuppen und kargen Hochflächen zwischen Wacholdern und wilden Rosenbüschen weidenden Schafherden, wo der Schäfer auf seine Schippe gestützt vom Schatten der mächtigen Weidbuche aus mit wachsamen Augen sein Reich beherrscht. Ohne den Schäfer kann man sich die Alb kaum vorstellen. Ein solches Bild erscheint uns fast weltentrückt und doch von einer ursprünglichen Sprache. Am stimmungsvollsten wird es im Hochsommer und im Herbst, wenn auf dem kurzen, sonnverbrannten Rasen noch der vielblütige, blaßlilafarbene Deutsche Enzian und der einblütige Franzenzian mit seinem verwaschenen Himmelsblau die Schafweiden schmücken und die weitoffenen, großen weißstrahlenden Blumenkronen der stengellosen Silberdisteln wie lauter Sonnen auf der Heide liegen.

Die stattliche Silberdistel ist eines der schönsten Wahrzeichen der Alb. Sie weist daher auf den Schildern der Schwäbischen Albstraße den Weg. Mit ihren fiederspaltigen bis fiederteiligen Blättern, ihren dornig gezähnten Zipfeln drückt sie sich so eng wie möglich an den Boden an, daß sie dem Schafbiß entgeht und sich immer wieder erneuern kann. Auch ihre scheinbar stengellosen Blütenköpfe mit ihren glänzendweißen inneren Hüllblättern, die der Pflanze den deutschen Namen Silberdistel gaben, sitzen unmittelbar auf dem Boden auf. Den lateinischen Namen Carlina bekam sie nach Kaiser Karl dem Großen, dessen Heer durch ihre Wurzeln von der Pest verschont worden sein soll. Schon im Althochdeutschen heißt sie auch Epurwurz = Eberwurz, denn wie die Jäger wissen wollen, sollen die Wildschweine die Pflanze fressen, wenn sie durch den Genuß von Bilsenkraut gelähmt sind. Lonicer schreibt



1573 von ihr: „Etliche pflegen diese Wurzel in die Säutröge zu nageln, daß die Sau oder Schwein stets darüber essen und trinken“.

Durch Jahrtausende hat die Silberdistel auf unseren kargen Heiden ruhmreich um ihr Leben gekämpft. Der Zahn der Weidetiere konnte ihr nichts antun; aber gegen beutegierige „Blumenfreunde“ ist sie heute vielfach nicht geschützt. Sie mußte deshalb

gesetzlich geschützt werden. Doch der gesetzliche Schutz allein genügt nicht, wenn nicht gleichzeitig ein Weckruf an das Gewissen der Menschen hilft. Wir wollen daher die Silberdistel da, wo sie gewachsen und am allerschönsten ist, in Ehrfurcht bewundern und darauf verzichten, sie als Trophäe nach Hause zu bringen.

Fritz Scheerer

Noch leben Samariter im biblischen Land

Unter dem Staub der Jahrhunderte begraben liegen Ruhm und Elend der alten Samariter. Doch hat sich die Religionsgemeinschaft bis auf den heutigen Tag erhalten, wenn auch zusammengeschmolzen auf etwa 375 Mitglieder. Die meisten leben in Nablus (Jordanien), nahe der biblischen Stadt Sichem, die heute Tell Balata heißt. Etwa 150 Samariter sind in Israel zu Hause.

Im Mittelalter war es einmal soweit gekommen, daß es nur noch zehn Samariter gab. Jetzt aber wächst langsam ihre Zahl. Ihr Hohepriester Amran Isaak schreibt diese erfreuliche Entwicklung zwei Um-

ständen zu: Die jahrhundertelange Verfolgung hat endlich aufgehört, überdies wächst die Gemeinde durch Einheirat und Bekehrung von Fremden.

In uralte Zeiten zurück reicht die Geschichte der Samaritaner, die Christus durch sein Gleichnis vom guten Samariter unsterblich machte. Nach dem Tode des Königs Salomon zerfiel Israel in zwei Teile; den Norden mit Samaria, der den Namen Israel behielt, und den Süden, der sich Juda nannte. 721 v. Chr. fielen die Assyrer über Israel her. Sie verschleppten Tausende von Bürgern der Führungsschicht, viele Bauern aber blieben in ihrer Heimat zurück. Sie vermischten sich mit den Eroberern und übernahmen manches von der assyrischen Religion. Die orthodoxen Juden im Süden machten diese Entwicklung nicht mit. Für sie wurde Jerusalem, die Hauptstadt Judas, zum Zentrum ihres Jahwe-Glaubens.

586 v. Chr. eroberte Nebukadnezar die Stadt, er verbannte die Juden nach Babylon. Als sie 50 Jahre später aus dem Exil heimkehrten, bauten sie ihren Tempel in Jerusalem wieder auf. Die Samariter boten ihre Hilfe an, doch wies man sie zurück. Denn die Juden sahen in ihnen nicht mehr Glaubensbrüder. Daraufhin erbauten sich die Samariter auf dem Berg Garizim bei Sichem einen eigenen Tempel, und damit

begann eine lange Zeit voll bitterer Auseinandersetzungen. Zur Zeit Christi verachteten die Juden die Samariter zutiefst.

Langsam entwickelten die Samariter eine eigene Theologie. Sie bewahrten ihren Glauben über 2500 schwere Jahre hinweg. Heute noch pflegen sie uralte Bräuche, sie verwenden ein Alphabet, das an die Schrift der alten Phönizier erinnert, sie leben nach einem eigenen Kalender. Von der Bibel erkennen sie nur den Pentateuch an, die ersten fünf Bücher Moses. Sie preisen Moses als den einzigen wahren Propheten. Gläubig erwarten sie den Messias, der alle Völker zu Samaritern machen wird. „Unser Volk“, sagt Hohepriester Amran Isaak, „bewahrt, so gut es möglich ist, die alten Sitten — getreu dem mosaischen Gesetz. Und es hat zum Gott der Schöpfung immer die rechten Gebete gesprochen, damit er Not, Gewalt und Unglück von ihm fernhalte“.

Das alemannische Memento mori

An das erste Totenlied in deutscher Sprache, an das alemannische Memento mori aus dem Kloster Zwiefalten, erinnert eine Südfunk-Sendung am Totensonntag, dem 20. November, um 13.10 Uhr über Mittelwelle und UKW I. Dr. Wolfgang Irtenkauf hat es für den Funk eingerichtet und erläutert. Das erste Totengedicht in deutscher Sprache entstand um das Jahr 1080 in einem schwäbischen Benediktiner-Kloster, wahrscheinlich in Zwiefalten. Der Mönch Notker schrieb es in einer Handschrift nieder, die später im Kloster Ochsenhausen aufbewahrt war. Dieses „Memento mori“ hat den Charakter einer Bußpredigt in Strophen. Es will nicht nur den Klosterinsassen jener geistig und politisch aufgewühlten Zeit sagen, daß das Erdenleben dem echten Christen nur eine Pilgerfahrt, ein Durchgang zur ewigen Seligkeit sein kann.

Als der Kaffee in London regierte

Frankreich soll 1671 in Marseille, Wien nach der zweiten Türkenbelagerung 1683, Nürnberg und Regensburg etwa zur gleichen Zeit zuerst den Kaffee kennengelernt haben, London hat offenbar die älteste Tradition in Europa. Nach der Bank von England und der Börse steht heute noch das Haus, in dem vor 300 Jahren das erste Café eröffnet wurde. Seine Geschichte ist genau bekannt; es war die erste dieser gastlichen Einrichtungen, in denen in der Folge die großen Geschäfte der City-Kaufleute abgewickelt wurden und von denen eines — Lloyds — der heute größten Versicherungsorganisation der Welt seinen Namen gab.

Die vorhandenen Berichte sagen, daß ein englischer, weitgereister Kaufmann des 17. Jahrhunderts, Daniels Edwards, den ersten Kaffee aus Smyrna mitbrachte — zugleich mit einem griechischen Diener namens Pasqua Rosee. Dieser hatte die Zubereitung des köstlichen Getränks von den Türken gelernt, die es ihrerseits, wahrscheinlich ein bis zwei Jahrhunderte früher, von den Abessiniern hatten. Die Geschäftsfreunde Edwards' fanden bald Geschmack an dem neuartigen Genußmittel, und Edwards etablierte seinen Pasqua als einen „Kaffeemann“ im Jahre 1652. Seine ersten Einladungen sind noch erhalten; ein Exemplar im Britischen Museum, in der zeitgenössischen Orthographie, preist „die Tugend des Kaffees, eines Getränks, das in England zuerst öffentlich gemacht und verkauft wird von Pasqua Rosee in dem Michaels-Durchgang in Cornhill, unter dem Zeichen seines eigenen Kopfes“.

Rosee muß gute Geschäfte gemacht haben, denn um 1715 gab es in London 2000 Kaffeehäuser; während des ganzen 18. Jahrhunderts war England das Land der größten Kaffeetrinker, wie es später das der größten Teetrinker werden sollte. Die Geschichte des Kaffees ist denn auch eng mit derjenigen der bedeutendsten englischen Banken, Schifffahrtlinien und Handelshäuser verknüpft und eine ganze Anzahl der noch heute in der Welt bekannten Handelszeichen solcher Millioneninstitute, die Heuschrecke, der Greif, usw. gehen auf die alten Kaffeehäuser zurück, in deren traulichen, niedrigen Stuben sie als Konsortialunternehmungen begründet worden waren.

Karl Bechtold

Beiträge zur Frage der Herkunft Walthers von der Vogelweide

(Schluß)

Und nun zu den Höfen im Ried. Da erhebt sich unter dem Vogelweiderhof und der Katharinakirche der stattliche, burgartige Unterfinser Hof, ein wehrhaftes Gebäude aus altem Mauerwerk. Im Bereich des Hofes lassen sich Mauerreste feststellen, und innerhalb dieser Mauern — ein Ziehbrunnen, ein „Ziggl“, ein auffallend solid gemauerter, tiefer Schacht. Solch einen Ziehbrunnen, ein „Ziggl“, ein auffallend solid erhof nicht, wenn schon, dann eher ein wehrhafter Edelsitz . . .

Dicke Mauern, Rundbogentüren, da und dort Buckelquadern — all das weist der Unterfinser auf. Dazu noch zwei Vogeltennen, aus Steinen gemauerte Unterstände, heute zerfallen, aber doch noch erkennbar — das war die „Vogelweide“. Diese Vogeltennen sind in der Erinnerung sehr alter Leute noch verankert. Es erhebt sich die Frage — und wurde bei dieser Begehung auch gestellt — was dazu veranlaßt haben könnte, daß diese Vogeltennen so solide Steinbauten gewesen seien. Die Antwort: Man hat wohl das Nützliche mit dem Zweckmäßigen verbunden, man hat die Steine aus den Wiesen zusammengetragen, man hatte so Steine genug, um gleich eine wetterbeständige Mauer zu errichten.

Weiter oben im Ried liegt der Hof Oberfins. Es wäre der Mühe wert, wollte man von dem interessanten Gebäude eine genaue Skizze herstellen. Denn im Oberfins steckt eindeutig ein fester Turm — nicht gerade ein wuchtiger Bergfrit, wohl aber ein starkes Gemäuer, ein „Kasten“ fast, nur kleiner als etwa in Galsau, ein „Zehenturm“, wie

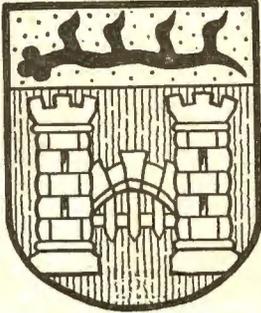
Oberrauch meinte. Und auch der Stadel von Oberfins trägt unter seinem hohen Strohdach ein festes Gemäuer, das ursprünglich wohl kaum landwirtschaftlichen Zwecken gedient hat.

Über dem Oberfinser liegt, nahe am Bahnkörper der aufgelassenen Grödnern Bahn, der Hof „Tenner“, der seinen Namen ganz zweifellos von einem Vogeltennen hat. Dieser Tennen, oder besser gesagt, dessen Reste finden sich nicht weit vom Hof, ebenfalls an der alten Bahnlinie, die heute zu einer schmalen Straße umgewandelt wurde.

All diese Dinge geben sehr zu denken und legen als Ergebnis folgende Überlegung nahe: Der Vogelweiderhof ist wohl nur Namensträger, auf den der alte Name im obig angedeuteten Sinne übergegangen ist. Als eventueller Wohnsitz des adeligen Walthers kommen eher die Finserhöfe in Frage. Wer die Baulichkeiten besichtigt, wird unweigerlich zu diesem Ergebnis kommen.

Das alles schließt jedoch die Tatsache nicht aus, daß der Vogelweiderhof mit seiner Gedenktafel ein würdiger Ort ist, eine wichtige Gedenkstätte für jeden, dessen Herz an deutscher Dichtung hängt. Freundliche Menschen wohnen dort, die den Wanderer gut aufnehmen und auch die Gästebücher hüten, in denen mancher klingende Namen aufscheint.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Alte Steigen um Ebingen

von Hans Müller

Vor 155 Jahren erlaubte sich der Ebinger Physikus (Amtsarzt) Dr. Schäffler den Vorschlag, einen „Sbazirweg“ zum Kühweiher, einem echten Moorbad, anzulegen. Dieser Weg kam wohl nie zustande, denn auf dem Stadtplan von 1839, neu „rectificirt“ 1864, steht er nicht. Da ist zwischen der Öhlmühle und der „Stelle“ — heute müssen wir sagen: zwischen Ortskrankenkasse und Karlsbrücke — nur ein Stück Wiesenweg. Beim Garagenbau wurde in diesem Jahr (1966) ein Wegprofil ange-schnitten. Wer hat es gemerkt? An der „Stelle“, wo ein Brunnen war, standen ein paar landwirtschaftliche Gebäude, und nur von hier aus führte ein etwas breiterer Weg durchs Ried in Richtung Geißenkanzel. Dort wurde das Vieh hinausgetrieben auf die Weideflächen an den noch wenig bewaldeten Hang und auf die Höhen des Ebinger Hart. Aber nicht alles Vieh; denn es wird auch am Kühweiher (Name!) von Viehtrieb berichtet. Der Kühweiher war da, wo heute die Meßstetter Straße die Umgehungsstraße kreuzt. Auch dort ging ein Weg quer durchs Ried als Zugang zu zwei wichtigen Steigen: einer nach Meßstetten und einer nach Schwenningen auf dem Heuberg und nach Stetten am kalten Markt. Das waren aber nicht nur Viehwege; das waren schon „Fernverkehrsstraßen“, wenn wir sie uns auch sehr schmal vorstellen müssen, und die damalige „Ferne“ in dieser Richtung kaum bis zur Donau ging. Denn der frühere Handel der Marktstadt Ebingen war bis in die Neuzeit herein vorwiegend Nachbarschaftshandel; der Ebinger Markt-bereich ging bis Nusplingen, Glashütte, Schwenningen, die beiden Digisheim und

Tieringen. Diese Orte und was zwischen ihnen und Ebingen liegt, kauften und ver-kauften nach dem „Ebinger Maß“ (Vortrag Dr. Stettner am 11. 2. 1966 in Balingen). Auf der Nordseite ging der Marktbereich bis Pfeffingen, Onstmettingen, Bitz- und Winterlingen. Auf dieser Seite haben wir an Steigen den Pfeffinger Weg und die alte Bitzer Steige und von Straßberg ab die Winterlinger Steige. Ein „Rottweiler Weg“ berührte Ebinger Gebiet im Griesenloch von Ehestetten hinauf zur Höhe. Der einmal umstrittene Menesteig, vom heutigen Stacion hinauf ins Degerfeld nach Burladingen, ist zwar auf einer Karte im neuesten Buch von Professor Paret als gesicherte Römer-straße eingezeichnet, aber wohl später kein Handelsweg geworden.

Auf Skizze 1 sind die alten Steigen gestrichelt eingetragen. Die neuen Steigen, nur noch nach Meßstetten (seit 1847) und Bitz (seit 1850) sind zum Vergleich durchgezogen beigefügt, ebenso die alte Talstraße (ehemalige Römerstraße) und der Postweg nach Truchelfingen. Diese gehören aber nicht zum Thema.

Ebingen hatte also früher zwar kleinere, aber mehr Handelswege. Das ist gewiß nicht weltbewegend, verdient aber doch einmal bis in Einzelheiten festgehalten zu werden, bevor die Spuren dieser alten Verhältnisse vollends verwischt sind. Mag der Handel auf diesen Steigen auch, an heutigen Begriffen gemessen, klein gewesen sein, für die einst viel kleinere Stadt Ebingen (Skizze 1 zeigt die Altstadt und die Ausdehnung bis 1864) war er wichtig genug und insbesondere: eine stattliche Zahl von

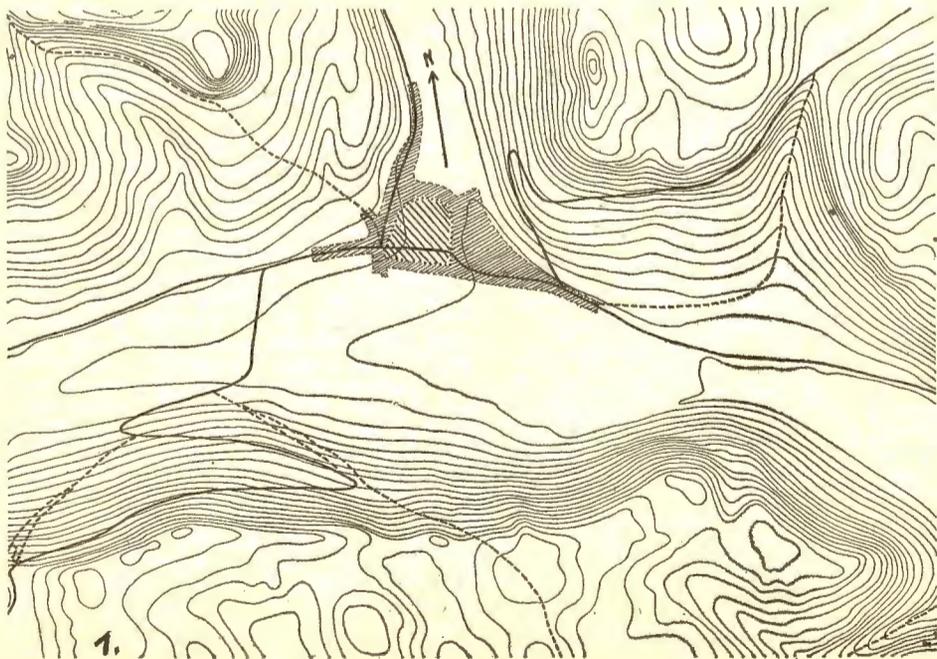
Jahrhunderten blickt auf die alten Ver-kehrswegen herab. Unsere benzintrunkenen Jahrzehnte sind zeitlich eine Geringfügigkeit dagegen! Werden die heutigen Auto-straßen auch so viele Jahrhunderte in Betrieb sein? Muß die moderne Technik immer im jetzigen Tempo so weitergehen? Lehrt nicht die Weltgeschichte, daß Tech-niken in ganzen Ländern auch für lange Zeit stillstehen, ja rückläufig werden kön-nen? Also ist Geringschätzung gegenüber dem Alten nicht angebracht. Verglichen mit den Zugtieren ist der Motor zeitlich ein ganz junger Säugling.

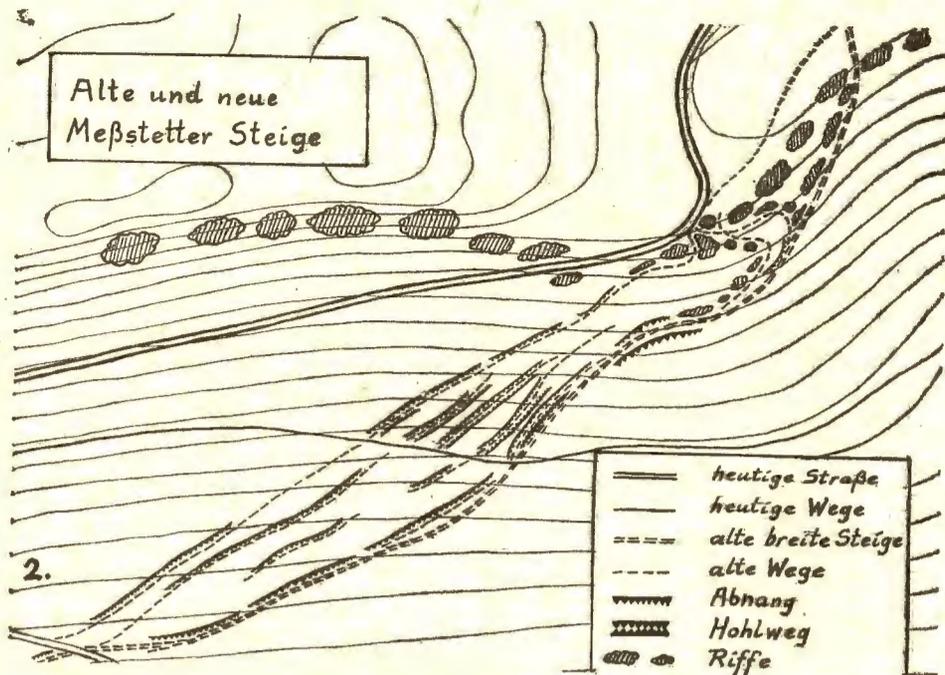
Die alten Steigen

Es ist nicht ohne Reiz, sich die Anlage der alten Steigen einmal näher anzusehen. Auf den ersten Blick stellt man fest, daß sie viel kürzer und damit steiler sind als die neuen. Mißt man nach, so findet man ein Längenverhältnis von 1:4 und damit natürlich auch dasselbe Steigungsverhältnis zwischen den Berührungspunkten an der untersten und der obersten Kurve. Schon seit Römerzeiten überwandten Straßen Höhenunterschiede nahezu auf dem kürze-sten Wege, und das mit Pferde-, Rinder- und Menschenkraft! Seit 80 Jahren aber macht es sich der viel stärkere Motor viel bequemer, indem er nach der Goldenen Regel der Mechanik so viel an Weg zugibt, wie er an Kraft weniger einsetzt. — Das andere Kennzeichen alter Wege (nicht nur Steigen) ist — diesmal von den Römern abgesehen — ihr schlechter Zustand, der natürlich den Zugtieren noch mehr An-strengung abfordern mußte. Wie oft mag auch der Mensch gezwungen gewesen sein, in die Speichen zu greifen! (Den gesunden Sport des Autoschiebens erlebt man leider nur selten.) Straßen wurden früher kaum ausgebessert. Herzog Karl Eugen blieb in Nagold vor dem Oberamtsgebäude mit seiner Kutsche im Dreck stecken, kehrte fluchend um und kam erst im nächsten Jahr wieder. Für Marie Antoinette mußte vor ihrer Hochzeitsfahrt nach Frankreich von Ulm bis Breisach die „Dauphine-Straße“ gebaut werden, weil man ihr die österreichischen Ordinari-Poststraßen nicht zumuten wollte. Hinter Winterlingen steht ein Markstein tief in einem Acker drin. Es war wie anderswo auch: anstatt den Weg aus-zubessern, fuhr man einfach immer wieder daneben. So entstanden breite Triften, die entweder heute noch Weideland sind oder aber in anderer Form der Gesamtgemeinde gehören oder eben von privaten Grund-besitzern „angeknappert“ wurden, wie obiger Grenzstein zeigt. — Weitgehend unverwischbar sind nun diese nebenein-ander verlaufenden Fahrgeleise an Steil-hängen. Einmal ist steiles Gelände für Ackerbau ungeeignet und außerdem sind die Fahrbahnen am Hang eingekerbt.

Beginnen wir mit der alten Meß-stetter Steige (Skizze 2).

Sie wird von der Gastwirtschaft „Schat-ten“ an sichtbar. Ein benutzbares Tal zum Aufstieg auf die Höhe hat die Riedhalde und Holzhalde nicht aufzuweisen. Also nichts als hinauf! Aber schon unten am „Schatten“ dröseln sich der Aufstieg in wenigstens vier Fahrspuren auseinander,

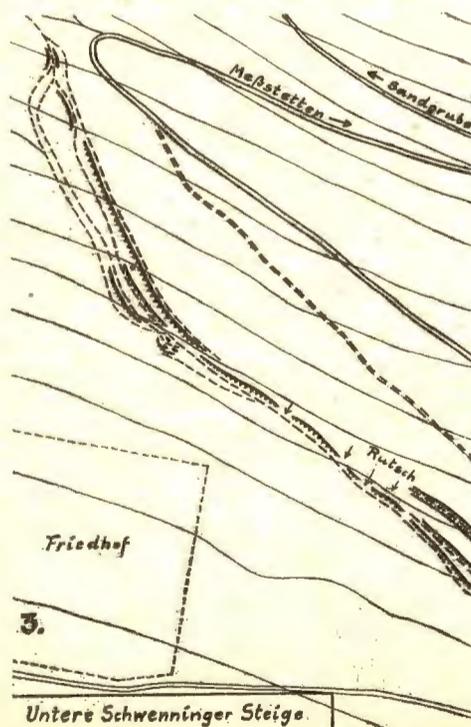




jede mit einem linksseitigen Hang, also eingekerbt. Es ist nicht zu befürchten, daß man zu viele Wegspuren feststellt, eher zu wenige, denn es könnte ja eine völlig verwischt sein. Wo der Wald anfängt (über dem neueren Querweg am Waldeck) werden die Spuren zu fünf Hohlwegen und einem Kerbweg. Wald erhält Bodenspur besser als begangene Weide oder gar Acker. Außerdem sind wir hier in den Mittleren Weißjuramergeln, in denen der Regen die Hohlwege vertieft, was der Wald allerdings wieder abbremst. Aber dieser ist hier unten noch nicht alt. Somit wurde immer wieder sehr rasch eine Wegspur unwegsam und es wurde daneben eine andere eingefahren. Anders verhält es sich etwas weiter oben, wo es noch steiler, aber auch felsiger wird (Untere Felsenkalk). Da wird alles Weiche rasch abgespült, der Weg bekommt eine natürliche Unterlage aus Kalkfels. Oben setzen dann die Riffe ein, durch die sich die alte Straße (übrigens auch die neue) auf mancherlei Weise hindurchzwängt, zuletzt in kleinen Felschluchten. Da oben haben die Räder durch lange Zeiten ihre Fahrspuren in den Kalkstein gegraben, noch gut zu sehen in dem Hohlweg, der in die neue Steige einmündet, leider aber zerstört (beim Kabellegen 1965) an der gerade hinaufführenden alten Meßstetter Straße. Welche Wegspuren sind nun älter und welche jünger? Einfache Beobachtung: Ein Weg, der an seinem unteren Ende mit einer kleinen Steilstufe aufhört, muß älter sein. Auch im Falle einer Straßenkorrektur ist es ja der jüngste Weg, der besser eingeritzt wurde.

Die Schwenninger Steige (Skizze 3) ging ebenfalls vom Kühweiher aus, nahm aber den Aufstieg nach links hinauf. Zunächst betrachten wir sie bis zur zweiten Kurve der neuen Meßstetter Steige. Noch 1959 gab es keinen „Neuen Weg“ vom Meßstetter Kreuz zum Friedhof. Von der Postschutzschule führte nur die gewiesene alte Steige an dieser Stelle empor. Auch sie entpuppt sich bei näherem Hinsehen als ein ganzes Bündel von Fahrgeleisen. Das unterste ist in den Hang eingekerbt und hat nur in der Mitte und oben ein kleines Stück Hohlweg. Unten hinter dem Holzhaus (aber wer klettert schon die wenigen Meter hinauf?) beginnt dagegen ein langes Stück Hohlweg, oben mit einem Querriegel wie bei einem Schießstand, aber deutlich ein ehemaliger Weg. Im Mittelstück ist dieser durch einen Erdrutsch zerstört; denn wir befinden uns auch hier wieder in den Mittleren Mergeln. Oben geht er um so deut-

licher weiter bis zur Kurve der neuen Straße. Mächtige Buchen mit durcheinanderquellendem Wurzelwerk halten das Erdreich fest. — Zwischen den genannten zwei Fahrbahnen entdeckt man nochmals zwei, gewiß ältere, denn sie enden unten steil in den ersten Weg. Auf der Mitte der Strecke steht ein Riffklotz, den man einfach stehen ließ und beiderseits vorbeifuhr. Am Rand des Weges findet sich noch mehr Riffkalk, die Durchfahrt einengend. Er gehört nicht in diese Höhenlage, ist vielmehr von den Riffen über der Geißenzanzel abgebrochen und heruntergekommen. Tatsächlich zeigt eine geologische Manuskriptkarte da herunter eine tektonische Störung. Man ist an der Schwenninger Steige offensichtlich mit dem Weg immer tiefer herabgerückt, bis das Mittelstück des Hanges rutschte. Dann ist man resolut höher gegangen und hat die gut erhaltene, breitere Wegspur angelegt, deren oberes Ende vom Bau der neuen Meßstetter Steige verwischt wurde. — Noch weiter hinauf, schon ganz im Wald, wird die Schwenninger Steige steil und steinig, eingeleisig und gefährlich und zwingt sich



durch die Riffe wie die andere alte Steige auch. Auf langer Strecke sind die eingefahrenen Radspuren sehr gut zu sehen, wenn man das welke Laub herausputzt. Dieser obere Teil der Steige heißt „Siebenkreuzesweg“, weil einmal in einer Nacht eine ganze Beamtenfamilie aus Stetten a. k. M. mit ihrem Fuhrwerk abstürzte. Sieht man genau hin, so bemerkt man tatsächlich drei Gelegenheiten zu fast senkrechten Abstürzen auf dieser waghalsigen Strecke, zumal früher die Bäume noch spärlicher standen als jetzt. Pietätvolle Menschen haben die sieben Kreuze am Felsen erneuert, ja es wurde gelegentlich schon eine Laterne da oben aufgehängt, die man von der Stadt aus blinzeln sehen konnte. Wenn heute an jeder Auto-Unfallstelle Kreuze und Laterne angebracht würden — Auf dem Siebenkreuzesweg sieht man kaum noch jemand gehen und natürlich schon gar nicht mehr fahren. Das Albvereinszeichen ist unglücklich angebracht. Heute ist der Verkehr nach Schwenningen/Heuberg, nach Stetten a. k. M., nach Frohnstetten, nach Ober- und Unter-Glashütte, nach Heinstetten und Hartheim abgeschnitten. 1908 wurde auf dem Ebinger Hart ein badischer Schießplatz angelegt, der 1911 zum Truppenübungsplatz wurde.

Einfacher und fast nur einspurig verlaufen die Steigen auf der Sonnenseite von Ebingen. Der Pfeffinger Weg genießt den Vorteil, sozusagen in zwei Raten hinaufklettern zu können, weil wir nördlich der Stadt die schönen Landschaftsterrassen haben. Ausgehend vom alten Dorf Ebingen um die Martinskirche, die Roßgasse (Eberhardstraße) und die Bühlgasse (Bühlstraße) hinauf, benützte dieser Weg erst die linke Hangschulter des Klaratals zu seinem unteren Aufstieg, ging dann auf der Stopper-Hörnaiten-Terrasse noch 1959 zu dem Waldeck unter dem Schnecklesfelsen, wechselte am Waldrand hinüber ins Raidental zum Kälberbrünne und erklomm durch die obere Raidenschlucht, geradeaus bis zum Steinbruch, die Höhe. Oben stand das Kälberhaus auf Raiden. Der weitere Verlauf an den Kreuzbühlen und dem Kugelwäldle über das Lerchenfeld nach Pfeffingen ist heute ein Wanderweg geworden.

Die alte Bitzer Steige zweigte von der Unot (Einöd = Einzelhof) als „Bitzer Gasse“ spitzwinklig von der Talstraße ab und benützte zum Aufstieg das breite, besonnte und meist trockene Otmarstal, ganz oben ebenfalls wieder zwischen Riffen. An der Bitzer Markungsgrenze liegt das Galthaus, einst für nicht milchgebendes Vieh bestimmt, mit einer noch sichtbaren Hülbe. Es ist naturbedingt, daß die Steigen am Sonnenhang weniger Schwierigkeiten bereiten als diejenigen am Schattenhang. Man vergleiche unsere Heimatblätter 1964 Seite 513/15.

Anhangsweise muß noch über die alte Winterlinger Steige (Skizze 4) berichtet werden, weil auf ihr der Ebinger Verkehr aus dem Ebinger Sattel hinauf auf die Alb und weiter zur Lajchert stattfand. Sie ist die berühmteste unserer Steigen, denn es war der Aufstieg der Römerstraße auf das Hochsträß nach Laiz. Kein Wunder, wenn dieser Weg als der älteste auch am stärksten zerfahren ist. Im Mai 1952 wurde dieses Straßenstück in einem sehr gut besuchten Vortrag und einer Exkursion im Rahmen des Volksbildungswerkes von mir erläutert. — Es schien damals so, als ob die Heimatforschung hinfert von der Volkshochschule und dem Albverein Ebingen gefördert werden würde. — Der Aufstieg der Römerstraße erfolgt von Straßberg, das nicht umsonst das Wort „Straße“ in seinem Ortsnamen hat. Nach Paret, Hertlein, Gößler ist die alte Straße am Hang (nicht die in der Talmulde) römisch. Sie ist verhältnismäßig breit, sehr steinig und durchweg als Hangweg eingekerbt. (In der Skizze 4 doppelt

gestrichelt.) Oben angekommen, zieht sie sehr geradlinig durch Winterlingen. Die neue Straße folgt ihr da streckenweise, biegt aber vor Benzingen scharf (und gefährlich) nach links ab. Die Burg Edenburg mit der kleinen Verena-Kapelle mußte fast zwangsläufig auf der Felsnase über Straßberg entstehen. Der Winterlinger Aufstieg genießt den Vorteil, ganz in den Felsenkalken emporzusteigen, denn die Mittleren Mergel liegen bei Straßberg schon auf oder sogar unter der Talsohle. Aber fast 2000 Jahre machen sich auch im Kalkstein bemerkbar. Im unteren Drittel ist zunächst überhaupt nur eine Fahrspur sichtbar, weil da Äcker sind. Es waren aber einst mehrere. Auch der untere Teil der Römerstraße ging nicht so wie der heute vorhandene Weg. An der Abzweigung des Burgwegs zersplittert sich nun der Aufstieg in mehrere undeutliche Spuren, teils als kurze Hohlwege ausgebildet. Sie laufen oben mit dem heutigen Fußweg zusammen, der so steil ist, daß er über einige Stufen geht. Der Fußweg muß aber Fahrweg gewesen sein, denn durch ein Hohlweglein ist er mit dem breiten (jüngeren?) Fahrweg verbunden, der sogar noch eine Anzahl Prellsteine hat (in der Skizze als Punkte bezeichnet). Im Wald versteckt läuft dicht unter dem breiten Weg ein wenig eingetiefter, aber langer Hohlweg. Er wurde 1951 von dem jetzigen Bau- rat E. Malpricht (Stuttgart) zuerst bemerkt. Noch tiefer führt ein gewundener weiterer Weg an kleinen Riffen entlang, größtenteils auch als (tieferer) Hohlweg. Man kann von der Eintiefung nicht unbedingt auf lange Benützung schließen, weil die Erosion eintiefen hilft. Dies allerdings nicht so sehr auf nacktem Fels, der an einigen Stellen zutage tritt und unten deutlich eingegrabene Fahrspuren zeigt. Ein weiterer Hangweg mündet oben so sinnwidrig, daß man mit ihm wenig anfangen kann. Die beiden untersten endlich sind reine Wiesen- und Waldwege (nicht gestrichelt). — Als ich 1946 zum erstenmal nach Winterlingen gehen wollte, nahm ich instinktiv den Weg durch die Talmulde hinauf. Für einen bloßen Feldweg ist er zu gut angelegt, breit und mit steilem rechten Hang. Sollte er nie ein Weg nach Winterlingen gewesen sein, so ging er doch ganz bis hinauf (auf den Fachberg) und faßte Feld- und Waldwege zusammen, alle noch auf Straßberger Flur. Jahrhundertelang wurden die steilen Steigen benützt: als Viehtrieb auf die Höhe, als Verbindungswege zu den Äckern und Wiesen oben, als Holzabfuhrwege und für den Nachbarschaftshandel. Wieviel Schweiß

und wohl auch Blut von Mensch und Tier haben sie erlebt! Wieviel stumme Ergebnisse in die Härte des Daseins, wieviel Angst vor möglichem Unglück oder auch hässliche Flüche sind in der Luft zergangen! Geblieben sind die Wege selber und ein paar Radspuren: Eine schwer verlöschbare, leicht deutbare, wahrheitsgetreue histo-

rische Schrift! Nicht auf Papier (das auch früher schon lügen konnte) sondern in die Erde eingegraben, ja sogar in harten Fels. Zur Heimat gehörig wie der Fluß oder die Kirche. — Menschen ohne heimatgeschichtlichen Sinn sind wie Wege, die von nirgendwo herkommen. Also eigentlich Unmöglichkeiten.

Mittelalterlicher Bergbau in den Alpenländern

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Wanderungen im Gebirge wecken naturgemäß auch das Interesse am Bergbau, der an ertragreichen Plätzen einst blühte oder vielleicht noch heute betrieben wird. Dem Bergbau geht es darum, nutzbare Mineralien, Erze und Steine zu gewinnen und in Aufbereitungsprozessen von taubem Material zu befreien, soweit nicht ohnehin schon etwa in Form von Kohle oder Steinsalz ein verkaufsfähiges Rohprodukt vorliegt. Das „Bergwerk“ ist der Inbegriff der durch Berggesetze geregelten Verleihungen und der entsprechenden technischen Anlagen. Die Markscheidekunst orientiert über die Lagerungsverhältnisse und Gewinnungsmöglichkeiten des bergbaulichen Materials, die Bergbaukunde lehrt im einzelnen die Abbaumethoden, den Grubenausbau, die Fahrung, Wetterführung, Beleuchtung, Wasserhaltung und Förderung.

Die Anfänge des Bergbaus reichen bis in vorgeschichtliche Zeit zurück, wenn wir auch wenig genug über die Art und Weise wissen, wie die Erze und nutzbaren Gesteine einst gewonnen, aufbereitet und verarbeitet wurden. Den Ägyptern war schon 4000 v. Chr. das Eisen bekannt, die Assyrer besaßen um 2000 v. Chr. Kupferbergwerke in Armenien, die Griechen kannten zur Zeit des Trojanischen Krieges schon Edelmetalle, Zinn, Kupfer und Eisen, und der Silberbergbau in Attika war von altersher berühmt. Auch die Römer trieben ausgedehnten Bergbau, insbesondere in den eroberten Provinzen, und auf sie soll das noch heute geltende Eigentumsrecht des Staates auf nutzbare Gesteine und Metalle zurückgehen. In der fränkischen Zeit war der König Herr des Bodens und auf Grund dieses „Bodenregal“ genannten Rechtes befugt, allerlei Zinsen und Zehnte zu nehmen. Damit im Zusammenhang stand das Berg- und Salzregal, auf Grund dessen Abgaben aus Privatbetrieben gezahlt wurden. Schon das 13. Jahrhundert aber brachte die An-

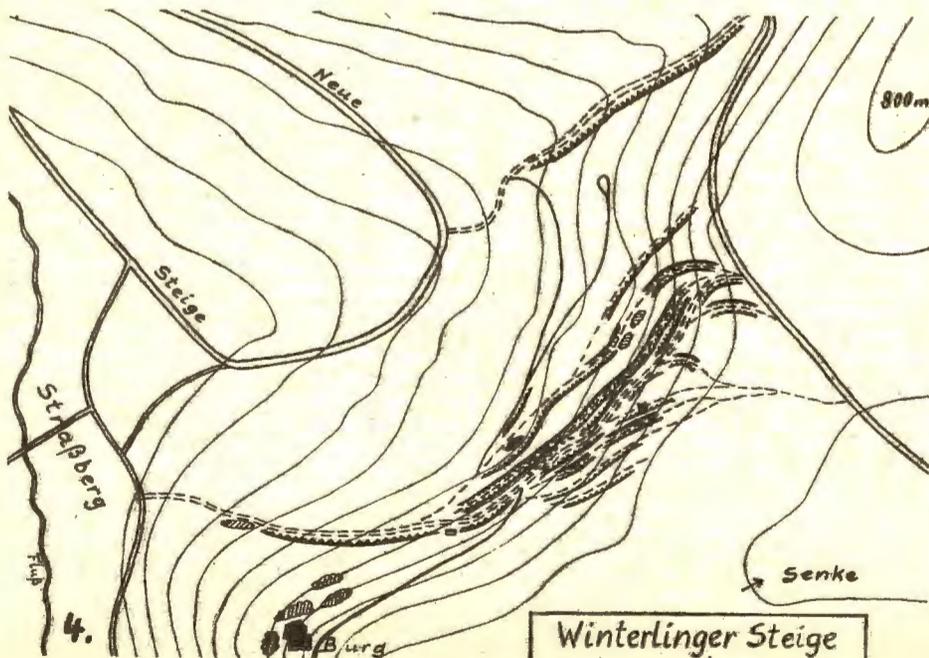
fänge der Bergbaufreiheit, die freilich keine umfassende war. Die Goldene Bulle (1356) übertrug den Kurfürsten das Bergregal innerhalb ihres Territoriums, auch sonst nahmen das Recht am „Fund unter der Erde“ immer mehr die Landes- und Gerichtsherren für sich in Anspruch. Als erster wurde Herzog Ludwig von Bayern in seinem Lande mit dem Bergregal vom Kaiser belehnt.

Der deutsche Bergbau scheint seine Entwicklung vom Rhein und dessen Nebenflüssen aus genommen zu haben. 833 wurde Kloster Corvey von Kaiser Ludwig dem Frommen mit dem Salzregal belehnt, unter Otto I. nahmen fränkische Bergleute die Erzlager bei Goslar in Betrieb und es setzte der Bergbau im Harz ein. Die Anfänge des Silberbergbaus im Schwarzwald reichen in das 11., die des Zinnbergbaus im Erzgebirge in das 12. Jahrhundert zurück. Gleichzeitig begann man in Schlesien nach Gold zu schürfen und in Donau, Rhein und Schwarza durch Waschen Gold zu gewinnen; der Anfang des 13. Jahrhunderts brachte die Ausbeutung der Mansfelder Kupferschiefer. Allenthalben blühte der Bergbau auf und mit den deutschen Bergleuten, die man in die Nachbarländer, nach Böhmen, Mähren, Ungarn, Tirol und Italien berief, verbreitete sich vielfach auch deutsche Kultur und Rechtsgewohnheit.

So ist auch die Bergbaufreiheit, soweit sie im Mittelalter in den Alpenländern bestand, deutschen Ursprungs. Nach ihr ist, wie z. B. um 1235 der Sachsenspiegel noch bestätigt, jeder Bürger einer Gemeinde zum Bergbau berechtigt und als erster Finder befugt, die Zumessung eines bestimmten Gebietes zum Bergwerksbetrieb zu verlangen. In späterer Zeit mußte vor der Inbesitznahme des Bergwerks durch den Finder bzw. Mutter (einer, der um das Besitzrecht nachsucht) eine „Freierklärung“ durch den Landesherren erfolgt sein. Die deutschen Bergleute behielten ihr Bergrecht in den „Kolonien“, die sie inmitten einer romanischen und slawischen Bevölkerung gründeten, bei und zeichneten es in deutscher oder lateinischer Sprache meist zusammen mit dem Stadtrecht auf. Zu nennen sind hier besonders das Bergrecht von Trient 1185, und als älteste vollständige Aufzeichnung, das Bergrecht von Iglau in Mähren (um 1250).

Vom mittelalterlichen Bergbau in Salzburg, Kärnten, Steiermark, Tirol, Krain, also im wesentlichen im heutigen Deutsch-Österreich, liegen mancherlei Nachrichten vor. Unverkennbar ist in diesen er reichen Alpenländern der deutsche Einfluß, wenn auch die Bergordnungen und Einrichtungen oft ein eigentümliches örtliches Gepräge zeigen. Die Antike kannte nur die Metalle Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Quecksilber und Eisen; erst viel später lernte man auch Zink, Nickel, Mangan, Platin und dann gar Chrom und Vanadium, Molybdän, Wolfram, Uran, Tantal, Titan, Wismut usw. und die Leichtmetalle gewinnen. Nach der Steinzeit beherrschten also zunächst die Schwermetalle das Bild.

Die erste Urkunde über Tiroler Goldbergwerke stammt aus dem Jahre 1177; 1182 erlangt die Probstei Seckau in Kärnten das Schürfrecht auf Eigengütern, 1196 werden in einer Admonter Urkunde zehentpflichtige Goldwäscher (censu(l)ales auri)



genannt, und aus demselben Jahre stammt die Urkunde, die zum erstenmal über die „salina apud Tuval“ berichtet, dem zweifellos schon in vorgeschichtlicher Zeit gelegentlich ausgebeuteten Salzbergwerk zwischen Salzach und Königssee-Alm, dessen Abbau von Berchtesgaden her begonnen wurde. 1197 verzichtete Erzbischof Adelbert III. von Salzburg zugunsten von Kloster Admont auf Silbergruben (argentifodinae) am Zossen (bei Hüttenberg in Kärnten). Um 1200 dringen die Goldwäscher allmählich an die Flüsse und Bäche aufwärts bis zum Muttergestein des Goldes in Kärnten also in den Hohen Tauern in das Großglocknergebiet vor, das nach Strabo nebst Steiermark Wohnsitz der norischen Taurischer war. Die Bergordnung von Trient vom Jahr 1208 nimmt Bezug auf Silbergruben; die im Jahr 1213 von Bischof Friedrich erlassene Bergwerksordnung macht den Gewerken (Bergleuten), die den bischöflichen Gastalden (Amtleuten) gehorchen, zur Pflicht, die gewonnenen Erze nur in Trient unter Entrichtung einer Abgabe zu verkaufen. Daß man sich diese Bergleute als einen eigenen, hochentwickelten Berufsstand zu denken hat, geht auch aus der Angabe hervor, daß im Jahre 1249 Ezzelin III. von Romano zur Eroberung des Stammschlusses des welfischen Markgrafen Azzo VII. von Este nicht weitere Heerhaufen, sondern Kärntner Bergleute heranzog, die durch erfolgreiche Anlage von Minen ihm zum Sieg verhalfen. Aus dem Jahre 1267 stammt die Laufener Schifferordnung, die Vorschriften zur Regelung des Salzhandels für die Ausfögen (Schiffer im Dienste Salzburgs) enthält. Einblicke in Salzburgs Edelmetallgewinnung und Münzprägung gewährt der Münzvertrag mit Kärnten aus dem Jahre 1286. Im folgenden Jahr überläßt Erzbischof Rudolf den „vanpfpfenig“, d. h. die Abgabe für den Erzbergbau, seinem Domkapitel; 1292 verwahrt sich sein Nachfolger dagegen, daß man „an aertzpergen das gotzhaus irre“. 1317 werden Silberbergwerke im Unterengadin und Schmelzhütten und Waschwerke zu Meran genannt; 1325 erhalten die „Erzleute am Berg St. Leonhardt“ in Kärnten ein Bergrecht. Für Steiermark erläßt Herzog Albrecht II. 1338 eine Bergordnung, vor 1342 muß ein eigenartiges Bergrecht in der Gastein und Rauris bestanden haben (statuta et iura minere et montium in Castuna et Rauris), und aus dem Jahre 1346 endlich stammt der „Bergbrief“ Erzbischof Ortolfs von Salzburg, der, 1369 von Pilgrim erneuert, wertvolle Einblicke in das mittelalterliche Bergwesen in den Alpenländern gewährt: Wer dabei mitgearbeitet hat, geht auch aus einer Schrift des Paracelsus hervor. Im Jahre 1534 verfaßte er für die von der Pest heimgesuchte Stadt Sterzing, in der damals reiche Bergherren und Patrizier lebten, ein Büchlein, auf dessen Titelblatt es hieß „Allen Ertz vnnnd Bergleuten / Schmelzern / Probiern / Müntzmaistern / Goldschmidn / vnnnd Alchimisten / auch allen denen so inn Metallen vnnnd Mineralien arbayten / hochnutzlich / tröstlich vnnnd notturfittig.“

Nach Ortolfs Bergbrief ist Bergbau eigentlich Sache des Landesfürsten. „Wechsler“ genannte Beamte haben das gewonnene Metall für die landesherrliche Kammer einzulösen. Der Wechsler oder sein Bergrichter verleihen neue Baue; niemand darf unerlaubte Goldprüfungsmittel wie „goltnadel, stain, weg und gelöt“ besitzen. Beim Wechsler wird gemahlen und gebrannt; Haus suchung findet statt, wenn der Verdacht auf heimlichen Goldverkauf besteht. Streng geschieden ist die Kompetenz des Landrichters von der des Bergrichters: Vor den Bergrichter z. B. gehört der Fall „erzmann hin (gegen) lantzmann“, dagegen der Streit des Bauern mit dem Bergmann vor den Landrichter, der jeden Sonntag richtet. Montags verleiht der Bergrichter Hofstätten und Funde und richtet mit 12 „Genannten“ (Besitzern). Ferner leitet er den Verkauf

von Grubenanteilen, Kolben (Aufbereitungswerken) und Hütten, und schlichtet Streit zwischen den Arbeitern und Grubenmeistern. Für den Wechsler und Bergrichter handelt stellvertretend der „Froner“, insbesondere, wenn ein „Durchschlag“ gemacht wurde, also ein Bau in den anderen übergreift und Zweifel über die Ansprüche der Grubeneinhaber bestehen. Der „gruebmaister“ ist eine Art Revierbeamter, der den Lohn (samhost) auszuzahlen hat, wenn zuvor dem Landesherrn sein Recht gegeben ward. Mit dem Grundstückseigentümer muß ein Abkommen über Wald, Wiese, Acker und Weide getroffen werden. Das nötige Rüstholz darf jeder im Umkreis von 7 Klaffern um den Bau nehmen. In des Grubenmeisters Lohn steht der Schaffer (Hutmann, Vorarbeiter), der Arbeiter selbst hat Freizügigkeit, muß aber den Arbeitsvertrag einhalten. Gearbeitet wird im Schichtlohn, ausgenommen sonn- und feiertags.

Jeder, ob einheimisch oder fremd, kann Baue anschlagen: „soll iglicher perkman perkwerch in seinen rechten vervahen von ainem wechsler oder seinem richter“. Wer Neufund auf Klüften verdingt, wo kein alter Bau war (da vormalen nicht alte paw auf sind und unverschroten parg ist“), soll Schirmbau und einen nachgehenden Bau empfangen. Ein Bau soll vom andern viertelhalb Bergklaffer oder sieben Mannklaffer (etwa 16 m) entfernt sein und sein eigenes Mundloch haben. Der mit der Grube Beliehene muß in drei Tagen Joch und Stempel setzen, dann einen Tag und eine Nacht am Bau arbeiten: daraufhin ist er ihm sechs Wochen und einen Tag gefriedet. Arbeitet er nicht, ist ihm der Bau verloren; ebenso, wenn der Bau alt angetroffen wurde („auf klufften, da vormalen aufgearbeit ist“). Gruben, die infolge Nichtbearbeitung herrenlos geworden sind, darf man ausbeuten, dabei aber kein genageltes Zimmerholz oder Eisenwerk fortbrechen. Entsteht Streit wegen der Ersitzungsfrist eines Baues, so muß, wenn der Besitzer ein Grubenmeister ist, der Schwur geleistet werden, daß er den Bau eine „lange Schicht“, also einen Tag und eine Nacht, innegehabt habe; der Lehenhäuer (Lohnarbeiter) muß dies für sich „bei seinen treuen und eid“ bezeugen. Der Bergrichter verlängert die Frist um einige Wochen, „wan man vor wildem wetter oder snee darzue nit kömen mag“.

Ein sogenannter Erbstollen verschafft den Gruben Wasser- und Wetterlösung. Er gehört nicht zum Grubeneigentum, sondern muß vom Landesfürsten erworben werden. Jeder Bau, dem der Stollen „Wasser nimmt und Luft bringt“, muß dem Stollenherrn „den siebten Stein“ (d. h. $\frac{1}{7}$ der Ausbeute) zu geben schuldig sein. Die Frone ist ein Zehntel des Rohertrages; das Ausgebrachte wird auf einen Haufen gelegt: „aber die vanpfpfenig (Fangpfennige) und das vierzigst gehoret dem an, des der was(en) ist“; $\frac{1}{9}$ erhält der Grubenmeister. Das Bergregal des Landesfürsten wirkt sich so aus, daß der „wechsel“, also alles erzeugte Gold, um einen bestimmten Preis nur an ihn verkauft wird; deshalb darf der Grubenbesitzer Gold nur im Kolben des Wechslers mahlen und in dessen „prengadem“ ausschmelzen. Nur der Wechsler hat Mittel zu Goldproben und die Grubenmeister dürfen keine Waagen und Gewichte haben. Das erzeugte Gold — Mühl-, Rein- und Queckgold — hat 17 Karat; der Preis für eine (kölnische) Mark (= 234 g) Gold ist nach heutigem Wert etwa 1200 DM.

An Gezähe, also Handwerkszeug, werden Wolf (Schlägel) und Eisen vom Bergknappen benutzt. Dem Transport dienen „trag“ (Gefäß) und „kratze“ (Art Schaufel). Üblich ist das Feuersetzen, wobei das Gestein stark erhitzt und dann durch Benetzen mit kaltem Wasser geprengt wird. Bei Strafe an Leib und Gut muß Nachbarbauern „ober

und unter“ das Anzünden eines Brandes angezeigt werden. Das Erz wird gepocht, d. h. in Hammerwerken zerkleinert, gewaschen, zu feinem Schlich gemahlen und in Brenngaden (Schmelztiegel) zu Barren gegossen.

Alle beim Bergbau Beschäftigten genießen „Freiung“ (Freizügigkeit); Waffentragen ist bei 5 Pfund Pfennig und Verfall der Waffen verboten, desgleichen jede „Einung“ (Art Innung, Zusammenschluß). Zuwiderhandelnde zahlen dem Bergrichter die übliche Bergstrafe, das „Wandel“ (30 Pfund Pfennig) und sind überdies mit Leib und Gut dem Fürsten verfallen.

Im Jahre 1366 erhält der Erzbischof von Salzburg im Zusammenhang mit der Ordnung des Berwesens vom Kaiser das Recht, Goldmünzen zu prägen „als die guldin di man in unser und des reiches stat zu florentzie slehet“. Florenz hatte die Lilie als Wappenbild schon im 12. Jahrhundert; flos-florin-Florenz; später florentinus = Gulden.

Auch über Salzburgs Salzbergwerke liegen mancherlei Nachrichten vor. In Sulzenstuben (Sinkwerken) im Innern des Berges wird das salzhaltige Haselgebirge durch zugeleitetes Süßwasser ausgelaugt und die Sole mittels Röhren zur Sudstätte geleitet, wo sie eingedampft wird; ähnlich hieß es später in Tirol, daß man „Sole über den Alpenkamm“ pumpe. Es gibt verschiedene Arten von Salzarbeitern: Knappen am Berg, Knechte in den Sudhäusern bei den Pfannen (Sudleute, Pfannhäuser), Küfler (Salzkufenverfertiger, chuffarii); Klenzler, die Holz zu Dauben für die Salzfässer spalten; Knechte am Holzrechen, Pfiesler (Salztrockner, die das Salz aus der Pfanne holen, am Holzfeuer trocknen und mit „Perlkolben“ in Kufen stoßen) und Salzstoßer (Verpacker). Den Salztransport besorgen Schiffer: „Erbausfögen“ bringen das Salz von Hallein bis Laufen, „Erbnausfögen“ bis in die Tümpel bei Passau am Zusammenfluß von Inn und Donau. Die Ausfuhr (mit 8 bis 16 Schiffen) heißt „Halfahrt“ (quod vulgo „Halvart“ dicitur); „Salzrungen“ nennt man die Streitigkeiten, die oft wegen des Salzes zwischen Salzburg und z. B. Bayern entstehen. Der „Hallinger“ ist der oberste Beamte des Salzwesens (Hellingeramt), der „Humblo“ (Hummel) der Leiter des Salzhandels; „Salzamtleute“ (officiarii) werden schon 1196 genannt.

Steiermarks Eisengewinnung am Erzberg (bei Eisenerz) hat ihr Gegenstück am Hüttenberg in Kärnten, dessen unterer Teil der „Knappenberg“ hieß. Auf freier Berghöhe schmolzen die bäuerlichen Grubenbesitzer in Windöfen am zugigen Hang mit Hilfe von Holzkohle das Erz, das, schlackenreich, erst dann bessere Eigenschaften aufwies, als man von den Waldeisengewerken ins Tal hinunterstieg, eine Stückhütte baute, in der ein Hammerwerk vom Wasserrad getrieben wurde und in der ein mächtiger Wolfsofen stand: Das Schmelzgut ward besser und durch Ausschmieden reiner. In ledernen Körben trugen die Gewerken das oben in der „Knappensstube“ gewonnene Erz ins Tal zu den „Radmeistern“, den selbständigen Besitzern der „Radwerke“ und Schmelzhütten, in deren Dienst viele Schmelzer, Knappen, Köhler und Fuhrleute standen. Das Rauheisen (vergleichbar dem heutigen Roheisen) wurde insbesondere in Althofen verkauft, das Privilegien hinsichtlich des Stapelrechtes und Mautzwanges hatte: Fremden Händlern waren Abgaben, Reiseweg und somit Einkaufs- und Absatzgebiet vorgeschrieben; Althofen und später St. Veit behaupteten lange ihr Eisenmonopol und beherrschten den Handelsweg nach Welschland. Fortsetzung folgt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Die Ebinger Klausen

von Dr. Walter Stettner

I. Entstehung und materielle Verhältnisse

Das Spätmittelalter, die Zeit vor der Reformation zeigt zwar nicht mehr die schöne Einheit von weltlicher und geistlicher Führung der christlichen Welt, wie sie bis zum Investiturstreit bestanden hatte, aber die Sorge um das Heil der Seele war in weiten Kreisen auch der Laien durchaus wach. „Die geistige Oberschicht der Kirche verliert weitgehend die religiöse Führung; aber auch im Laientum ist keine geistige Elite (wie in der ritterlichen Kultur) da, die die Wege hätte weisen können. Die Schwerkraft der Entwicklung wird durch die Mentalität der breiten Volksschichten bestimmt... Zum erstenmal tritt also das ‚Volk‘ aktiv, ja tonangebend in die deutsche Geistes- und Seelengeschichte ein. Und es ist ein frommes Volk, so wie nur irgend eines fromm sein kann, erfüllt von den intensivsten religiösen Bedürfnissen. Alle Arten kirchlicher Akte begleiten den Menschen von der Wiege bis zum Grab und darüber hinaus; Messe, Segnungen, Heiligenverehrung und Bilderkult, Prozessionen, Wallfahrten und dergleichen durchweben das gesamte öffentliche und private Leben.“ Mit diesen Worten schildert ein Geschichtsschreiber unserer Tage (Seidlmayer) das religiöse und kirchliche Leben des ausgehenden Mittelalters.

Die Zunahme des religiösen Eifers führte auch im Gebiet des heutigen Kreises Balingen zur Gründung von Klausen, in denen sich meistens Frauen, seltener Männer zusammenschlossen, um nach der 3. Regel des Heiligen Franz zu leben. Sechzehn solcher Klausen sind in der Amtlichen Beschreibung des Kreises Balingen (Bd. I S. 278) aufgezählt. Die meisten von ihnen sind in der Reformationszeit eingegangen; die Margrethausen entwickelte sich unter dem Schutz der Herren von Westerstetten und später derer von Stauffenberg zu einem richtigen Kloster.

Entstehung

In Ebingen bestand über 200 Jahre lang eine solche Klausen. Nach der Chronik des Paters Berard Müller vom Jahr 1703 waren es zwei Töchter eines hiesigen Bürgers, die, durch das Beispiel der Frauen von Margrethausen ermutigt, im Jahr 1344 mit einigen Frauen, die schon ihr Gelübde abgelegt hatten, die dritte Regel des Heiligen Franciscus annahmen und kurz danach auf Zuspruch der Franziskaner, die in dieser Gegend häufig predigten, unter deren Leitung und Aufsicht in einer Klausen zu leben begannen. Täglich hätten, wie Müller weiter berichtet, nicht bloß ihre Zahl und ihre Einkünfte, sondern auch ihre Hingabe erstaunlich zugenommen.

Leider bricht die Darstellung hier ab. Was die Urkunden bieten, handelt weder von der Zahl der Frauen noch von ihrer Hingabe oder ihrem religiösen Leben, sondern nur von Einkünften, Käufen und

Tausch von Besitz und den damit verbundenen Rechten und Pflichten.

Behausung

Wo wohnten die Frauen? Im Jahr 1402 freien der Schultheiß Konrad Matz und die Bürger zu Ebingen „das Haus und die Scheune der Klausnerinnen an St. Martins Kirchhof gelegen“ zwischen dem eigenen Garten der Klausen, dem der Prediger und einem dritten. Der Kirchhof lag um die Kirche; nach Osten bis zur heutigen Kronenstraße wurde er erst im 18. Jahrhundert verlängert. Im Gelände dicht östlich der Martinskirche wird man also das erste Haus der Klausen zu suchen haben. Die Freiung, die in einer besonderen Urkunde auch von Konrad von Emmingen, Kirchherrn St. Martins und Dekan, und von Burkard von Tierberg als Kastvogt der Kirche bestätigt wurde, bedeutete, daß die Ebinger auf irgendwelche Belastung wie Steuerzahlung, Heranziehung zu Fronen usw. verzichteten. Allerdings galt diese Bevorzugung nur für Haus und Scheuer, der übrige Besitz der Klausnerinnen blieb der Besteuerung unterworfen.

Die Prediger (Dominikaner) in Rottweil verkauften im Jahr 1404 den oben erwähnten Garten, genannt der Rain, der an der Prediger Herberge stößt, und 1420 ihr „Haus und Hofraite, genannt der Prediger Herberge, zu Ebingen vor der Stadt, die einerseits an den Garten, genannt der Rain, andererseits an die Kirchmauer der Pfarrkirche stößt“, an die hiesigen Klausnerinnen. Dieses Haus, das von da ab den Frauen als Heim diente, dürfte das heutige Büromaschinenhaus Hofele, der frühere „Kirchenwirt“, oder sein Vorgänger gewesen sein. Der Rain wird sich nach Osten oder Süden angeschlossen haben; dahinter folgte wohl das alte Haus der Klausen, von dem wir später nichts mehr erfahren.

Als im Jahr 1605 der Ebinger Stadtschreiber Johann Raach im Auftrag Herzog Friedrichs den Besitz der Klausen aufzeichnete, heißt es: „eine eigene Behausung, Hof und Hofraite in der Oberen Vorstadt an der Pfarrkirche; von derselben geht ein Gang und Wandel zu der Klausen Kirchelein (wohl einer eigenen Empore oder Nische) in genannter Pfarrkirche. Anschließend auf dem umgemachten (eingefriedeten) Hof steht ein Scheuerlein, unter welchem ein gewölbter Keller ist; vor der Behausung gehört auch ein Höflein dazu und neben demselben hinum wieder eine Scheuer und Hofraite zwischen dem Klausengarten und der gemeinen Straße, wie das alles ummarktet ist.“

Grundbesitz

Der Unterhalt der Frauen war durch erheblichen Grundbesitz gesichert. Dazu gehörten zwei Komplexe hier und Höfe in benachbarten Orten, in Meßstetten, Hossingen, Oberdisheim, Frohnstetten und Truchtelfingen.

Der Ebinger Besitz umfaßte 8,5 J. (=

Jauchert) Acker und 7,5 Mm. (=Mannsmahd) Wiesen in einzelnen Stücken verstreut, die Äcker bei der Schießmauer (Gegend des Heringsteins), im oberen Mazmann, unter der Siechenkapelle, in der Breite, an der Meßstetter Steige; die Wiesen zumeist in den Unteren Wiesen oder im Kienten, je eine im Pleuel und beim Hof. In dem Besitzverzeichnis von 1598 werden noch „etliche Bergwiesen an rauhem, ungeschlachtetem Feld“ von geringem Ertrag aufgeführt.

Ferner hatten die Frauen hier ein kleines herrschaftlich württembergisches Lehengut mit 10,5 J. Acker, 10,5 Mm. Wiesen und einem Viertel Baumgarten (1561). Für dieses Gut mußten sie dem herrschaftlichen Keller einen beträchtlichen Zins zahlen; es stand der Herrschaft auch frei, die Stücke aufzukündigen und anderen zu verleihen. 1567 war dieses Lehengut an Balthasar Mathes zur Bewirtschaftung weiter verliehen.

Das Gut in Meßstetten stammt aus der Gütermasse der Herren von Tierberg. Im Jahre 1391 verkauften Konrad von Hölstein, seßhaft zu Tierberg, und Anna von Tierberg, seine eheliche Hausfrau, das Gut, das damals Konrad Vogt bebaute und das jährlich ein Malter Vesen und ein Malter Haber Ebinger Meß, 5 Schlg Heller, 30 Eier und 2 Hühner abzuliefern hatte, und das Gütlein, das Händli Wiler bebaute und das 1 Malter Vesen, 1 Malter Haber 3 Schlg Heller, ein halbes Viertel Eier und 2 Hühner einbrachte, an den Ebinger Bürger Heinz den Laner um 49 Pfd Heller. Die Gültien waren künftig nach Ebingen zu liefern. Auf der Außenseite dieser Urkunde steht folgender Vermerk: „ein alter Kaufbrief um den Hof zu Meßstetten, den Clossnerinnen zuständig“. Daraus geht also hervor, daß der Besitz von der Familie Laner (auch Loner geschrieben) an die Klausen gekommen ist; über den Weg, auf dem das geschah, können wir nur Mutmaßungen anstellen. Vielleicht verdanken es die Frauen dem Magister Nikolaus Loner, der von 1470—1489 als Pfarrer, 1487—1489 auch als Dekan von Ebingen nachzuweisen ist. Als man 1544 eine Bestandsaufnahme bei der Klausen machte, gehörten in den Hof 49 Jauchert Acker und 21 Mannsmahd Wiesen; die Abgaben betragen jetzt je 1 Malter 10 Viertel Vesen und Haber, dann 2 Hühner und 60 Eier. Sie sind also etwas verringert.

Von dem Hof zu Hossingen berichtet die alte Oberamtsbeschreibung (die Urkunden scheinen verschollen zu sein), daß Arnold von Tierberg 1342 gegenüber dem Leutpriester zu Tüngen auf den Maierhof verzichtete und daß 1381 der Ebinger Bürger Heinrich Schmid ihn an unsere Klausen verkauft hat. Obwohl dieser Hof etwas kleiner war als der Meßstetter (37 J. Acker, 10,5 Mm. Wiesen), lagen seine Abgaben etwas höher: je 1 Malter 12 Viertel Vesen und Haber alt Ebinger Meß, 2 Hühner und 60 Eier. Ein Rechtsstreit der Klausen vom Jahr 1556 um die rechtliche Stellung dieses Hofes und die daraus zu leistenden Abgaben ist insofern bemerkenswert, als er drei Instanzen durchlief: das Dorfgericht Meß-

stetten, das Stadtgericht Balingen und das fürstliche Hofgericht Sindelfingen.

Über den Erwerb der Höfe in Oberdigsheim, Frohnstetten und Truchteltingen wissen wir nichts; anscheinend gingen die Frauen mit ihren Urkunden nicht sonderlich sorgfältig um. Wenn sie aber 1581 behaupteten, sie hätten keine Briefe und Pergamente, so ist dem entgegenzuhalten, daß im Jahr 1567 immerhin 22 Urkunden der Klausur aufgezählt sind. Aufschluß über den Erwerb von Höfen würden wir trotzdem nur für Hossingen erhalten, und ausgerechnet diese Urkunde ist nach 1880 verschwunden; die anderen Schriftstücke, meist von geringerem Belang, befinden sich noch heutzutage in Stuttgart und Ludwigsburg.

Das Gut „ze dem obern tigeschan gelegen, das man nempt Eberhards von Oberhan gut“, umfaßte nur 21 J. Acker und 5 Mm. Wiesen; es war schon 1453 im Besitz der Klausnerinnen. Übrigens können 1606 in Oberdigsheim wenigstens der Vogt und einer der Richter schreiben, während es im selben Jahr in Hossingen niemand solchen gibt.

Der Hof der Klausur in Frohnstetten wurde 1544 durch Johann Briegel, Stadtschreiber zu Ebingen und von römischer kaiserlicher Macht öffentlicher Notarius, im Beisein eines Schreibers aus Straßberg und zweier Frohnstetter Einwohner, darunter des Beständers Jerg Dreher, „erneuert“, d. h. seine einzelnen Stücke und die auf dem Hof lastenden Auflagen wurden neu beschrieben. Der Hof umfaßte 41 J. Acker, 10 Mm. Wiesen und einen Baumgarten, war also noch nicht zerteilt. Er zinst jährlich den Frauen je zwei Malter Vesen und Haber Ebinger Maß, 2 Hühner und 120 Eier, alles unentgeltlich nach Ebingen zu liefern. Der Frohnstetter Hof wurde nach einem Bericht des Ebinger Schultheißen von 1567 als einziger „um Gottes willen“, d. h. als Schenkung (zu unbekannter Zeit) an die Klausur gegeben; alle anderen Höfe hätten die Beginnen nach und nach durch harte Arbeit erworben.

Besonders umfangreich war der Besitz der Klausur in Truchteltingen. Da muß ungefähr jeder zweite Acker den Frauen gehört haben: nach einer Beschreibung von 1437 waren es über 200 J. Acker und 50 Mm. Wiesen. Zwölf Inhaber hatten davon Stücke verschiedener Größe zwischen 5 und 50 Jauchert; offenbar war die Teilung einiger Höfe schon weit fortgeschritten. Im Laufe der nächsten hundert Jahre kam auch noch der Hundshof in den Besitz der Klausur und damit noch einmal 100 J. Acker und 17 Mm. Wiesen im Tal, ebenso viele Bergwiesen und 7 Hanfgärten. Wie gelangten die Klausnerinnen zu diesem großen Besitz? Trotz der oben erwähnten Notiz von 1567 wird man vermuten dürfen, daß sie die Güter nicht nur erarbeitet, sondern wenigstens zum großen Teil einem wohlthätigen Förderer, vielleicht den Herren von Tierberg, verdankten. Manches mögen die Schwestern auch als Leibgeding mitgebracht haben.

Die Frauen brauchten also keine Not zu leiden, auch wenn ein beträchtlicher Teil der Einkünfte Armen, Kranken und Bettlern zugute kam. Sie hatten auch für den Durst vorgesorgt: Im 16. Jahrhundert mußten ihnen die Weinbauern aus dem Ammertal Wein liefern, sie bezogen aus Pfäffingen, Poltringen und Jesingen etwa 350 Liter Wein im Jahr. Man wird also sagen dürfen, daß bei den Frauen trotz hohen Kosten für die Instandhaltung der Gebäude ein gewisser Wohlstand herrschte.

Haushalt

Dasselbe stellen wir fest, wenn wir einen Blick in den Haushalt der Beginnen werfen, den uns ein 1598 angefertigtes Inventarverzeichnis ermöglicht. Die zwei letzten Schwestern, Margarete Beck und Ursula

Haug, baten in einer Eingabe an den Herzog von Württemberg um die Erlaubnis, die Fahrnis schon zu ihren Lebzeiten zu teilen und ihren Verwandten zukommen zu lassen, was ihnen mit Rücksicht auf deren Armut gestattet wurde. Zugleich aber erhielt der Geistliche Verwalter und Schultheiß Jakob Dengler den Auftrag zu einer vollständigen Betandsaufnahme. Silberne Geräte waren in unseren Bürgerhäusern (übrigens noch bis ins 19. Jahrhundert) selten, dagegen waren die Frauen mit Zinn- und Messinggeräten reichlich versehen. Der Schultheiß fand vor: 15 silberne Löffel, 4 silberne Becherlein, 20 schlechte Paternoster, ferner 4 solche aus Korallen, 3 aus gelbem und 3 aus schwarzem Augstein, eine aus Katzenton, ein Gehäuse mit silbernem Kreuz; an Bettgewand 7 Oberbetten, 15 Unterbetten, 15 Pfulben, 7 Schulterkissen, 2 weiß gesteppte Decken, 40 Leinläch, 12 Tischlaken, 14 Zwelen, 60 Ellen Tuch, 2 Umhänge; an Zinngeschirr 30 Teller, 4 Platten, 16 große und kleine Kannen, 3 Viertelkännlein, 2 Flaschen; an Messinggeschirr 6 Handbecken, 8 Leuchter, 2 Kupferkessel, 2 Pfannen, 1 Ring; an Küchengeschirr 14 eiserne Häfen, 7 Kessel, 2 große Waschkessel, 1 Schwenkessel, 1 kupfernen Brunnenkessel, 1 Rost, 13 Pfannen, 1 großen Dreifuß, 1 Bratspieß, 1 kupfernen Brennofen mit einem Hut, 1 Pfefferpfanne; an Holz- und Schreinwerk 2 Archen, 1 Tisch, 12 Tröge, 8 Bettladen, 4 Kästlein, 6 Laden, 1 Lotterbettlädlein, 1 Karren, 1 Wachsbreche. So sah es also vor 400 Jahren in einem größeren und besseren Haushalt der Schwäbischen Alb aus. Die Ausstattung zeigt übrigens, daß man mit einer Belegung des Hauses durch höchsten acht Frauen rechnete. Im ganzen aber erweist der Besitz der Klausur, was auch für die Stadt Ebingen, die gesamte Alb und für Teile ihres Vorlandes im Mittelalter und bis ins 19. Jahrhundert gilt: man bewegte sich in bescheidenen Verhältnissen.

II. Die Klausur nach der Reformation

Als im Jahre 1534 Herzog Ulrich mit der Einführung der Reformation in seinem Land begann, blieben die Klausnerinnen oder mindestens ein Teil von ihnen dem alten Glauben treu. Das hat man ihnen nicht verwehrt, auch den anfänglichen Plan, sie mit anderen Frauen irgendwo zusammenzufassen, wieder aufgegeben und sie weiterhin in ihrer Klausur wohnen lassen. Dagegen hat man sie nun zu Kriegswunden und anderen Lasten herangezogen. Das führte zu Reibereien, zu Klagen der Frauen beim Stadtmagistrat und bei der Regierung in Stuttgart, zu Rückfragen von dort, zu Berichten der örtlichen Instanzen und zu mehreren Vermögensaufnahmen, die schon im ersten Teil verwertet wurden. Aus diesem Schriftwechsel erfahren wir nun endlich mancherlei über die Tätigkeit der Frauen. (Vieles von dem, was wir so über die Verhältnisse des 16. Jahrhunderts hören, wird sich auch ins 14. und 15. Jahrhundert zurückprojizieren lassen, anderes bleibt ungeklärt, z. B. die Stellung der vorreformatorischen Geistlichen zu den Frauen).

Treue Bürgerinnen

Im Jahr 1564 verklagten Schultheiß, Bürgermeister und Gericht die Frauen beim Herzog, sie wollten sich von den Lasten für Feldzüge drücken. Auf fürstlichen Befehl wurden sie daraufhin nicht mehr mit den Ebinger Bürgern veranlagt, sondern unter die Sondergruppe der Prälaten, Klöster usw. eingereiht. Das war den Frauen nicht recht; sie beehrten nicht, schrieben sie, sich von der Bürgerschaft abzusondern, denn sie seien ohne Ausnahme Bürgerinnen und Bürgerkinder zu Ebingen, die bei gemeiner Bürgerschaft in Lieb und Leid bis an ihr Ende bleiben

wollten. Aber man habe sie zeitweise über Gebühr belastet. So sei ihnen schon im Schmalkaldischen Krieg (1546/47) die Stellung eines Kriegsgrosses auferlegt worden. Sie hätten also eines kaufen und fast ein Jahr unterhalten müssen, obwohl man es nicht in Anspruch genommen habe. Ausleihen hätten sie das Pferd nicht dürfen, selbst gebraucht hätten sie es auch nicht, denn sie, „arme, alte, schwache und blöde Weibsbilder“, könnten nicht mit Rossen umgehen. Sie seien aber bereit, statt des Rosses Geld zu bezahlen. Trotzdem hat man die Frauen auch später gelegentlich zur Stellung von Pferden verpflichtet, z. B. im Musterregister von 1558.

Armut

Bewegte Klage über ihre Armut führen die Frauen im Jahr 1568: Sie hätten ein ganz geringes Einkommen. Man habe ihrem Gotteshaus nichts gestiftet oder geschenkt, wie das in anderen Klöstern geschehen sei. Die ersten Konventschwestern hätten sich mit Tagelöhnern, Weben (noch 1581 wird der Webgaden der Frauen erwähnt) und anderer harter Handarbeit ernähren müssen, auch infolge ihrer Armut das Korn nicht um Lohn zur Mühle fahren lassen können; zwei ihrer Mitschwestern hätten jeweils einen Landscheffel Korn nach Truchteltingen in die Mühle getragen (wahrscheinlich doch nur das in Truchteltingen anfallende Korn). Jetzt seien sie nur noch fünf Konventschwestern, „mehrentsils alte und sonst leibarme, schwache und blöde Frauenzimmer“; sie könnten nicht mehr so viel Arbeit leisten wie früher, wo sie noch viele und jung gewesen. In der Stadt lobe man sie wegen ihres untadeligen Lebenswandels. Von armen Leuten würden sie überlaufen.

1567 verlangt die Regierung Auskunft über die Vermögensverhältnisse und über ihr Tun und Lassen; es sei dem Herzog berichtet worden, daß sie in ihren Kutten anderen zum Ärgernis hin und wider schweiften, Kranke und Sterbende besuchten und auf das Papsttum und die Abgötterei wiesen.

Lebenswandel

Schultheiß, Bürgermeister und Gericht schreiben daraufhin: es seien noch fünf, zwei davon alt, zwei jung und stark, eine auch jung, aber ein leibarmes, schwaches, hoferiges Menschlein. Sie schafften früh und spät hart und hielten sich still und ehrlich, fromm und tugendlich; man könne weder von ihnen noch ihren verstorbenen Mitschwestern Unzucht oder Unehrbarkeit melden. Nur in Religionssachen seien sie widerspenstig und hielten sich nicht an E.F.G. und Augsbürgische wahre christliche Konfession“. Zur Predigt in der Pfarkirche kämen sie alle, in die Kapellkirche nur jeweils zwei, zum Abendmahl keine. Um die letzte Fastnacht sei ihnen ein Schindellädlein voll Hostien von ihrem Guardian oder Beichtvater in Freiburg i. Br. zugegangen; ob sie die selbst benützten oder anderen auf Bitten zusenden, wisse man nicht. Sie gingen in ihren Kutten, doch errege das kein Ärgernis, da man es gewöhnt sei. Krankenbesuche machten die Frauen abgesehen von ihrer Verwandtschaft nur, wenn man sie rufe. Dem Pfarrer hätten sie bekannt, daß sie den Kranken und Sterbenden außer dem Gebet des Herrn und dem christlichen Glauben auch den englischen Gruß vorsprechen, sie wollten auch die Fürbitte der verstorbenen Heiligen verteidigen. Den Kranken und Armen hätten sie durch Mitbringen oder Schicken von Essen und Trinken, durch Bereiten von Arzneien (Ebingen sei weit ab von Apotheken) und durch Aufätzen und Verbinden von Pestkranken viel Gutes getan.

Zur Rechtfertigung reisten zwei Schwestern sogar nach Stuttgart, wo ihnen der

Kirchenrat zuredete, sich in ein Spital zu begeben oder gegen Übergabe ihrer Habe und ihrer Güter ein jährliches Leibgeding anzunehmen. Aber „sie baten, dieweil es doch nit mehr lang mit ihnen wahren könne, sie vollends beieinander und bei ihrem Armütlein bleiben zu lassen“, was ihnen gewährt wurde.

Verstockte Altgläubige

Der Schultheiß Carlin Ziegler, der kein alter Ebinger war, berichtete im Jahr 1581 etwas schärfer über sie: Im Beginnenhaus „sind noch vier Frauen, haben den Orden (Ordensgewand) an, können ein wenig lesen und schreiben, sind ihres Glaubens mit nichten fundiert, gar tolle, verstockte, zwei alte und zwei junge Weiber, gehen in die Kirch, brauchen aber das Nachtmahl Christi nicht, lassen Behausung und Aecker verkommen“. Er hat erfahren, daß sie manchmal Meßpriester und Mönche zu sich berufen, Wasser und Salz und anderes weihen lassen, auch bei ihnen kommunizieren, und daß diese gelegentlich bei ihnen über Nacht bleiben.

Der seit 1583 hier tätige Pfarrer M. Wolfgang Küssel genannt Scherer war nach der Meinung vieler zu hitzig in seinem Kampf gegen die Altgläubigen, doch hielt es Scherer für nötig, denn viel Volk in seiner Gemeinde approbierte noch das Papsttum, man gebe auch Kinder in das Papsttum (in den geistlichen Stand? in katholische Ehen?). Da ist es kein Wunder, wenn ihm die Klausnerinnen ein Dorn im Auge sind: sie hätten eine große Verwandtschaft, zeigten den Leuten ihre „Götzen“, verteidigten ihre papistischen Zeremonien; daß sie nicht lutherisch werden wollten, gefalle dem gemeinen Manne; es sei zu befürchten, daß sie Schaden tun, da sie die Leute irre machten. Manche Kranken riefen eher die Nonnen als ihn, den Pfarrer, zu sich. Vom Synodus erhielt Scherer auf diese Klagen hin Weisung, er solle so predigen, daß es der Erbauung diene.

1587 weiß der Pfarrer zu berichten, wenn eine Klosterfrau begraben werde, gebrauchten die Frauen ihre Zeremonien wie Weihwasser, Kerzen, Kreuz usw. Da läuft auch den Herren in Stuttgart die

Galle über: es wäre gut, wenn man das Geschmeiß los wäre, da man sonst nichts mit ihnen ausrichten könne. Nach einem Bericht von 1588 kommt oft der Lautlinger Meßpfaß zu den Klosterfrauen und reicht ihnen heimlich die Sakramente. Die Nonnen wollten diese Ostern nicht zu Beichte und Abendmahl beim hiesigen Pfarrer.

Aus einem Synodusprotokoll von 1590 erfahren wir, daß Pfarrer Martin Ens, der Nachfolger Scherers, mit den Frauen verhandelt hat, sie sollten kommunizieren, er habe aber nichts ausgerichtet. Sie hätten eingewendet, sie hätten nicht die Gnade, mit uns zu kommunizieren; sie sähen auch nicht ein, daß die Leute durch unser Nachtmahl frömmen würden; daran sei zu sehen, daß es nicht das rechte Nachtmahl sei.

Mit Rücksicht darauf, daß die Frauen alt waren und man mit ihrem baldigen Ende rechnen konnte, hat man nichts mehr gegen sie unternommen, es sogar hingehen lassen, daß sie Weingülden in Jesingen bei Tübingen heimlich ablösten und den Ertrag zur Bestreitung dringender Ausgaben verwendeten.

Das Ende

Die Schwester Catharina Leipp starb fast 90 Jahre alt anno 1594 am Gründonnerstag; sie war 70 Jahre in der Sammlung gewesen. Die beiden letzten, Ursula Haug und Margarethe Beck, durften noch, wie erwähnt, im Jahr 1598 ihre Habe, Hausrat, Bettgewand und etwas Geld, an ihre armen Verwandten verteilen. Ursula Haug starb 1605; ihre Paternoster und Kleinodien wurden in einem verschlossenen Trühelein im fürstlichen Vorgemach in Stuttgart abgeliefert. Die letzte, Margarethe Beck, kam noch für ein paar Jahre ins Spital, wo sie nach längerer Krankheit 1608 verstarb. Die Klausen, „Haus, Scheuern, Keller, Garten, alles an- und beieinander in der Oberen Vorstadt zwischen dem Kirchgäßlein und Hans Rehfußes Garten“, wurde 1609 um 2150 Gulden an Martin Krimmel verkauft, zahlreiche liegende Güter bald darauf an andere Bürger. Der Geist opferwilligen Dienstes aber ist mit der Klausen in Ebingen nicht ausgestorben und darf hoffentlich auch künftig bezeugt werden.

des mei'? . . . I ka' it rausgee.“ — „Des ghört ganz Dir!“ — „Was ao!!“ — „Ja, und vielleicht kannst Du mir morgen wieder eine Stunde in den Acker stehen.“ — „Äll Tag stand i nei' . . . äll Tag!“

Mit Herrn Pfaff ging er eines Tages nach Ostdorf. Er wollte dort auf der „Breite“ malen. Nun war aber gerade Rekrutentag. Eckenfelder hatte eine große Freude an den Rekruten, ging, anstatt zu malen, mit ihnen in die „Krone“ und traktierte sie mit Bier und roten Würsten. Er selber trank und sang wacker mit. Spät am Abend schlichen die beiden heimwärts, singend, Arm in Arm . . ., aber „da-hennerom“ —

Immer schon hatte Eckenfelder eine besondere Liebe zu Pferden. Einmal begegnete ihm auf der Heselwanger Straße ein Bauer mit einem schönen Pferd, das stark lahmt; es hatte einen kranken Fuß. Er besah das Pferd und fragte, was es kostete. „50 Mark.“ Ohne sich zu besinnen, kaufte er das Pferd und brachte es zum Hotelier Roller, der ein halber Tierarzt war. Und nun pflegten sie beide das kranke Tier. Jeden Tag wurden Lehmumschläge gemacht, und nach 14 Tagen war der Fuß wieder gut. Jetzt hatte er sein eigenes Pferd, und oft hat er es später gezeichnet und gemalt.

An einem heißen Tag malte er droben im Schlichemtal. Die Sonne stach, und so spannte er seinen großen, bunten Sonnenschirm auf. Plötzlich hörte er hinter seinem Rücken fremde Laute und dazwischen immer wieder das Wort: „Luftballo' . . . Luftballo' . . .“ Nicht weit von ihm standen ein paar Zigeunerkinde. Er redete sie freundlich an und erfuhr, daß sie oben am Bach ihr Lager hatten. Gleich packte er seine Sachen zusammen, und mit seinem Begleiter folgte er den Buben, bis sie zum Wagen und Lager kamen. Sofort erkannte er die künstlerische Situation, spendierte den Männern ein paar Mark und malte den Wagen, die Weiber, Kinder und Hund, und was eben dazu gehörte. So entstand das Bild „Zigeunerlager“.

Matthias Koch äußerte einmal den Wunsch, Friedrich Eckenfelder, dessen Bilder er sehr schätzte, und mit dem er sich wesensverwandt fühlte, kennenzulernen. Wir gingen an einem Sonntagmorgen nach 11.00 Uhr in die Neue Straße und trafen den Meister in seiner Wohnstube. Die Freude und die herzliche Begrüßung der beiden werde ich nie vergessen, und als dann der Hausherr seine Skizzen und Bilder zeigte, u. a. auch den großartig gemalten „Guulr“ (Hahn), hatte Matthias Koch seine helle Freude, und gleich fing er an: „Dr Guulr uf dr Mischte, dr machet au' da Ma'; dr streckt sein lange Krage ond krähät, was r ka' . . .“ Da war die Freundschaft geschlossen, und erst nach sanftem Mahnen der treuen Pflegerin und späteren Biographin des Malers, Frau Gertrud Link-Wagner, wurde der Besuch abgebrochen. Die beiden Männer, die sich in der Liebe zur Heimat gefunden hatten, konnten sich kaum trennen.

Dem Maler Friedrich Eckenfelder habe ich zu seinem 70. Geburtstag die Verse gewidmet:

„Die Muse schenkte Dir in gnadenreichen Stunden
die hohe Kunst, der Heimat Pracht zu schildern.
So bleibt Dein Name allezeit mit ihr verbunden;
Du lebst, ihr treuer Sohn, in Deinen Bildern.“

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Friedrich Eckenfelder (1861-1938)

Erinnerungen von Karl Hötzer

Friedrich Eckenfelder entstammte einer alten Balingen Familie, wohnte seit seinem Besuch der Münchner Kunstakademie während des größten Teils seines Lebens in München, verbrachte aber alljährlich einige für seine Kunst fruchtbare Monate bei seinen Angehörigen in Balingen. Im Jahre 1923 ist er wieder ganz dahin zurückgekehrt und hat dort die letzten 15 Jahre seines Lebens unermüdlich schaffend zugebracht. Als auf einer der großen Münchener Kunstausstellungen ein großes Pferdebild von ihm, („In der Schwemme“), mit der goldenen Medaille ausgezeichnet und ihm gleichzeitig eine Professur an der Münchener Kunstakademie angetragen wurde, lehnte er den ehrenvollen Ruf ab und blieb freischaffender Künstler. So hat er sich besonders als Landschafts- und Tiermaler neben seinem Lehrer, Prof. Dr. von Zügel, einen Namen erworben als eine ganz eigene in sich geschlossene Künstlerpersönlichkeit.

An seinem 68. Geburtstag verließ ihm die Stadt Balingen das Ehrenbürgerrecht, und in vielen Balingen Häusern hängen seine Bilder, meist sehr groß angelegte Landschaften mit Pferden oder Schafen im Vordergrund, aber auch intime Genre-Bilder wie „Säulesmarkt“, „Jahrmarkt mit Karussell“, „In der Schmiede“, „Zigeunerlager“ u. a. Einige seiner schönsten Werke schmücken das Trauzimmer im Balingen Rathaus;

die meisten aber sind in dem von seinen Nichten (Frau Schnitzler-Wagner und der verstorbenen Frau Gertrud Link-Wagner) mit viel Liebe und Verständnis zusammengestellten Eckenfeldermuseum (Neue Str. 3) der Öffentlichkeit zugänglich.

Im Jahre 1938 schloß Eckenfelder die Augen für immer. Er ruht in einem Ehrengrab an der südlichen Mauer der Balingen Friedhofkirche, und nie versäume ich, an seinem Grab seiner in Treue zu gedenken, und dann tauchen alte, liebe Erinnerungen auf. Oft sind wir, sein Schwager Christian Wagner, Kanzleirat Wilhelm Jetter, Notar Schmidt, Stiftungspfleger Henger und ich, unter heiteren Gesprächen mit Herrn Eckenfelder hinausspaziert in eines der umliegenden Dörfer und sind dort eingekehrt.

Wenn er zum Malen auszog, war der getreue Herr Pfaff sein ständiger Begleiter. Er trug die Malgeräte und erzählte später manch heiteres Erlebnis. So waren sie einmal auf dem Weg nach Erzingen. Da sah Meister Eckenfelder ein Paar schöne Pferde vor dem Pflug. Ein junger Bauer im blauen Kittel führte sie. „Bleib grad so stehen“, rief der Maler und begann gleich zu skizzieren. Nach einer Stunde bedankte er sich und drückte dem Bauern fünf Mark in die Hand. Der schaute ihn etwas verblüfft an und stammelte schließlich: Ja, ja . . ., ghairt

Mittelalterlicher Bergbau in den Alpenländern

Von Dipl.-Ing. R. Kernäter

(Schluß)

Handelsstraßen führten über Villach nach Venedig und die Drau aufwärts; der alte Weg von Kärnten nach Italien führte über Pontebba, Venzone, Collalto, Udine nach Palma.

Tirol, die „Grafschaft im Gebirge“, besaß im Norden des Landes ein entwickeltes Berg- und Hüttenwesen; in Krain stand später an erster Stelle die Quecksilbergewinnung.

Übereinstimmend zeigen diese Alpenländer im Mittelalter einen hohen Stand bergbaulicher Technik. Sagen wie die vom „Venedigermandl“ deuten darauf hin, daß schon früher allerlei Volk aus Welschland, aus slawischen und deutschen Gauen, von den reichen Schätzen angelockt, seine Kunst versuchte, der Erde ihre Kleinodien zu entreißen. Später wurden sachkundige Bergleute, insbesondere aus Deutschland, regelrecht berufen und so kam es zu der eigentümlichen Durchdringung mit deutschen Elementen, die die bergbaulichen Arbeitsmethoden und Rechtsordnungen der Alpenländer auszeichnen. Hier mittelalterlichem Leben nachgehen, heißt ein reizvolles Spiegelbild deutschen Wesens suchen.

Im 16. Jahrhundert regelten landesherrliche Bergordnungen den Bergbau; auf ihn wurde auch im Allgemeinen Preußischen Landrecht 1794 ausführlich Bezug genommen. In Österreich unterschied man hinsichtlich der Bergbeamten „die vom Leder und die von der Feder“. Dabei muß man bedenken, daß es auch in personeller Hinsicht viel zu regeln und zu verwalten gab, denn z. B. in Sterzing in Tirol waren Zehntausende von Bergknappen damit beschäftigt, den „Bergsegen“ in Form von Kupfer, Blei und Zinkblende einzubringen. Sterzings Kirche „Unsere liebe Frau im Moos“ die größte Kirche Südtirols, betreute diesen Bergwerksbezirk, der durch die Verpfändung an die Augsburger Fugger und ausländische Gesellschaften im 15. Jahrhundert dem Landesherren „Friedrich mit der leeren Tasche“ dazu verhalf, seinem Nachfolger „Sigismund dem Münzreichen“ einen stattlichen, inzwischen durch neu entdeckte Gold- und Silberbergwerke bereicherten Nachlaß zu übereignen. Kaum ein Tal in Tirol, das ohne „Knappenlöcher“

war, ob es sich nun um die Ausbeute in Schwaz, Sterzing, Gossensaß, Imst, Primör oder andere Fundstätten wie etwa das Kupferkiesbergwerk bei Forno im Avisioital handelte.

Bergbau ist natürlich nicht Selbstzweck, sondern er will Wirtschaftsgüter schaffen. Die Beschäftigung mit seiner Geschichte lenkt aber den Blick doch auf die an einem geistigen Bild des Menschen orientierte Auffassung der Natur: Die Mineralien und Metalle sind Zeugen der Erdvergangenheit und damit, auch im Sinne alter Mythen, der lebendigen Kräfte, die wir noch heute am Werk finden.

Das Widumgut in Isingen um 1699 und 1782

Von Karl Holweger

Das Widumgut (Kirchengut) gehörte der Pfarrei in Isingen und war ein zur Nutznießung der Kirche „gewidmetes“, d. h. geschenktes Gut, welches nach der Reformation 1534 der Geistlichen Verwaltung in Rosenfeld unterstellt wurde und damit unter landesherrschaftliche (fürstliche) Kontrolle kam. Auch die Pfarrei kam damals endgültig nach Rosenfeld und ein Diakon hatte die kirchliche Besorgung. Auch der „Heuzehnt“ gehörte allein der Pfarrei. 1782 war ein Diakon von Rosenfeld, der Pfarrverweser zu Isingen war, der Empfänger. Auch der Mesner von Rosenfeld hatte alljährlich Anspruch auf einen „einrossigen Karren“ Heu.

Das Widumgut, das der Lehensträger Christian Weiß, Bauer und 25 weitere „Zinsreicher“ innehatten, bestand aus 17 Jauchert (J.) Äcker, 16 Mannsmahd (Mm.) Wiesen und 1 J. Wald, nach würtbg. Morgenmaß 41 Morgen, 1/4 Viertel und 8 1/2 Ruten.

Alljährlich mußte die „ewig onablösige Gült“ auf dem geistlichen Verwaltungskasten in Rosenfeld ohne derselben Kosten und Schaden (unentgeltlich) in guter, sauberer Frucht, Kaufmannsgut (Handelsware) „zu wahren und antworten“ je 4 Simri Dinkel und Hafer abgeliefert werden. Liefertag war „St. Martins, des Bischofs-Tag.“ (Martini) In dieses Widumgut gehörten:

1. Äcker

a) in der Zelg „ob der Kirch“: 5 1/2 J. — 1/2 J. „ob der Kirch“, 1 1/2 J. auf dem Heuberg „im Grund“. Dieses Stück lag zu allen Seiten zwischen der Gemeindeallmend und

wurde deshalb am 8. Juli 1769 mit fürstlicher Genehmigung gegen 4 Stücke von je 11 1/4 Viertel auf dem Heuberg eingetauscht und zur Allmend geschlagen. Alle genannte Stücke lagen auf dem Heuberg an der „Halden“ oder in „Wolfsgrub“ und im „Grund“.

b) Zelg Hinterhofen. 6 1/4 J. — 2 1/2 J. Acker und Brachwiesen vor dem „Lau“, darunter ein Wiesle, mit Öhmdrecht, 3 Viertel im „Raizle“, 1 J. auf „Hochegart“, 2 J. am „Riederbrunnen“ wurden in die Allmend gelegt und dagegen 1 1/2 J. auf „Heinren“, 2 J. in den „Grabenäckern“ oder auf „Elmet“ und 1/2 J. im „Grund“ vertauscht.

c) Zelg „Längenfeld“! 5 1/4 J. — 2 J. in den eben genannten „Grabenäckern“, 1/2 J. auf Grund, 1 J. auf „Längenfeld“ und 1 3/4 J. auf dem „Schömberg“.

2. Wiesen, 16 Mannsmahd.

1 Mm. Wiesen im „Graben“, Brachwiese, wurde gegen eine gleichgroße auf dem Heuberg in der oberen „Reute“ von der Gemeinde und dem Brachrecht gekauft. 2 1/2 Mm. vor dem „Lau“, 1 1/2 Mm. in den „Talwiesen“ 2, Binsdorfer Bahn, 1/2 Mm. war Brachwiese, weitere 1/2 Mm. ebd. 1 Mm. Brachwiese im „Gründelbach“, 1 Mm. vor „Bue“ am Schafwasen, 1/2 Mm. in „Steigen“, 1 1/2 Mm. vor oder ob dem „Härtle“. 1 Mm. in der oberen „Reute“, vertauscht für 1 1/2 Mm. auf dem Heuberg an der „Fuchslocherin“ 2 ist mit fürstl. Genehmigung von der Gemeinde für das Brachrecht auf 1 Mm. im „Graben“ überlassen und in die Allmend geschlagen worden. 2 1/2 Mm. auf dem Heuberg in den „Otterwiesen“ oder auf den „Großteil“ auf dem „Falchen“, davon Wiese und Wald. 1 Viertel in „Graben“. Die vielgenannten Brachwiesen blieben z. T. unbenutzt, vielfach aber umgearbeitet oder aufgeforstet. Tausch und Kauf durch die Gemeinde zeigen, wie damals schon eine weitgehende Arrondierung (Zusammenlegung) betrieben wurde und später die Anlegung von Einzelhöfen, die erst nach 1772 nachzuweisen sind, begünstigte.

3. Wald.

1 J. im „Assam“ oder „Fayenried“. — Bei der Ablieferung ergab sich mit 3 1/2 Viertel Dinkel und Hafer ein allzugroßer Überschuß, der dem Lehensträger „für seine Mühe mit dem Einziehen und Liefern, auch zum Einmaß“ verblieb. Dies war darauf zurückzuführen, weil eine Mm. Wiesen in „Otterwiesen“ erst „eriniert“ wurde, nachdem die Aufstellung bereits erfolgte und sich „ob der großen Weitläufigkeit“ (Umstände) nicht mehr „ändern ließ“.

Inhaltsverzeichnis des dreizehnten Jahrganges

Alt-Ebingen und seine Markung	Seite	Ausländer oder Spätheimkehrer	
Von Hans Müller	581—584	Von Günther Scheel	600—610
Der schwäbische Dialekt		Die Ruine von Urslingen	
Matthias Koch (1850—1936)		und die Herren von Urslingen	
Von Karl Hötzer	585—587	Von Fritz Scheerer	610—611
Unser Albraut im Wechsel der Zeiten		Die Eisenerne Krone im Dom zu Monza	
Von Fritz Scheerer	587—590, 590—591	Von Robert Kohlrusch	611—612, 615
Hundert Jahre Biogenetisches		Der Leidringer Dingbrief von 1389	
Grundgesetz		Von Fritz Scheerer	613—615
Von Rudolf Kernäter	590	Die Hohenberger und ihre Burg	
Beispiele und Bilder		Von Wolfgang Leopold	615
schwäbischer Minnesänger		Beiträge zur Frage der Herkunft	
Von Kurt Wedler	591—594	Walthers von der Vogelweide	
Vom Aussehen und Auftreten der Kelten		Verfasser ungenannt	616, 620
Von Dr. Walter Stettner	593	Zur Landschaftsgeschichte	
„Am Neckar, am Neckar“		um den Oberhohenberg	
Von Hans Müller	595—596, 598—600, 603	Von Fritz Scheerer	617—618
Aus der Geschichte Südtirols		Louis Landerer (gest. 12. Oktober 1941)	
Von Kurt Wedler	597—599	zum Gedächtnis	
Der Krieg von 1866 und seine		Von Karl Hötzer	618—619
Bedeutung für Deutschland		Eine lustige Geschichte von Ebingen	
Von Dr. Wilhelm Foth	601—602	Von Kurt Wedler	619
Bernhard Hauff		Noch leben Samariter im biblischen Land	
Von Rudolf Kernäter	602—603, 608	Verfasser ungenannt	620
Schachtelhalme — ein altes		Alte Steigen um Ebingen	
Pflanzengeschlecht		Von Hans Müller	621—623
Von Fritz Scheerer	604	Mittelalterlicher Bergbau	
Der Regierungsbezirk		in den Alpenländern	
Südwürttemberg-Hohenzollern		Von Rudolf Kernäter	623—624, 628
Von Prof. Dr. K. H. Schröder	605—606	Die Ebingen Klause	
Tiroler Freiheitskämpfe		Von Dr. Walter Stettner	625—627
Von Kurt Wedler	606—608	Friedrich Eckenfelder (1861—1928)	
1000 Jahre alte Wetterregeln		Erinnerungen von Karl Hötzer	627
stimmen jetzt noch		Das Widumgut in Isingen von 1699 und 1782	
Verfasser ungenannt	608	Von Karl Holweger	628

